



**LEUPHANA**  
UNIVERSITÄT LÜNEBURG

Anja Achenbach, Anja Humburg, Daniel Fischer, Robin Marwege, Gerd Michelsen (Hrsg.)

# **GOOD PRACTICE. READER FÜR GUTEN NACHHALTIGKEITSJOURNALISMUS.**

Eine Publikation der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus.

**VAS**

#### **Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über »<http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Anja Achenbach, Anja Humburg, Daniel Fischer, Robin Marwege, Gerd Michelsen (Hrsg.)

# **GOOD PRACTICE. READER FÜR GUTEN NACHHALTIGKEITSJOURNALISMUS.**

Eine Publikation der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus.

#### **IMPRESSUM**

HERAUSGEBER: Anja Achenbach, Anja Humburg, Daniel Fischer,

Robin Marwege, Gerd Michelsen

PROJEKTLEITUNG & REDAKTION: Anja Achenbach

KONZEPTION: Anja Achenbach und Anja Humburg

MITARBEIT: Angelika Haaser

GESTALTUNG & LAYOUT: Katrin Eismann

SCHLUSSREDAKTION: Angelika Pohl

UNESCO Chair „Higher Education for Sustainable Development“

Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus

Leuphana Universität Lüneburg

Scharnhorststraße 1, 21335 Lüneburg

»[www.leuphana.de/unesco-chair](http://www.leuphana.de/unesco-chair)

»[www.leuphana.de/nachhaltigkeitsjournalismus](http://www.leuphana.de/nachhaltigkeitsjournalismus)



Lüneburg, August 2015

# INHALT

## VORWORT

- 5** GOOD PRACTICE.  
Warum wir guten Nachhaltigkeitsjournalismus exemplarisch zeigen wollen

## EINFÜHRUNG

- 8** WAS GUTEN NACHHALTIGKEITSJOURNALISMUS CHARAKTERISIERT.  
Zur Auswahl unserer Beispiele.  
von ANJA ACHENBACH und ANJA HUMBURG  
UNESCO Chair „Higher Education for Sustainable Development“, Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus, Leuphana Universität Lüneburg
- 13** PFLÖCKE IN EINEM WEITEN FELD.  
Zu den Qualitätskriterien des Medien-Doktor UMWELT.  
von DR. WIEBKE RÖGENER  
Medien-Doktor Umwelt, Institut für Journalistik, TU Dortmund
- 17** VON BERICHTEN ZU GESCHICHTEN.  
Zu den Storytelling-Formaten.  
von PROF. DR. TORSTEN SCHÄFER  
Institut für Kommunikation und Medien, Hochschule Darmstadt

## ZU DEN BEISPIELEN

### GUTE PRODUKTGESCHICHTEN

- 24** „DAS KURZE LEBEN VON FERKEL 0146“  
von NIKOLA SELLMAIR.  
Erschienen am 24.10.2007 im „Stern“
- 34** „DER WAHRE PREIS DER STEINE“  
von JOHANNES PENNEKAMP.  
Erschienen in „enorm“ 1/2012
- 44** „DIE LIEBE DER EUROPÄER ZUR HÄHNCHENBRUST“  
von BETTINA RÜHL.  
Gesendet am 13.1.2010 auf Deutschlandradio Kultur
- 49** „AM SEIDENEN FADEN“  
von CASPAR DOHMEN.  
Erschienen am 31.1./1.2.2015 in der „Süddeutschen Zeitung“
- 53** „KILLING SEEDS“  
Webreportage aus „White Gold. On social and environmental effects of global cotton production“  
von UWE H. MARTIN.  
Erschienen auf seinem Wordpress-Blog, 2012

### GUTE PATCHWORKGESCHICHTEN

- 62** „DIE KLIMAKRIEGER“  
von ANITA BLASBERG und KERSTIN KOHLENBERG.  
Erschienen am 28.11.2012 in der „Zeit“
- 72** „GELD SUCHT LAND“  
von JAN RÜBEL.  
Erschienen in „Zeitzeichen“ 1/2014
- 76** „JETZT ISS MAL RICHTIG!“  
von BASTIAN HENRICHS.  
Erschienen in „enorm“ 3/2012

### SELBSTERFAHRUNG

- 88** „EIN GEFUNDENES FRESSEN“  
von LARS FISCHER.  
Erschienen am 29.10.2011 in der „Wümme-Zeitung“
- 95** „WENIGER IST MEHR“  
von KARIN DE MIGUEL WESSENDORF.  
Gesendet am 10.1.2014 auf Arte

## VORBILDER

- 100** „MEIN GELD? NICHT FÜR KOHLE!“  
von ANNETTE JENSEN.  
Erschienen in „zeo2“ 1/2015
- 103** „NEUE ÖKONOMIE. ES REICHT!“  
von HANNE TÜGEL.  
Erschienen in „Geo“ 7/2013
- 106** „REICH OHNE EIGENTUM“  
von NORA BAUER.  
Gesendet am 20.1.2015 im Deutschlandfunk
- 108** „TASTE THE WASTE“  
von VALENTIN THURN.  
Kinofilm, 2011
- 112** „DIE 4. REVOLUTION – ENERGY AUTONOMY“  
von CARL-A. FECHNER.  
Kinofilm, 2010

## STOFFSTRÖME

- 120** „CHRONISCH VERGIFTET“  
von UTE SCHEUB.  
Erschienen in „Oya“ 26/2014
- 126** „VERDAMMTER DÜNGER“ und „DAS WASSER WIRD SCHLECHT“  
von FRITZ VORHOLZ.  
Erschienen am 4. und am 18.9.2014 in der „Zeit“

## NACHWORT

- 135** NACHHALTIGKEIT IM JOURNALISTISCHEN FOKUS.  
Ein Ausblick

## GOOD PRACTICE. WARUM WIR GUTEN NACHHALTIGKEITS- JOURNALISMUS EXEMPLARISCH ZEIGEN WOLLEN.

### „WIE LASSEN SICH GUTE NACHHALTIGKEITSGESCHICHTEN ERZÄHLEN?“

Übergreifendes Ziel unserer Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus am UNESCO Chair für „Hochschulbildung für nachhaltige Entwicklung“ ist es, qualitativ hochwertigen Journalismus mit Nachhaltigkeitsbezug zu fördern und dafür erforderliche Kompetenzen weiterzuentwickeln. In Form eines Good Practice Readers möchten wir anhand gelungener Geschichten Themen und Erzählweisen exemplarisch aufzeigen und Einblicke in die Praxis und Arbeitsweise erfahrener Kollegen und Kolleginnen geben.

Der Good Practice Reader will beleuchten, wie sich Geschichten mit Nachhaltigkeitsbezug erzählen lassen, die nicht nur allgemeinjournalistische Qualitätskriterien erfüllen, sondern darüber hinaus auch den nachhaltigkeitsjournalistischen Kommunikationsansprüchen genügen, vielschichtig, transdisziplinär, ressortübergreifend und zukunftsweisend Wandel aufzuzeigen.

An dieser Stelle möchten wir es auch nicht versäumen, uns ganz herzlich für die tatkräftige Unterstützung bei der Erstellung dieses Readers zu bedanken: Unser Dank gilt Angelika Haaser, die sich in vielen E-Mails um die Rechteanfragen und Rechercheberichte bemüht hat, und Angelika Pohl, die diesen Reader schließlich noch einmal akribisch unter die Lupe genommen und lektoriert hat.

Eine inspirierende und erkenntnisreiche Lektüre wünschen Ihnen

Anja Achenbach, Anja Humburg, Daniel Fischer, Robin Marwege, Gerd Michelsen

# EINFÜHRUNG

- WAS GUTEN NACHHALTIGKEITSJOURNALISMUS CHARAKTERISIERT. Zur Auswahl unserer Beispiele.  
von **Anja Achenbach** und **Anja Humburg**, UNESCO Chair „Higher Education for Sustainable Development“  
Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus, Leuphana Universität Lüneburg **[S. 8]**
- PFLÖCKE IN EINEM WEITEN FELD. Zu den Qualitätskriterien des Medien-Doktor UMWELT.  
von Dr. **Wiebke Rögener**, Medien-Doktor Umwelt, Institut für Journalistik, TU Dortmund **[S. 13]**
- VON BERICHTEN ZU GESCHICHTEN. Zu den Storytelling-Formaten.  
Prof. Dr. **Torsten Schäfer**, Institut für Kommunikation und Medien, Hochschule Darmstadt **[S. 17]**

# ZUR AUSWAHL.

## Was guten Nachhaltigkeitsjournalismus charakterisiert.

Von ANJA ACHENBACH und ANJA HUMBURG

### WAS IST QUALITÄT IM NACHHALTIGKEITS-JOURNALISMUS?

Was ist „guter“ Nachhaltigkeitsjournalismus, was macht ihn aus? Wie lässt sich seine Qualität bestimmen, wie ließe sie sich steigern? Was bräuhete es dafür? Welche Umstände erschweren einen qualitativ hochwertigen Nachhaltigkeitsjournalismus und wie ließe sich Abhilfe schaffen? Diese Fragen trieben uns in der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus am UNESCO Chair für „Hochschulbildung für nachhaltige Entwicklung“ an der Leuphana Universität Lüneburg drei Jahre lang an. Wir haben darauf vielfältige Antworten aus der Praxis gefunden, die wir in diesem Reader präsentieren.

Das übergreifende Ziel unserer Initiative war es, im Sinne einer transformativen Wissenschaft einen wirksamen Beitrag zur Unterstützung des Nachhaltigkeitsjournalismus in Deutschland zu leisten. Das hieß zum einen, Qualifizierungsangebote für den journalistischen Nachwuchs zu schaffen, zum anderen Qualitätskriterien für einen guten Nachhaltigkeitsjournalismus zu erarbeiten und so zu einer möglichen Qualitätssteigerung im Nachhaltigkeitsjournalismus beizutragen.

Wenngleich Nachhaltigkeit immer noch keine große Rolle in der Medienberichterstattung spielt, so existieren doch einzelne, exzellente Beispiele für nachhaltigkeitsjournalistische Arbeiten in der deutschen Medienlandschaft. Sie stammen nicht selten aus der Feder von Journalisten, die das weite Feld der Nachhaltigkeit seit vielen Jahren oder gar Jahrzehnten als Einzelkämpfer beobachten und journalistisch erschlossen haben, oder aber von einer Handvoll gut vernetzter, auf das Thema spezialisierter Nachwuchsjournalisten.

Lange Zeit war Nachhaltigkeitsjournalismus ein Nischenthema, weit weg von den Massenmedien und von den gewachsenen Strukturen unserer Medienkultur. Inzwischen gibt es erste Anzeichen, dass sich das ändert. Bis Nachhaltigkeit aber im journalistischen Alltag als das erkannt wird, was es ist – ein absolutes Zukunftsthema, das alle Bereiche des Lebens betrifft und als sogenanntes Matrixthema alle Ressorts durchzieht –, ist es immer noch ein weiter Weg.

Wer guten Nachhaltigkeitsjournalismus sichtbar und nachahmbar machen möchte, muss nachvollziehbar zeigen, woran dieser zu erkennen ist. In diesem Beitrag soll dargelegt werden, wie die

Auswahl guter Beispiele getroffen wurde – über die Kriterien für die Texte, die Formate und die Medienauswahl bis zu den Rechercherichten der Autoren.

### KRITERIEN FÜR GUTEN NACHHALTIGKEITS-JOURNALISMUS

Bei der Ableitung eines Kriterienkatalogs stellt man fest, dass keine langjährige Forschung im Feld der Nachhaltigkeitsjournalistik existiert. Daher galt es, auf angrenzende Bereiche zurückzugreifen: die Nachhaltigkeitsforschung, die inter- und transdisziplinäre Forschung, die Journalistik inklusive ihrer Spezialisierung in den Bereichen Wissenschafts- und Umweltjournalismus und selbstverständlich auf die Praxiserfahrungen von Journalistinnen und Journalisten.

Von Peter Seeger wurde 2012 ein erster Versuch unternommen, in einem Werkstattbericht Elemente von Qualitätsjournalismus im Themenfeld nachhaltige Entwicklung und Lebensqualität zu definieren<sup>1</sup>. Darin plädiert er „für eine Qualitätsoffensive in einer veränderten Medienlandschaft“. In einem Vortrag<sup>2</sup> zum selben Thema nennt er nachhaltigkeitsjournalistische Charakteristika wie „ein umfassendes Nachhaltigkeitsverständnis, Visionskompetenz, Transdisziplinarität und Partizipation“, es müsse „um Zukunftsfragen, Postwachstum, die Ressourcenfrage und Gerechtigkeit gehen“ und um „die Frage, was ein gutes und faires Leben ausmacht“.

Als weitere wesentliche Grundlage bei der Entwicklung der Auswahlkriterien für diesen Good Practice Reader diente das Bewertungsverfahren des Medien-Doktor UMWELT der Universität Dortmund.<sup>3</sup> Diesem ist es durch sein standardisiertes und erprobtes Vorgehen in den vergangenen Jahren gelungen, Qualitätsmaßstäbe für umweltjournalistische Beiträge zu etablieren.

Aus der Forschung der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus konnten darüber hinaus eigene qualitative und quantitative Daten zum Komplex Nachhaltigkeit und Journalismus ergänzt werden. So wurden unter anderem in einer qualitativen Befragung 29 Journalisten und Wissenschaftler zu ihrem Verständnis von Nachhaltig-

tigkeitsjournalismus interviewt.<sup>4</sup> Das Spektrum ihrer Antworten bildete dann in verschiedenen Werkstattgesprächen mit ihnen und anderen Journalisten die Diskussionsgrundlage, um die Kriterien für guten Nachhaltigkeitsjournalismus weiter zu verfeinern.

Allgemeinjournalistische Qualitätskriterien sowie diese drei Quellen – Seegers Aufschlag, die Standards des Dortmunder Medien-Doktor UMWELT und die Leuphanaer Ergebnisse – liegen den Kriterien zugrunde, die bei der Auswahl der Good-Practice-Beispiele für diesen Reader Anwendung fanden.

Vorrangig braucht es zunächst ein klares Verständnis von nachhaltiger Entwicklung. Auch Journalisten kommen nicht darum herum, Nachhaltigkeit zu definieren, wenn sie darüber schreiben wollen. Dass es keine einheitliche Definition einer nachhaltigen Entwicklung gibt, bedeutet nicht, dass niemand weiß, wovon er spricht. Spätestens seit der Rio-Konferenz 1992 wird weltweit über die Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung diskutiert.

Häufig wird die Brundtland-Definition zugrunde gelegt: Nachhaltige Entwicklung ist demnach eine „Entwicklung, die die Bedürfnisse der heutigen Generationen befriedigt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können.“<sup>5</sup> Bei nachhaltiger Entwicklung geht es um grundsätzliche Fragen, etwa nach den Grenzen des Wachstums, der Belastbarkeit unseres Planeten, der Verteilung von Wohlstand und um die Frage, wie wir die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse für alle Menschen auf der Erde gewährleisten können. Ein vernetztes Nachhaltigkeitsverständnis (Di Giulio 2004)<sup>6</sup> wie dieses, das die verschiedenen Dimensionen einer nachhaltigen Entwicklung zusammen denkt, ist abzugrenzen von solchen, die einzelne Sphären wie die Ökonomie, das Soziale, das Ökologische oder das Kulturelle herausstellen. Es ist auch abzugrenzen von der umgangssprachlichen Verwendung des Begriffs (ebd.).

Basierend auf dem Brundtland-Verständnis leitete sich ein Katalog mit fünf Kriterien ab, aus denen sich ein Gesamtbild dessen ergibt, was guten Nachhaltigkeitsjournalismus ausmachen kann. Angesichts der Tatsache, dass die Forschung zum Nachhaltigkeitsjournalismus noch in den Anfängen steckt, muss der Katalog als ein Einstieg gesehen werden, den es in Zukunft zu diskutieren, prüfen und überarbeiten gilt. Es ist nicht zwingend, alle Kriterien

gleichermaßen zu erfüllen, um gutem Nachhaltigkeitsjournalismus Genüge zu tun. Je nach Format des Artikels oder Beitrags können die Qualitätskriterien eine unterschiedliche Gewichtung erfahren.

Im Einzelnen werden folgende Kriterien vorgeschlagen:

- Interdisziplinäre sowie ressortübergreifende Herangehensweise
- Gerechtigkeitsfrage – weltweit und generationenübergreifend – berücksichtigen
- Transformationsbezug und gesellschaftliche Relevanz herausstellen
- Lösungshorizonte und -szenarien aufzeigen: Zukunftskompetenz
- Partizipation ermöglichen und Handlungsoptionen eröffnen

Besonders anhand des letzten Kriteriums wird deutlich, dass Nachhaltigkeitsjournalismus auch eine Frage des beruflichen Selbstverständnisses ist, über die gestritten werden muss.

**Interdisziplinäre sowie ressortübergreifende Herangehensweise.** Typisch für den Nachhaltigkeitsdiskurs ist die Komplexität des Gegenstandes. Eine der größten Herausforderungen an die Kompetenzen der Nachhaltigkeitsjournalisten besteht daher darin, diese gegebene Komplexität laienverständlich zu transferieren und aufzubereiten. Auch im Wissenschaftsjournalismus ist dies eine ähnliche Herausforderung – allerdings sind die Anforderungen an Nachhaltigkeitsjournalisten gemäß eines ganzheitlichen Nachhaltigkeitsverständnisses noch umfassender, denn es gilt mit der Unsicherheit und „mit Pluralität von Werten und Möglichkeiten umzugehen und diese angemessen zu kommunizieren“, wie ein Wissenschaftler in der Befragung der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus sagte.

Ein zentrales Merkmal für die nachhaltigkeitsjournalistische Arbeit ist, das Thema interdisziplinär zu betrachten, es also aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und Perspektiven zu beleuchten. Inhärenter Bezugspunkt sind dabei ökologische Grenzen (Senken) und natürliche Ressourcen (Quellen). Die interdisziplinäre Herangehensweise erfordert die Kenntnis von wissenschaftlichen Studien, Ansätzen, Akteuren und Institutionen aus allen Bereichen der Nachhaltigkeitswissenschaften. Journalistische Beiträge über Nachhaltigkeitsthemen schließen auch „Entscheidungen im Management von Unternehmen“ und die „ökosozialen Auswirkungen politischer Entscheidungen“ ein, so die von der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus befragten Journalisten. Auch Initiativen und Projekte aus der Zivilgesellschaft und den sozialen Bewegungen spielen eine wichtige Rolle für die journalistischen Beiträge. Weitgehend Konsens herrscht unter den befragten Journalisten darüber, dass Nachhaltigkeitsjournalismus Zusammenhänge, Wechselwirkungen und Konsequenzen abbildet (siehe Medien-Doktor UMWELT das Kriterium „Kontext/Kosten“). Ein zentraler Bestandteil des Nachhaltigkeitsjournalismus ist auch,

4 Humburg, Anja/Fischer, Daniel/Marwege, Robin/Michelsen, Gerd (2013): „Welchen Journalismus braucht die Nachhaltigkeit? Bestandsaufnahme und Bedarfsanalyse in Wissenschaft und Praxis – Ergebnisse eines iterativen Delphis.“ 39 S. INFU-Diskussionspapiere; 38/2013. Lüneburg: Institut für Umweltkommunikation der Universität Lüneburg. URL: [http://pure.leuphana.de/ws/files/4479950/Humburg\\_Fischer\\_et\\_al\\_2013\\_Welchen\\_Journalismus\\_braucht\\_die\\_Nachhaltigkeit.pdf](http://pure.leuphana.de/ws/files/4479950/Humburg_Fischer_et_al_2013_Welchen_Journalismus_braucht_die_Nachhaltigkeit.pdf)

5 United Nations World Commission on Environment and Development (1987): Our Common Future. Oxford University Press.

6 Di Giulio, Antonietta (2004). „Die Idee der Nachhaltigkeit im Verständnis der Vereinten Nationen. Anspruch, Bedeutung und Schwierigkeiten“ (Ethik in der Welt, Bd. 3). Münster: LIT Verlag.

1 Seeger, Peter (2012): „Qualitätsjournalismus am Beispiel des Zukunftsthemas ‚Nachhaltige Entwicklung und Lebensqualität‘. Ein Werkstattbericht. Darmstadt/Dieburg, Mai 2012.

2 Seeger, Peter (2012): Nachhaltige Entwicklung und Lebensqualität als Zukunftsthema für Journalisten und Medien, Vortrags-Manuskript, Dieburg.

3 Universität Dortmund (o. J.): Medien-Doktor Umwelt, URL: <http://www.medien-doktor.de/umwelt/>

Kontroversen sowie Ziel- und Interessenskonflikte aufzuzeigen. Das erfordert von Journalisten eine besondere Art des Denkens: Sie müssen sich in viele verschiedene Positionen hineinversetzen und selbst interdisziplinär vorgehen. Das interdisziplinäre Denken der Nachhaltigkeitswissenschaften, die natur- und humanwissenschaftliche Disziplinen aufeinander beziehen, fließt somit in die journalistische Arbeit ein.

Nachhaltigkeit ist nicht nur inter- und transdisziplinär, sondern auch eine Querschnittsaufgabe unabhängig von Ressortgrenzen.

**Gerechtigkeitsfrage – weltweit und generationenübergreifend – berücksichtigen.** Das Besondere an der Nachhaltigkeit ist nicht nur ihre ökologische, sondern auch ihre normative Implikation. Daher müssen auch Nachhaltigkeitsjournalisten in der Lage sein, „deskriptive Fakten und erklärende Mechanismen einerseits und normative Werte andererseits jeweils angemessen zu behandeln und beide aufeinander zu beziehen“, wie ein anderer Wissenschaftler in der Befragung beschreibt. Essenziell ist für einen nachhaltigkeitsjournalistischen Text demnach, sich der Gerechtigkeitsfrage zu widmen. Diese weist sowohl auf die zeitliche wie auch auf die räumliche Dimension von Nachhaltigkeit hin. Nach Brundtland ist Gerechtigkeit im Sinne der Nachhaltigkeit sowohl generationenübergreifend als auch für alle heute auf dem Erdball lebenden Menschen zu verstehen. Nachhaltigkeitsprobleme sind oft persistent, also zeitverzögert.

Ursachen liegen in der Vergangenheit, Veränderungen in der Zukunft, beide sind nicht selten auch räumlich voneinander getrennt. Für den Journalismus bedeutet das zum einen, zu fragen, welche lokalen, regionalen, nationalen und globalen Implikationen ein Nachhaltigkeitsphänomen hat und welche Querverbindungen es hier gibt (siehe Medien-Doktor UMWELT das Kriterium „räumliche Dimension“). Das heißt konkret: Globale Fragen werden regional verortet bzw. regionale Lösungen auf globale Fragen werden aufgezeigt. Zum anderen ergibt sich aus der Generationenfrage eine zeitliche Dimension für die Reichweite des Phänomens.

**Transformationsbezug und gesellschaftliche Relevanz herausstellen.** Gelungene nachhaltigkeitsjournalistische Beiträge bilden auch den Transformationsprozess<sup>7</sup> ab und zeigen, in welchen Wandlungskontext das jeweilige Thema eingebunden ist. Sie betten das Phänomen in das größere gesellschaftliche Geschehen ein und zeichnen ein Abbild des Diskurses, um seine Relevanz darzulegen. Ihre Herangehensweise wird transdisziplinär, wenn wissenschaftliche und gesellschaftliche Perspektiven nicht nur unverbunden nebeneinander stehen, sondern sich zu einem neuen Gesamtbild zusammenfügen. Mit diesem Kriterium

wird deutlich, worin die Notwendigkeit der Veränderung liegt. Ist dieses Kriterium erfüllt, heißt das, der Beitrag gibt Orientierungswissen und ordnet seinen konkreten Gegenstand der Berichterstattung grundsätzlich in das Weltgeschehen und den globalen Wandel ein.

**Lösungshorizonte und -szenarien aufzeigen: Zukunftskompetenz.** Aus dem Leitbild der Nachhaltigkeit ergibt sich, dass Nachhaltigkeitsjournalismus das Thema Zukunft zum zentralen Gegenstand in seinen Artikeln und Beiträgen macht. Ein befragter Journalist fasste diesen Anspruch folgendermaßen zusammen:

„Nachhaltigkeitsjournalismus steht übergreifend für die Suche nach einem neuen Zivilisations- und Wirtschaftsmodell.“

Potenzielle Beispiele für diesen Reader wurden daraufhin überprüft, ob sie Trends und Alternativen aufzeigen und ob sie die Suche nach etwas Neuem widerspiegeln. Nachhaltigkeitsjournalisten wird also die Kompetenz abverlangt, sich in mögliche Zukünfte hineinzuversetzen, sich Visionen vorzustellen und Szenarien vor ihrem inneren Auge abzuspielen.

Nachhaltigkeitsjournalismus zeigt verschiedene Lösungshorizonte auf. „Er ist für mich eine Art des solution oriented journalism, eines Journalismus also, der sich mit unser aller Zukunft beschäftigt, warnt, kritisiert – aber auch ermutigt durch Lösungsansätze“, so ein befragter Journalist. Damit gelangt die Langfristigkeit in den Blick der journalistischen Recherche.

**Partizipation ermöglichen und Handlungsoptionen eröffnen.** Dieses Kriterium greift den Diskurs um eine notwendige Bildung des Lesers auf, damit dieser eine nachhaltige Entwicklung unterstützen kann. Ein Nachhaltigkeitsjournalist ist deshalb kein reiner Wissenschaftsjournalist. Er braucht „Einfühlungsvermögen für unterschiedliche Betroffenheiten und trotzdem eine eigene Vorstellung, wie sich ‚gutes Leben‘ anfühlt“, so einer der Befragten: Nachhaltigkeitsjournalismus erfordere „ein extrem gutes Gespür dafür, wo man Leser/Zuschauer/User abholen muss.“

Partizipation ermöglicht, selbst Verantwortung zu übernehmen und Teil des gesellschaftlichen Transformationsprozesses zu werden. Damit geht einher, dem Rezipienten Beteiligungsmöglichkeiten aufzuzeigen und ihm zu erlauben, an der journalistischen Arbeit mitzuwirken. Dies ist ein Sonderkriterium, das nicht zu jedem journalistischen Selbstverständnis passt und kontroverse Debatten ausgelöst hat. Der Journalist kann hier selbst zum Akteur werden, der Change Agent selbst zum Schreibenden. Die Stoßrichtung dieser Debatte unter Journalisten, die sich mit Nachhaltigkeit beschäftigen, wurde von einem Teilnehmer folgendermaßen zusammengefasst:

„Ideal ist es, wenn Menschen und Journalisten ‚Klimakultur‘ haben, das heißt eine grundsätzliche und gelebte, nicht nur gedachte Kultur, die dann auch ihre Arbeit prägt. (...) Nachhaltigkeitsjournalismus bedeutet, dass Journalismus nicht mehr nur vom Denken und Leben des 20. Jahrhunderts geprägt wird, sondern von einer wünschbaren Zukunft aus – und damit den Nachhaltigkeitsfaktor notwendigerweise enthält.“

Es hat sich gezeigt, dass dies gerade für neue und Nischenmedien ein spannender Zugang zu neuen Formaten und Experimenten mit dem Gegenstand Nachhaltigkeit sein kann. Formate, in denen dies gelingen und gelebt werden kann, müssen aber noch (weiter-) entwickelt und fortgeschrieben werden.<sup>8</sup>

## DIE FORMATE

Aus den besonderen Anforderungen, die der Nachhaltigkeitsjournalismus stellt, ergibt sich auch eine Schlussfolge für journalistische Formate, die besonders geeignet sind, um die Kriterien umzusetzen. Die Autoren dieses Readers halten Schäfers Zusammenstellung von Formaten des Storytelling für richtungweisend und nahmen sie als Wegmarken für die Auswahl der Beispiele in diesem Reader (siehe Kapitel „Von Berichten zu Geschichten“). Für den Good Practice Reader haben wir uns auf fünf Formatkategorien konzentriert: Produktgeschichten, Patchworkgeschichten, Selbsterfahrung und Vorbilder. Stoffgeschichten bieten darüber hinaus einen neuen Ansatz, wie gute Nachhaltigkeitsgeschichten über Stoffströme innovativ umgesetzt werden können.

## DER AUSWAHLPROZESS

Die getroffene Textauswahl zeigt einen relativ breiten Ausschnitt aus der nachhaltigkeitsjournalistischen Berichterstattung der letzten acht Jahre. Darunter sind ausschließlich Beiträge, die Nachhaltigkeit zum expliziten Gegenstand ihrer Berichterstattung wählen.

Es hätte eine Vielzahl von Beiträgen gegeben, die Nachhaltigkeit implizit thematisieren. So lassen sich Arbeitslosenquoten, Wachstumsraten und auch Sportereignisse in einem ganz anderen Licht betrachten, wenn man so will mit der „Nachhaltigkeitsbrille“. Da die systematische Recherche dieser Beiträge jenseits der Kapazitäten lag, musste für diesen Good Practice Reader jedoch darauf verzichtet werden.

Unsere Textauswahl sollte ein möglichst breites Spektrum an Medien abdecken. So liegt hinter den vorliegenden Texten eine Suche im überregionalen Print-, Magazin- und Periodika-Journalis-

mus, im Regional- und Tageszeitungsjournalismus, in elektronischen Medien (TV, Radio und Online) sowie im Bereich Multimedia. Unter anderem fahndeten wir in folgenden Medien gezielt nach Good-Practice-Beispielen: „Die Zeit“, „Süddeutsche Zeitung“, „taz“, „enorm“, „Geo“, „zeo2“, „Stern“, „wiwo green“, „Klimaretter.info“. Außerdem basierte die Suche darauf, zentrale Themen aus dem Nachhaltigkeitskanon abzufragen, wie Konsum, Energie, Mobilität, Ernährung, Ressourcen, Wasser oder Müll. Auch mit diesem Zuschnitt blieb die theoretische Anzahl an Texten aus den Vollarchiven unüberschaubar, sodass die Schnittmenge weiter eingegrenzt werden musste, bevor mit der inhaltlichen Prüfung begonnen werden konnte.

Das Material speist sich im Wesentlichen aus drei Quellen: Einerseits konnte auf die Artikelsammlung der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus zurückgegriffen werden, die im Laufe ihrer Forschung einen Fundus an beispielhaften Texten angelegt hat. Andererseits wurden systematisch die Archive verschiedener Journalistenpreise mit Nachhaltigkeitsbezug für die Jahre 2010 bis 2014 durchforstet. Dazu gehörten der econsense-Journalistenpreis, der Deutsche Nachhaltigkeitspreis, der Deutsche Umweltpreis, der ERM-Medienpreis für nachhaltige Entwicklung, der Lammsbräu Nachhaltigkeitspreis, der Theodor-Wolff-Preis und der Helmut-Schmidt-Journalistenpreis. Die letzten beiden weisen zwar keinen expliziten Nachhaltigkeitsbezug auf, schlugen aber durch ihre Themenauswahl in Einzelfällen eine Brücke zur Nachhaltigkeit. Für Beispiele aus der Regionalpresse konnte auf Material von dreh-scheibe.org, dem Forum für guten Lokaljournalismus zurückgegriffen werden.

Die Texte wurden zunächst von mindestens zwei Personen sowohl aus wissenschaftlicher als auch aus journalistischer Perspektive unabhängig voneinander begutachtet und nach den Auswahlkriterien bewertet. Im anschließenden Diskussionsprozess wurden die Bewertungen verglichen und eine finale Auswahl der Beiträge getroffen. Immer wieder wurde dabei auf die gewünschte Gesamtchau geachtet, die ja medial und thematisch breit aufgestellt sein sollte. Anschließend wurden die Autoren um ihr Einverständnis zur Veröffentlichung gebeten sowie um einen Recherchebericht. Dieser hat die Aufgabe, das Ergebnis nachvollziehbar zu machen und damit Journalisten Möglichkeiten aufzuzeigen, die Vorgehensweisen für die eigene Arbeit zu nutzen.

Folgende **Leitfragen** haben die Autorinnen dieses Readers den Autoren der ausgewählten Beispiele für ihre Rechercheberichte mit auf den Weg gegeben:

- Was gab den Anstoß zu dieser Geschichte, zu diesem Thema?
- Wie ist die Recherche verlaufen? Welche Schwierigkeiten gab es?
- Welchen Rechercheaufwand (Dauer und Kosten) hat es gebraucht?
- Welchen Erkenntnisgewinn hatte die Geschichte für Sie?
- Wie war die Resonanz auf die Publikation?

<sup>7</sup> Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung für Globale Umweltveränderungen (2011): Welt im Wandel: Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation, Hauptgutachten 2011, <http://www.wbgu.de/hauptgutachten/hg-2011-transformation/>

<sup>8</sup> In der Praxis scheitert dies oft noch an den Ressourcen, denn auch diese Prozesse müssen entsprechend eingebettet und gepflegt werden, um wieder den Ansprüchen eines Qualitätsjournalismus zu genügen.

— Welche Tipps würden Sie Nachwuchsjournalisten mit auf den Weg geben?

Als Ergänzung wurden die Autoren um ein kurzes Statement zu ihrem Verständnis des Begriffs Nachhaltigkeit gebeten. In einigen Fällen konnten mit den Autoren persönliche Interviews geführt werden, wenn Rechercheberichte nicht möglich waren. Für einige Journalisten war weder das eine noch das andere im tagesaktuellen Geschäft unterzubringen. Auf ihre Artikel musste deshalb leider verzichtet werden.

## ERGEBNISSE DER BEGUTACHTUNG

Bereits nach Abschluss der Recherchen nach entsprechenden Fallbeispielen ließen sich erste Schlussfolgerungen für den Nachhaltigkeitsjournalismus und seinen derzeitigen Status quo ziehen. Insgesamt fiel auf, dass nur sehr wenige Artikel alle Kriterien hinreichend erfüllen. Auch diese Recherche bestätigt das im Ganzen noch qualitative Defizit der journalistischen Nachhaltigkeitsberichterstattung. Etliche Beispiele fielen durch das Raster – gerade im Regionalzeitungsbereich. Viele dieser Texte erfüllten die Kriterien nicht. Regionalen Medien fällt es allein schon aufgrund des sehr begrenzten Zeitbudgets oftmals schwer, der Komplexität der Sache gerecht zu werden. Einige Medien lösen das Problem seriell – sie beleuchten ein Nachhaltigkeitsphänomen nach und nach in einer mehrteiligen Serie. Das scheint durchaus angemessen. Leider lag zur Beurteilung oft nur ein Teil der Serie vor.

Auffällig ist jedoch, dass viele regionale Medien mit Selbsterfahrungsbeiträgen aufwarten, wie Lars Fischer in seinem Text „Ein gefundenes Fressen“ in der „Wümme-Zeitung“. Diese wirken durch ihre räumliche Nähe authentisch und sind nah am Leser. Das Format ist gehaltvoll und offenbar zugleich praktikabel für Lokal-

redaktionen mit ihren oft sehr begrenzten Kapazitäten. Unter den vorhandenen Texten wird jedoch eine eindeutige Tendenz deutlich: Es gibt zahlreiche Produktgeschichten. Sei es über die Reise einer Jeans oder eines Joghurtbechers oder wie in Johannes Pennkamps „enorm“-Reportage „Der wahre Preis der Steine“ von Pflastersteinen. Besonders dieses Format scheint bereits gut etabliert zu sein.

Obwohl der ausgerufen Trend im Journalismus derzeit explizit Multimedia postuliert, muss man immer noch ein Defizit verzeichnen, zumindest für den deutschsprachigen Raum: Hierzulande lassen sich noch kaum adäquate Beispiele für guten multimediale Nachhaltigkeitsjournalismus finden. Die Arbeit von Uwe H. Martin über den Baumwollanbau und seine ökologischen und sozialen Folgen ist bislang eine Ausnahmeerscheinung. Im englischsprachigen Ausland gibt es hingegen mehrere herausragende Multimedia-Beispiele unseres Zuschnitts.<sup>9</sup>

Trotz aller Defizite gab es auch Anlass, den Hut zu ziehen – vor den Autoren der Beiträge, die hier im Folgenden als vorbildliche Beispiele für guten Nachhaltigkeitsjournalismus präsentiert werden sollen. Diese Auswahl ist als ein erster Aufschlag zu verstehen, in der Hoffnung, dass die Sammlung fortgeschrieben und die Qualitätskriterien ebenso wie die Formate weiterentwickelt werden.<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Beispielsweise auf der Pulitzer-preisgekrönten Seite Inside Climate News: Fracking the Eagle Ford Shale: Big Oil & Bad Air on the Texas Prairie. An eight-month investigation into the public health consequences of unmitigated oil and gas industry sprawl in Texas. Feb 18, 2014. »<http://insideclimatenews.org/fracking-eagle-ford-shale-big-oil-bad-air-texas-prairie>; inklusive des Rechercheberichts: How We Got the Eagle Ford Fracking Story. »<http://insideclimatenews.org/news/20140218/how-we-got-eagle-ford-fracking-story>

<sup>10</sup> Möglicherweise durch Forschungsprojekte in Darmstadt »[gruener-journalismus.de](http://gruener-journalismus.de)



**ANJA ACHENBACH** ist Journalistin und Medienwissenschaftlerin (M.A.). Gemeinsam mit Anja Humburg leitet und koordiniert sie die „Was zählt“-Redaktion, das Nachhaltigkeitsmagazin für die Region Lüneburg. Sie studierte Literatur- und Medienwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg und der Università di Ca' Foscari in Venedig, Italien, und absolvierte die Zusatzausbildung Kommunikationspsychologie nach Schulz von Thun. Sie volontierte bei „Message“, einer internationalen Zeitschrift für Journalismus, und arbeitete freiberuflich für den NDR und die FTD sowie für verschiedene Zeitungen, Magazine und Produktionsfirmen. Anja Achenbach hat Netzwerk recherche e.V. und Netzwerk Weitblick, der Verband für Nachhaltigkeit und Journalismus e.V., mit initiiert und begründet.



**ANJA HUMBURG** ist Journalistin und Nachhaltigkeitswissenschaftlerin M.Sc. Sie leitet und koordiniert zusammen mit Anja Achenbach die Redaktion von „Was zählt“, dem lokalen Nachhaltigkeitsmagazin der Region Lüneburg. Seit 2011 lehrt und forscht sie an der Leuphana Universität Lüneburg, zuletzt in der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus. Als freie Journalistin arbeitet sie u. a. für „Futurzwei. Stiftung Zukunftsfähigkeit“, das Magazin „Oya“ und die „Landeszeitung für die Lüneburger Heide“. Nach dem Studium der Umwelt- und Nachhaltigkeitswissenschaften in Lüneburg und im schwedischen Lund absolvierte sie das berufsbegleitende Studium Journalismus der Freien Journalistenschule Berlin. Für ihre Masterarbeit über Postwachstum und die Umweltbewegung wurde sie mit dem KAPP-Forschungspreis für Ökologische Ökonomie ausgezeichnet.

# QUALITÄTSKRITERIEN FÜR DEN UMWELT-JOURNALISMUS – PFLÖCKE IN EINEM WEITEN FELD. Zu den Kriterien des Medien-Doktor UMWELT.

Von WIEBKE RÖGENER

Was über den Begriff der Nachhaltigkeit wohl am häufigsten bemerkt wird, ist, dass er ein sehr weiter, manchmal diffuser ist. Wer ihn nutzt, mag die Definition des Brundtland-Reports von 1987 im Hinterkopf haben, die unter Nachhaltigkeit eine Entwicklung versteht, „die den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Lebensstil zu wählen.“ Oft aber ist auch nur „langfristig“, „gründlich“, „umweltfreundlich“ oder Ähnliches gemeint, wenn eher gedankenlos „nachhaltig“ gesagt und geschrieben wird. Als Journalistinnen und Journalisten, die den sorgfältigen Umgang mit Sprache pflegen, sind wir jedoch der Schärfe des Begriffs verpflichtet.

Wer Qualitätskriterien für Nachhaltigkeitsjournalismus definieren wollte, müsste daher nicht nur darlegen, was mit Nachhaltigkeit gemeint sein soll – das mag mit dem Verweis auf die Brundtland-Definition rasch zu bewältigen sein. Es wäre aber darüber hinaus präzise einzugrenzen, was unter Nachhaltigkeitsjournalismus verstanden werden soll. Allein die ausdrückliche Darstellung von Nachhaltigkeit bzw. deren Mangel? Oder sollten in eine Bewertung auch Beiträge über Gegenstände einbezogen sein, bei denen über Aspekte der Nachhaltigkeit berichtet werden **könnte** bzw. dies zu fordern wäre? Manche Fälle sind eindeutig: Der Bericht über Bodendegradation wäre wohl zweifellos dem Nachhaltigkeitsjournalismus zuzurechnen, ebenso das Themenfeld Klimapolitik und auch die Reportage über den wachsenden Fleischkonsum in Schwellenländern. Was aber ist beispielsweise mit all jenen Beiträgen im Wirtschaftsressort, die dafür zu kritisieren wären, dass sie Aspekte des nachhaltigen Wirtschaftens gerade **nicht** einbeziehen – wären sie Gegenstand der Bewertung anhand von Kriterien für Nachhaltigkeitsjournalismus?

Aufzuzeigen, wo überall Fragen der Nachhaltigkeit im Journalismus vernachlässigt werden, wäre eine wichtige Aufgabe, jedoch auch eine schwer zu bewältigende. Ließen sich für dieses weite Feld plausible, in der Profession akzeptierte – und nur damit wirksame – Kriterien formulieren? Vorsichtig gesagt scheint dies ein sehr ehrgeiziges Unterfangen zu sein. Sehr viel gangbarer und erfolgversprechender scheint für die inhaltlich weit gestreute Berichterstattung zu Nachhaltigkeitsthemen der Weg, der in diesem Reader besprochen wird: Good-Practice-Beispiele auszuwählen, die Orientierung bieten.

Der Medien-Doktor UMWELT (»[medien-doktor.de/umwelt](http://medien-doktor.de/umwelt)), ein Projekt am Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus der TU Dortmund, hat sich ein kleineres, sehr viel klarer umgrenztes Flurstück vorgenommen und verfolgt einen anderen Ansatz. Weder suchen wir gezielt nach besonders gelungenen Stücken, noch verstehen wir uns umgekehrt gar als „Pranger“ für Beiträge mit besonders schwerwiegenden Fehlern und Defiziten. Stattdessen wollen wir die vorgefundene Realität des Umweltjournalismus erkunden, auf gute Beispiele ebenso wie auf Mängel hinweisen und analysieren, wie die Qualität der Umweltberichterstattung zu verbessern ist. Anhand eines transparenten Kriterienkatalogs bewerten wir seit 2013 wöchentlich umweltjournalistische Beiträge aus Print-, TV-, Hörfunk- und Online-Medien. Voraussetzung für die Auswahl ist, dass ein Umweltproblem – oder ein Ansatz zur Lösung eines solchen – das Hauptthema des Beitrags ist, und dass für die Berichterstattung auch wissenschaftliche Expertise mit herangezogen wird. Gleichwohl sind dies keineswegs nur Beiträge aus dem Wirtschaftsressort, sondern beispielsweise auch aus dem Wirtschaftsteil, aus den Lokalseiten, aus TV-Nachrichtensendungen oder aus Verbrauchermagazinen im Hörfunk. Dabei kann es um die lokale Bedrohung einer Tierart ebenso gehen wie um die globale Erwärmung.

Durch die klare Fokussierung auf Umweltberichterstattung im wissenschaftlichen Kontext bedingt, kommt für den Medien-Doktor nicht jedes der Kriterien in Betracht, die für die Auswahl der Beispiele in diesem Reader herangezogen wurden. So beziehen die Autoren dieses Good Practice Readers beispielsweise das Kriterium der Gerechtigkeit ein. Zwar spielen Fragen der Gerechtigkeit in etlichen der von uns begutachteten Beiträge durchaus eine Rolle – dann werden sie je nach konkretem Inhalt bei den Kriterien räumliche oder zeitliche Reichweite betrachtet, oder beim wirtschaftlichen/sozialen Kontext. Aber für einen Großteil wissenschaftsbezogener umweltjournalistischer Beiträge wäre dieses Kriterium kaum sinnvoll anzuwenden.

Zum Verfahren beim Medien-Doktor: Ein Beitrag wird aus einem Pool regionaler und überregionaler Medien jeweils nach einem Zufallsverfahren ausgewählt und dann unabhängig voneinander von zwei erfahrenen Umweltjournalistinnen und -journalisten anhand eines Kriterienrasters begutachtet. Die beiden Bewertungen werden von der Dortmunder Redaktion zusammengeführt, Differenzen mit den Gutachtern ausführlich ausdiskutiert



## KRITERIENKATALOG DES MEDIEN-DOKTOR UMWELT

- 1 **Keine Übertreibung/Verharmlosung:** Risiken und Chancen werden weder übertrieben dargestellt noch bagatellisiert.
- 2 **Belege/Evidenz:** Studien, Fakten und Zahlen zu Umweltthemen werden so dargestellt, dass deren Aussagekraft („Evidenz“) deutlich wird.
- 3 **Experten/Quellentransparenz/Interessenkonflikte:** Die Quellen für Tatsachenbehauptungen und Einschätzungen werden benannt, Abhängigkeiten und Interessenlagen deutlich gemacht und zentrale Aussagen durch mindestens zwei Quellen belegt.
- 4 **Pro und Contra:** Es werden die wesentlichen relevanten Standpunkte angemessen dargestellt.
- 5 **Pressemitteilung:** Der Beitrag geht in seinem Informationsgehalt und in der Darstellungsweise deutlich über eine Pressemitteilung/das Pressematerial hinaus.
- 6 **Neuheit:** Der Beitrag macht klar, ob es sich um ein neu aufgetretenes beziehungsweise neu entdecktes Umweltproblem, eine innovative Umwelttechnik oder einen neuartigen Vorschlag zur Lösung/Regulierung o. Ä. handelt, oder ob diese schon länger existieren.
- 7 **Lösungshorizonte und Handlungsoptionen / kein Greenwashing:** Der Beitrag nennt Wege, ein Umweltproblem zu lösen oder zu vermeiden, soweit dies möglich und angebracht ist.
- 8 **Räumliche Dimension (lokal – regional – global):** Die räumliche Reichweite eines Umweltproblems sowie der Zusammenhang zwischen lokalen, regionalen und globalen Perspektiven werden dargestellt.
- 9 **Zeitliche Dimension (Nachhaltigkeit):** Die zeitliche Reichweite eines Umweltproblems oder Phänomens wird dargestellt.
- 10 **Kontext/Kosten:** Über naturwissenschaftliche, gesundheitliche und technische Aspekte hinaus werden politische, soziale, kulturelle oder wirtschaftliche Aspekte eines Umweltthemas einbezogen.

### ALLGEMEINJOURNALISTISCHE KRITERIEN

- 1 **Themenauswahl:** Das Thema ist aktuell, oder der Beitrag greift ein Thema auf, das auch unabhängig von aktuellen Anlässen relevant oder originell/ungewöhnlich ist.
- 2 **Vermittlung:** Komplexe Umweltzusammenhänge werden verständlich gemacht.
- 3 **Faktentreue:** Der Beitrag gibt die wesentlichen Daten und Fakten korrekt wieder.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Die ausführliche Fassung des Kriterienkatalogs mit Beispielen und „Ausführungsbestimmungen“ ist auf unserer Webseite nachzulesen: [www.medien-doktor.de/umwelt/bewertungen/die-kriterien/](http://www.medien-doktor.de/umwelt/bewertungen/die-kriterien/)

und das resultierende Gutachten schließlich auf der Webseite »[www.medien-doktor.de](http://www.medien-doktor.de) publiziert. Entsprechend dem Anteil der erfüllten Kriterien vergibt der Medien-Doktor als ersten plakativen Hinweis auf die Qualität eines Beitrags bis zu fünf Sterne. Vorbild war das Projekt Medien-Doktor MEDIZIN, das nach einem international bewährten und im Dortmunder Projekt erweiterten Kriterienkatalog schon seit 2010 medizinjournalistische Beiträge bewertet.

Auf diesen Erfahrungen konnte das Projekt Medien-Doktor UMWELT aufbauen; gleichwohl hat die Entwicklung der umweltspezifischen Kriterien rund ein Jahr in Anspruch genommen. Ziel war es, Anforderungen zu formulieren, die sich am Interesse der Mediennutzer nach unabhängigen, zuverlässigen und verständlichen Informationen über Umweltthemen orientieren. Die Hoffnung, womöglich ähnlich wie beim Medien-Doktor MEDIZIN auf Kriterienraster für den Umweltjournalismus zurückgreifen zu können, die vielleicht irgendwo schon formuliert wären, mussten wir nach gründlicher Literaturrecherche bald aufgeben. In wissenschaftlichen Aufsätzen zum Thema fanden sich zwar häufig Defizite aufgelistet: So wird etwa von manchen Medienforschern konstatiert, dass die Umweltberichterstattung zum Skandalisieren neige; auch das Hereinfallen auf Greenwashing wird kritisiert. Aber es fehlt in der internationalen Fachliteratur an positiven Bestimmungen dessen, was Umweltjournalismus leisten soll. Da das Prinzip des Medien-Doktor auf dem Peer Review beruht – also darauf, dass erfahrene und einschlägig ausgewiesene Journalistinnen und Journalisten die Beiträge bewerten –, lag es nahe, die Kompetenz journalistischer Experten auch schon für die Entwicklung der Kriterien heranzuziehen.

Alles begann mit einer lockeren Umfrage. Bei einem Seminar zum Thema Nachhaltigkeitsjournalismus baten wir die rund 30 anwesenden UmweltjournalistInnen, spontan drei Anforderungen zu notieren, die „guter Umweltjournalismus“ ihrer Meinung erfüllen müsse. Dabei wurde manches eher allgemeine Kriterium genannt – etwa die Forderung, Umweltberichterstattung solle „verständlich“ und „relevant“ sein. Unter den umweltspezifischeren Kriterien dominierten Punkte wie: Ein Beitrag solle „Lösungsmöglichkeiten für Umweltprobleme nennen“, oder „lokale und globale Aspekte verbinden“. Besonders wichtig war vielen Kolleginnen und Kollegen, dass ein Umweltthema nicht nur unter (natur)wissenschaftlichem Blickwinkel betrachtet wird, sondern die Berichterstattung ökologische, kulturelle, ökonomische, soziale oder politische Aspekte einbezieht.

Aus solchen Hinweisen und der Übernahme einiger angepasster Kriterien aus dem Medien-Doktor MEDIZIN (z. B. Darstellung der Evidenz, Quellentransparenz und der Anspruch, dass journalistische Beiträge klar über eine Pressemitteilung hinausgehen müssen) entstanden erste vorläufige Kriterienlisten. Diese wurden anschließend in einem Kreis erfahrener Wissenschafts- und Umweltjournalisten in mehreren Expertenrunden ausführlich diskutiert und an Beispieltexen erprobt.

Immer wieder ergaben sich dabei lebhaftige Diskussionen, so etwa beim Kriterium „Handlungsoptionen und Lösungsvorschläge“. Einerseits gehörte dieser Punkt zu den Top Ten der Kriterien, die die von uns befragten Umweltjournalisten für wichtig hielten. Nicht nur Umweltgefahren sollten aufgezeigt werden, sondern auch Möglichkeiten, etwas dagegen zu tun – sei es mit technischen Lösungen, durch Aktivitäten auf politischer Ebene, oder beispielsweise durch ein verändertes Verbraucherverhalten. Andererseits wurde bei den Expertendiskussionen in Frage gestellt, inwieweit es Aufgabe von Journalisten sein kann, für Umweltprobleme Auswege und Handlungsoptionen aufzuzeigen. Steht nicht an ersten Stelle die Chronistenpflicht? Gilt es nicht, über Umweltprobleme auch dann und womöglich erst recht zu berichten, wenn kein schneller Lösungsvorschlag bei der Hand ist? Fällt einem bei dem vielfach geäußerten Wunsch nach „positiven Nachrichten“ doch auch Erich Kästner ein, der schrieb: „Und immer wieder schickt ihr mir Briefe, in denen ihr, dick unterstrichen, schreibt: ‚Herr Kästner, wo bleibt das Positive?‘ Ja, weiß der Teufel, wo das bleibt.“

Nach spannenden Diskussionen zeichnete sich ein Konsens ab, wie er inzwischen im Kriterienkatalog des Medien-Doktor UMWELT formuliert ist: „Wenn Lösungsansätze zu einem Umweltproblem bereits vorliegen oder debattiert werden, soll der Beitrag diese benennen und einordnen. Aufgabe von Journalistinnen und Journalisten ist es dabei nicht zwingend, selbst Lösungsvorschläge zu entwickeln.“ Und weiter heißt es: „Der Beitrag darf keine Scheinlösungen propagieren, die nicht wirksam zur Beseitigung oder Vermeidung von Umweltproblemen beitragen (...).“

In der langen Phase des Probierens und Debattierens entstand so ein von allen Beteiligten akzeptierter Kriterienkatalog aus zehn umweltjournalistischen Kriterien; drei zusätzliche aus der journalistischen Qualitätsforschung abgeleitete Kriterien konnten aus dem Medien-Doktor MEDIZIN übernommen werden.

Im Mai 2013 schließlich ging der Medien-Doktor UMWELT online und veröffentlicht seitdem wöchentlich Gutachten zu umweltjournalistischen Beiträgen aus Print- und Online-Medien, Radio und Fernsehen. Alle Bewertungen sind auf der Webseite nachzulesen. Der Kriterienkatalog wurde nach etwa einem Jahr in Abstimmung mit den Gutachtern nochmals leicht überarbeitet und ist in Kurzform im Kasten links zusammengefasst.

Diskutiert wurde immer wieder einmal über die Frage, ob die Kriterien gewichtet werden sollten. Sind nicht einige Punkte doch bedeutsamer als andere? Aber welche? Am Ende stand die Erkenntnis: Das hängt vom jeweiligen Thema ab. Mal steht eine Kontroverse im Zentrum der Berichterstattung, mal ist es wichtig, den Zusammenhang zwischen lokalem und globalem Geschehen aufzuzeigen, mal kommt es besonders darauf an, die Belege z. B. für Aussagen aus der Wissenschaft kritisch zu hinterfragen. Daher haben wir auf eine generelle Gewichtung verzichtet, aber festgelegt: Wenn eines der zehn umweltjournalistischen Kriterien,

das für das jeweilige Thema von herausragender Bedeutung ist, ganz besonders gut oder schlecht erfüllt wird, kann die Gesamtwertung um einen Stern herauf- oder herabgesetzt werden. Das Gleiche gilt, wenn mehrere der zehn Kriterien nur „knapp erfüllt“ bzw. nur „knapp nicht erfüllt“ sind. Auch die besonders gute oder schlechte Erfüllung der allgemeinjournalistischen Kriterien kann zur Auf- oder Abwertung führen. Insgesamt ist es ein komplexes Instrumentarium geworden. Rückmeldungen der Autorinnen und Autoren begutachteter Beiträge, aber auch etwa aus dem Bereich der Wissenschafts-PR, zeigen, dass das Projekt Beachtung findet und Maßstäbe setzt.

Ob und wie es beispielgebend sein kann für andere Felder des Journalismus – etwa den Nachhaltigkeitsjournalismus oder definierte Teilbereiche desselben –, muss die Zukunft zeigen. Insbesondere der Entwicklungsprozess der Kriterien in enger Kooperation mit Praktikern aus dem Journalismus scheint uns – unabhängig davon, um welches Feld der Berichterstattung es geht – eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen und die Akzeptanz in der journalistischen Community.

► Beiträge, die vom Medien-Doktor UMWELT mit fünf Sternen bewertet wurden:

Bernhard Pötter, „taz“, 17.10.2014, „Fracking ist kein Klimaretter“ »[www.medien-doktor.de/umwelt/2014/10/fracking-ist-kein-klimaretter/](http://www.medien-doktor.de/umwelt/2014/10/fracking-ist-kein-klimaretter/)

Christopher Schrader, Marlen Weiss, „Süddeutsche Zeitung“, 2.5.2014, „Mit der Diplomatenaxt an den Klimaschutz“ »[www.medien-doktor.de/umwelt/2014/05/mit-der-diplomaten-axt-an-den-klimaschutz/](http://www.medien-doktor.de/umwelt/2014/05/mit-der-diplomaten-axt-an-den-klimaschutz/)

Axel Bojanowski, „Spiegel Online“, 8.4.2014, „Säure-Rätsel: Die gefährliche Wandlung der Ozeane“ »[www.medien-doktor.de/umwelt/2014/04/saeure-raetsel-die-gefaehrliche-wandlung-der-ozeane/](http://www.medien-doktor.de/umwelt/2014/04/saeure-raetsel-die-gefaehrliche-wandlung-der-ozeane/)

Bernhard Pötter, „taz“, 7.4.2014, „Therapie Kohlenstoffdiät“ »[www.medien-doktor.de/umwelt/2014/04/therapie-kohlenstoffdiat/](http://www.medien-doktor.de/umwelt/2014/04/therapie-kohlenstoffdiat/)

Joachim Wille, „Frankfurter Rundschau“, 7.2.2014, „Angriff auf das EEG“ »[www.medien-doktor.de/umwelt/2014/03/angriff-auf-das-eeeg/](http://www.medien-doktor.de/umwelt/2014/03/angriff-auf-das-eeeg/)

Michael Bauchmüller, Marlene Weiss, „Süddeutsche Zeitung“, 26.9.2013, „Es wird teurer, je länger wir warten“ »[www.medien-doktor.de/umwelt/2013/10/es-wird-teurer-je-langer-wir-warten/](http://www.medien-doktor.de/umwelt/2013/10/es-wird-teurer-je-langer-wir-warten/)

Anja Krieger, Deutschlandfunk, 7.4.2013, „Die Entmüllung der Meere – Strategien gegen Plastik im Ozean“ »[www.medien-doktor.de/umwelt/2013/05/die-entmullung-der-meere-strategien-gegen-plastik-im-ozean/](http://www.medien-doktor.de/umwelt/2013/05/die-entmullung-der-meere-strategien-gegen-plastik-im-ozean/)



**DR. WIEBKE RÖGNER** ist freie Wissenschaftsjournalistin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus der TU Dortmund. Dort ist sie leitende Redakteurin des Projektes Medien-Doktor UMWELT.

Der Medien-Doktor UMWELT wird vom Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus am Institut für Journalistik der Technischen Universität Dortmund und der Caspar Ludwig Opländer Stiftung finanziert. Ferner wird das Gesamtprojekt von der Wissenschafts-Pressekonferenz (WPK) unterstützt.

## VON BERICHTEN ZU GESCHICHTEN.

**Nachhaltigkeit und Journalismus im Spannungsfeld zwischen schwierigen Agenden, journalistischer Qualität und neuen Erzählformaten. Ein Ordnungsversuch.**

Von TORSTEN SCHÄFER

Wenn wir Nachhaltigkeit und Journalismus diskutierten, müssen wir auch den neuen sicherheitspolitischen Diskurs mitdenken und fragen, was nachhaltige Entwicklung mit Ukraine-Krise, IS-Terror, Staatszerfall im Nahen Osten und immer neuen Gewaltorgien in afrikanischen Ländern zu tun hat. Das liegt zunächst vielleicht nicht auf der Hand. Doch der um Kontext und Verknüpfung bemühte nachhaltigkeitsjournalistische Auftrag lässt uns gezielt in den Blick nehmen, welche große und immer noch vernachlässigte Rolle die natürlichen Ressourcen in den aktuellen Konflikten spielen. Es lohnt sich zu fragen, wo es dabei auch um Dürre und Verwüstung, Wasserrechte, Ackerböden, Siedlungsflächen und Weidegründe geht – oder um Ölvorräte und andere Bodenschätze, von Bauxit über Gold bis hin zu Phosphor und seltenen Erden. Diese Aspekte wären dann zu verknüpfen mit Themen wie Migration, Entwicklungspolitik und der eigentlichen Sicherheitspolitik.

Mit dieser Perspektive werden die Bezüge weiter, wird die Lage komplexer. Und es zeigt sich einmal mehr, dass Nachhaltigkeit kein geschlossenes Thema ist, kein begrenztes Feld. Sie dient vielmehr als Leitbild und Matrix, die im Idealfall alle Systeme erfasst und im Journalismus eine ganzheitliche Recherchehaltung einfordert.

Deshalb ist die Forderung nach einem Nachhaltigkeitsjournalismus zuerst eine Forderung an einen hintergründigen und kontextreichen Journalismus, eine Forderung an Qualitätsjournalismus, wie er sein sollte, wenn er etwas Zeit und Raum zur Verfügung hat, wenn er sich also längere Strecken, Tiefenrecherchen, Interviewreisen, Denktage und Schreibruhe leisten darf – all das, was schon vielerorts durch Einsparungen und Entlassungen verloren gegangen ist. Gleichzeitig, wenn auch auf einer deutlich kleineren Bühne, beobachten wir allerdings auch ideenreiche Neugründungen. Sie tragen Hoffnung in sich, weil sie sich dezidiert gegen den eilfertigen Discount-Journalismus wenden, den auch große Verlage und Sender übernehmen. „Korrektiv“, „Substanz“ oder „Delayed Gratification“ heißen Magazine und Projekte, die auf Recherche und lange Geschichten setzen.

Im Kern geht es bei dieser Qualitätsfrage um die Ressource Zeit, ohne die Kreativität und Recherche, die Kernstücke guter Geschichten, nicht funktionieren. Insofern ist die Frage nach der Qualität eines Nachhaltigkeitsjournalismus zuerst mit dem Blick auf den medienökonomischen Rahmen zu beantworten.

Er braucht in Krisenzeiten neue Finanzierungskonzepte, sei es durch funktionierende Bezahlschranken oder Formen der öffentlichen Pressefinanzierung nach dem Vorbild Skandinaviens, wo der Staat bedürftige Medien direkt unterstützt, je nach Land in verschiedener Weise. Gerade das schwedische Modell wird in der Literatur gelobt.<sup>1</sup>

Veränderungen auf dieser Makroebene wären die wichtigste, da massenwirksame Bedingung für guten Nachhaltigkeitsjournalismus, für mehr Kontext, Recherche und Zeit. Es ist quasi das Metakriterium, dessen baldige Erfüllung wir aber anzweifeln dürfen. Daher ist die Mesoebene analytisch vielleicht ergiebiger. Hier finden wir die Forschung zu journalistischer Qualität, die Tradition hat: Wahrhaftigkeit, Richtigkeit, Vollständigkeit, Aktualität, Verständlichkeit, Nutzwert – diese und andere Kriterien stehen, jeweils etwas verändert, in den Texten und werden entsprechend gelehrt.<sup>2</sup>

### ZWISCHEN UNTERHALTUNG UND STORYTELLING

Ein Kriterium kommt in vielen Aufzählungen dazu, das vielleicht auf den ersten Blick überrascht: Unterhaltung; guter Journalismus muss unterhalten, ja, auch das sagt die Qualitätsforschung. Doch es hat gedauert, bis diese Erkenntnis breitere Anerkennung erfuhr. Denn Information und Unterhaltung, das war lange Zeit eher ein Gegensatzpaar. Mit dem Aufkommen privater Sender sollte das U dann aber immer stärker Brücke für das I werden; soziale Medien befördern diese Entwicklung nun erheblich. Denn mit ihnen ist jeder Autor seiner selbst, wir schreiben unser Leben pausenlos auf, stellen es zur Schau, bewerten und lassen bewerten; ein vermeintlich unstillbarer Hunger nach Exklusivität, Individualität, der fortwährenden Veräußerung von Innerlichkeiten wird erkennbar. In diesem neuen Autorentum geht es im Kern um Geschichten, um Selbstgeschichten, um narrative Identitäten, die die wichtigste Währung der neuen Aufmerksamkeitswirtschaft sind. Kaum ein Politiker, Unternehmer oder auch Forscher kommt wohl auch deshalb ohne den Verweis auf **storytelling** und Narrative mehr aus, wenn es um die Öffentlichkeit des eigenen Tuns geht.

<sup>1</sup> Vgl. Papis, Manuel: Einführung in die Medienpolitik. Konstanz 2010, S. 178 ff.

<sup>2</sup> Vgl. etwa Beck, Klaus/Reineck, Dennis: Quo vadis journalistische Qualität? Eine Studie zu den Rahmenbedingungen von Qualitätsjournalismus in strukturellen und konjunkturellen Krisenzeiten. In: Fachjournalist 2/2010, S.4

Was unter den neuen Geschichten-Begriffen genau zu verstehen ist, geht unter. Definitionen beginnen erst langsam sichtbar zu werden und mit ihnen die Anfänge einer journalistischen Erzählforschung. Diese muss zuerst die Systemgrenzen deutlich machen: Es gibt das Konzept des **story for information**, der relevanten Geschichten, die erzählt werden mit dem Ziel der Informationsvermittlung. Auch hier trägt das U das I, aber die Unterhaltung steht hinten an, sie ist leichtes Vehikel für den schwereren Informationskern, der immer kenntlich bleibt. Insofern unterscheidet sich journalistisches **storytelling** stark von anderen Sphären des Geschichtenerzählens etwa in Film und Theater, aber auch in Werbung oder PR. Dort ist **story for the story**, steht die Geschichte vor der Information. Sie kann fiktiv und groß sein, wohingegen Fakten und Kontext klein und versteckt bleiben können. In journalistischen Geschichten, die dem skizzierten Qualitätsjournalismus Rechnung tragen, sind die Volumina anders verteilt.

Wichtig ist auch der Hinweis, dass am gegenwärtigen **storyhype** keinesfalls alles neu ist, da in Reportagen schon immer erzählt wurde und Fernsehreporter gerne darauf hinweisen, dass mit **storytelling** wieder eine längst bekannte Sau durchs mediale Dorf getrieben werde. Recht haben sie, aber dennoch ist an der Sau etwas dran. Denn es gibt etliche gute Praktikerhandbücher wie etwa die von Marie Lampert, die neue Ideen enthalten. Die Fachtexte behandeln allerdings meistens die Elemente des Erzählens innerhalb der subjektiv orientierter Formate wie Reportage, Feature oder Dokumentation. Eine andere analytische Perspektive ist demgegenüber die Suche nach solchen Formen selbst, nach alternativen Erzählformen, die hier verstanden werden als subjektiv-erzählerisch ausgerichtete und weniger oft genutzte journalistische Formate, die auch Abwandlungen oder Weiterentwicklungen bestehender Standards sein können.

Danach sucht das Forschungsprojekt „Neues Erzählen“ an der Hochschule Darmstadt, das in Kooperation mit dem Medienportal „Grüner-Journalismus“ und anderen Partnern derzeit entsteht. Alternative Erzählformen werden im Kontext von Umwelt, Nachhaltigkeit und Journalismus gesammelt und analysiert. Einige Erfahrungen mit neueren Formen (z. B. verschiedene Gruppenarbeiten, Aktionsforschung am Kiosk und Stichprobensuche in 60 Zeitschriften) gab es 2013 und 2014 bereits in Seminaren des Zertifikatstudiengangs Nachhaltigkeit und Journalismus an der Leuphana Universität Lüneburg sowie im Master „Medienentwicklung“ an der Hochschule Darmstadt.

Insofern ist die folgende Zusammenstellung eine erste cursorische Auswertung und Übersicht zu Formen, die möglicherweise gut geeignet sind um komplexe Umweltstoffe zu erzählen. Erprobt werden müssen sie aber erst noch stärker in Übungen und der journalistischen Praxis. Die vorgestellten Formen sind multimedial angeordnet, ohne dass ein expliziter Bezug zu cross- oder multimedialem Geschichtenerzählen hergestellt wird. Dies wäre einer der nächsten Arbeitsschritte. Angenommen wird zudem, dass insbeson-

sondere der Blick auf literarische Formen und literarischen Journalismus bei der Suche nach alternativen Erzählweisen helfen kann. Erst kürzlich hat der Dortmunder Journalistikwissenschaftler Tobias Eberwein gezeigt, dass literarische Ansätze im Journalismus zunehmend an Bedeutung gewinnen. Er schreibt:

In verschiedenen Ausprägungen (...) haben literarjournalistische Thematisierungsstrategien einen Weg ins Zentrum der journalistischen Systemstrukturen gefunden. Dort opponieren sie zwar nach wie vor gegen den neutralen Informationsjournalismus, sind diesem in vielen Medien – zumal in der Wochenpresse – aber längst ebenbürtig oder mitunter sogar überlegen. Nur randständig ist Literarischer Journalismus somit nicht mehr. Vielmehr gehören literarisch inspirierte Strategien der Themenfindung und -bearbeitung in vielen Redaktionen zum gängigen Arbeitsprinzip – und werden von den Rezipienten offenbar in besonderem Maße geschätzt.<sup>3</sup>

Zu diesen Strategien gehören auch alternative Erzählformen, die hier in einer ersten Übersicht geordnet und beschrieben werden sollen. Diese ist Grundlage für die Auswahl der Texte in diesem Good Practice Reader, der die ersten, schon häufiger zu findenden Formen mit Beispielen belegt. Gleichzeitig werden im Folgenden aber auch andere Formen aufgenommen, die noch selten vorkommen und auf die im Reader nicht näher eingegangen wird.

3 Eberwein, Tobias: Literarischer Journalismus. Theorie – Traditionen – Gegenwart. Dissertation, Universität Dortmund. Dortmund, S. 192.

## ALTERNATIVE ERZÄHLFORMEN: EINE ERSTE ÜBERSICHT

### A. Bereits häufiger zu findende Alternativformen

#### — Selbsterfahrung/Kurs

Diese Form ist im grünen Spektrum relativ oft zu finden und ist damit nur noch als semi-alternativ zu bezeichnen. Der Reporter nimmt an einem Kurs (vegan leben, Survival-Techniken) teil, verzichtet auf etwas über eine gewisse Zeit (Plastik, Fleisch, Auto), testet Produkte (E-Bike, Solarauto) oder begleitet andere bei solchen Versuchen. Die Form ist sehr persönlich und ermöglicht so das Einbinden vieler kleiner Szenen, Erfahrungen und Gefühle.

#### — Vorbilder

Hier haben wir im Prinzip die klassische „Heldengeschichte“ aus der Filmdramaturgie. Immer spielen hier Menschen oder Gruppen eine Rolle, die bereits etwas Unerwartetes geschafft haben oder es zumindest versuchen. Über sie mit Reportagen oder Porträts zu berichten, kann inspirieren und zur Nachahmung einladen. Gerade, wenn über Gruppen berichtet wird, also Kommunen, Nachbarschaften, Vereine oder Freundeskreise. Es gibt mittlerweile viele Serien zu „grünen Vorbildern.“ Beispiel dafür waren „Green Minds“<sup>4</sup> in der „Financial Times Deutschland“ oder „Werkstatt Zukunft“<sup>5</sup> in „Geo“. Die Stiftung „Futur Zwei“<sup>6</sup> von Harald Welzer sammelt ausschließlich solche Geschichten.

#### — Patchwork-Erzählung

Viele kleine Geschichten oder Porträts setzen sich zu einem bunten Puzzle zusammen, das international wie auch regional funktionieren kann. Mit dieser Form lässt sich wunderbar eine große Vielfalt zeigen und gegenseitiges Lernen fördern. Hier ist ein Team von Korrespondenten förderlich, der Aufwand ist hoch. Ein Beispiel dafür ist die 2011 erschienene, internationale Patchwork-Reportage in „Geo-International“ zu einer Artenschutzaktion<sup>7</sup>.

#### — Produktgeschichte

Im Beitrag wird die Produktion eines Gutes rund um den Globus thematisiert und dabei oft nach dem ökologischen Fußabdruck gefragt. So lassen sich besonders gut ökonomische Seiten der Nachhaltigkeit, etwa Produktion und Konsum, andeuten. Klassiker dieser Form sind der italienische Schuh oder die vielzitierte Nordseekrabbe, die in Marokko gepult wird.

4 »www.youtube.com/playlist?list=PL9A5BE53DDADBA134

5 »www.geo.de/Geo/natur/oekologie/oekologie-werkstatt-zukunft-68119.html

6 »futura2wei.org

7 »www.euroreporter.de/wp-content/092-109\_ActionDay.pdf

#### — Visionen/Utopien/Träume

Hier kommen fiktionale und fiktive Elemente ins Spiel; diese Formen sind vielleicht auch deshalb etwas seltener zu finden. Ein Beispiel ist die Serie im „Zeit-Magazin“ „Ich habe einen Traum“<sup>8</sup>. Sehr gut lassen sich hiermit Zukunftsentwürfe, die sonst keinen Platz haben, zur Sprache bringen.

### B. Seltene Alternativformen

#### — Briefe

Briefe an Politiker und Unternehmer sind wenig aufwändig, lassen sich aber als subjektive Form und Spielart eines Kommentars mit fiktionalen Aspekten aufladen, sodass sie neben der Unmittelbarkeit in der Ansprache auch den Vorteil haben, komplexe Inhalte frei verdichten zu können. Die „Zeit“ arbeitet mit dieser Form, die schreiberisch anspruchsvoll ist. Regelmäßiges Brief-Element sind die abgedruckten „Mails“ der Korrespondenten des Blattes. Es gibt aber auch direkte Briefe an Persönlichkeiten etwa bei deren Todesfällen.

#### — Mailwechsel und Dialog

Dieser Einblick in den Austausch zwischen einem Journalisten und einem Experten, wie einmal in „Geo“ im Rahmen der Titelgeschichte „Einfach besser leben“<sup>9</sup> (7/2013) geschehen, ist ein Kunstgriff, der beherrscht sein will. Aber durch eine sehr offene und persönliche Art des Briefeschreibens (um dessen Charme geht es im Kern), lassen sich gerade Zweifel und offene Punkte unterbringen, die sonst in klassischen Berichten schwerer ihren Platz finden.

#### — Fiktive Gerichtsverhandlung

Sie bedarf der Schreibkunst, hat aber viele Vorteile, da nur Rollen zugeteilt werden wie etwa Richter, Anwalt, NGO-Vertreter oder Industriesprecher. So kann aber sehr kontrovers und gleichzeitig zielgerichtet ein komplexer Stoff aufgespalten und aus ganz verschiedenen Perspektiven dargestellt und erzählt werden, wenn die Lebensgeschichten der Protagonisten eingewoben werden. Man tritt niemandem direkt auf die Füße, muss aber in der Vorbereitung gut recherchieren. „Zeit Wissen“ hat es mit einer fiktiven Verhandlung zur grünen Gentechnik 2013<sup>10</sup> vorgemacht.

#### — Alternative Protagonisten

Hier sind wir schon eher bei den Erzählelementen innerhalb der Form. Aber es spricht nichts dagegen, eine Umweltgeschichte einmal aus der Perspektive einer bedrohten Art darzustellen,

8 »www.zeit.de/serie/ich-habe-einen-traum

9 »www.geo.de/Geo/heftreihen/geo\_magazin/gesellschaft-einfach-besser-leben-75254.html

10 »www.zeit.de/zeit-wissen/2012/03/Gruene-Gentechnik/komplettansicht

also etwa zu erzählen, die Schwierigkeit der Wanderfische beim Flussaufstieg aus dem Blickwinkel eines Lachses zu erzählen, der in seinen Heimatbach gelangen möchte. Das ist anspruchsvoll und recherchéintensiv, für den US-amerikanischen Journalismusprofessor Michael Pollan aber eine gute Möglichkeit, neue Wege in der Umweltberichterstattung zu gehen.<sup>11</sup>

- **Stoffströme:** Auch hier gibt Pollan gute Hinweise. Wer konsequent einem Stoff folgt, einer Chemikalie, CO<sub>2</sub>, Wasser, aber auch Geld, der ist einer stofflichen Geschichte, einer organischen Dramaturgie, auf der Spur, die eine ganz eigene Spannung enthält. Selten gemacht, wissenschaftlich anspruchsvoll, aber sicher ein Experiment wert. Derzeit ließe sich dies mit Nitrat machen, das in verschiedenen Ökosystemen verstärkt seine Spuren hinterlässt. In diese Richtung geht etwa der Artikel „Das Wasser wird schlecht“, in dem Fritz Vorholz („Zeit“) die Umweltproblematik der Landwirtschaft entlang der des Stoffes Gülle mit all seinen Bestandteilen und Auswirkungen analysiert. Das Stück ist nicht durchweg erzählerisch angelegt und gibt insofern eher Hinweise, wie man hier noch weiter vorgehen könnte.

<sup>11</sup> Vgl. Pollan, Michael: Natural Narratives. Nieman Storyboard, 16.2.2007. »niemanstoryboard.org/stories/natural-narratives/ Zugriff am 10.4.2015

Diese Übersicht ist eine erste Bestandsaufnahme, die durch das Forschungsprojekt „Neues Erzählen“ an der Hochschule Darmstadt fortgeschrieben wird. Gleichzeitig werden die Formate in der journalistischen Aus- und Weiterbildung getestet – auch in der Hoffnung, mit ihnen ein Stück weit zu einer spannenderen, menschennäheren und womöglich auch wirksameren Umwelt- und Klimaberichterstattung beitragen zu können. Dass diese nötig ist, steht außer Frage. Denn in den vergangenen Jahren hat zwar das Bewusstsein für und die öffentliche Diskussion von Themen im Kontext von Umwelt und Nachhaltigkeit spürbar und messbar zugenommen.

Die Umweltsituation und damit das Umweltverhalten haben sich hingegen in wichtigen Bereichen nicht verändert, im Gegenteil. Klimawandel, Artensterben, Flächenfraß, Ressourcenverbrauch – die Entwicklungen verschärfen sich weiter. Insofern ist das Entstehen einer kritischen und konstruktiven Öffentlichkeit für grüne Themen weiter von größter Wichtigkeit – nicht weil journalistische Berichterstattung selbst Veränderungen auslösen könnte. Sie erzeugt aber gesellschaftlichen Diskurs, der eine von mehreren wichtigen Bedingungen ist, unter denen Veränderungen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik entstehen.

Impulsgeber, Themenspiegel, Experimentierarena und Machtkontrollleur – all diese Funktionen kann Journalismus haben, wenn er in gutem Zustand ist. Deshalb sollten wir dafür sorgen, dass er das sein kann – ganz grundsätzlich, aber auch im Interesse der Nachhaltigkeit, ohne die mittelfristig nichts sein kann, was lebenswert, zukunftsfruchtig und generationengerecht ist.



**PROF. DR. TORSTEN SCHÄFER** ist Professor für Journalismus und Textproduktion an der Hochschule Darmstadt und als Umweltjournalist Redaktionsleiter des Medienportals „Grüner Journalismus“. Daneben vertritt er im Direktorium des Instituts für Kommunikation und Medien (ikum)

der Hochschule Darmstadt die Abteilung, in der das Forschungsprojekt „Neues Erzählen“ angesiedelt ist. Schäfer lehrt auch im Zertifikat Nachhaltigkeit und Journalismus der Leuphana Universität Lüneburg, das er dort mit aufgebaut hat.

## ZU DEN BEISPIELEN

## GUTE PRODUKTGESCHICHTEN

Für das Kapitel „Gute Produktgeschichten“ haben wir fünf Arbeiten zusammengestellt. Sie folgen den Spuren eines Produkts und versuchen dabei, Herstellungsweisen transparent zu machen. Dabei weisen sie auf Missstände hin, die uns unsere eigenen Konsumgewohnheiten hinterfragen lassen.

Die Geschichten führen uns nach Indien, Afrika und in deutsche Mastbetriebe: **Nikola Sellmair** begleitet ein Schwein von der Geburt bis ins Schlachthaus; **Bettina Rühl** folgt den Hähnchenresten bis nach Ghana. **Johannes Pennekamp** recherchiert in den Steinbrüchen Indiens zu Kinderarbeit, während **Caspar Dohmen** eine ungewöhnliche Perspektive beleuchtet: die der indischen Textilfabrikbesitzer. Auch die Recherche von **Uwe H. Martin** führt u. a. nach Indien: Er porträtiert den weltweiten Baumwollanbau und seine sozialen und ökologischen Auswirkungen.

- „DAS KURZE LEBEN VON FERKEL 0146“ von **Nikola Sellmair**.  
Erschienen am 24.10.2007 im „Stern“. [S. 24]
- „DER WAHRE PREIS DER STEINE“ von **Johannes Pennekamp**.  
Erschienen in „enorm“ 01/2012. [S. 34]
- „DIE LIEBE DER EUROPÄER ZUR HÄHNCHENBRUST“ von **Bettina Rühl**.  
Gesendet auf Deutschlandradio Kultur am 13.1.2010. [S. 44]
- „AM SEIDENEN FADEN“ von **Caspar Dohmen**.  
Erschienen am 31.1./1.2.2015 in der „Süddeutschen Zeitung“. [S. 49]
- „KILLING SEEDS. WHITE GOLD. ON SOCIAL AND ENVIRONMENTAL EFFECTS OF GLOBAL COTTON PRODUCTION“ von **Uwe H. Martin**. [S. 53]



Sechs Monate lang haben *stern*-Reporter ein Mastschwein begleitet. Von der Geburt im Stall bis zum Tod im Schlachthof – und darüber hinaus:  
**Die Geschichte eines Schnitzels**

# Das kurze Leben von Ferkel 0146

Von **NIKOLA SELLMAIR** und  
**BJÖRN LUX** (Fotos)

*Das Messer blitzt, die Schweine schreien,  
 Man muß sie halt benutzen,  
 Denn jeder denkt: Wozu das Schwein,  
 Wenn wir es nicht verputzen?  
 (Wilhelm Busch)*

**B**lut tropft auf den Gitterrost. Der Bauer greift tief rein in die Sau – kommt da noch was? Auf einmal gucken kleine Klauen hervor, der Bauer zieht. „Hoffentlich bin ich nicht zu spät, das sah so blau aus“, sagt er.

Heute ist Ferkeltag im Stall von Bauer Pulvermann. Alle Sauen werden zur selben Zeit besamt, deshalb „ferkeln“ sie auch zur selben Zeit. Drei Monate, drei Wochen und drei Tage dauert die Schwangerschaft, „So'n Schwein funktioniert wie ein Uhrwerk“, sagt Dieter Pulvermann.

Die Sau schnauft schwer. Ein tiefes langes Grunzen, dann glitscht es aus ihr heraus, es quiekt. Das schleimige Ferkelkind verheddert sich in der Nabelschnur und fällt auf die Schnauze. Kurz öffnet es seine schwarzblauen Augen, dann stakst es los – da ist die Zitze. Schauer laufen ihm über den blassrosa Rücken, aber es saugt, kräftig und entschieden.

Das ist das Schwein, das wir sechs Monate begleiten werden, bis zum Tod. Wir nennen es nicht „Grunzi“, bestimmt nicht „Babe“. Keine Sentimentalitäten bitte. Denn dies ist die Geschichte eines Schnitzels. Geboren, um zu sterben. Produ- →

Das Ferkel im Alter von fünf Tagen (links). Am Ende wird sein Fleisch von der kleinen Julia gegessen



ziert wie eine Alufelge oder eine Steckdose. Ein Gebrauchsgegenstand, und so liest sich auch sein Name: 0146. Das ist die Nummer des Stalls. 1,5 Kilo wiegt das Ferkel nach der Geburt. Noch 118,5 Kilo bis zum Schlachtgewicht. Ein Schweineleben.

Am ersten Morgen kommt der Ringelschwanz ab. Das Kupiereisen dampft, es riecht nach verbranntem Fleisch. Ferkel 0146 quietscht schrill und zappelt mit den Beinen. Anschließend werden die Eckzähne mit einer rotierenden Maschine abgeschliffen. Damit die Tiere sich nicht gegenseitig verletzen, sagt Valentina. Die Russlanddeutsche ist die einzige Angestellte auf dem Hof, zuständig für 4000 Tiere: 250 Säue und 3750 Mastschweine. Immer weniger Menschen, immer mehr Schweine.

und stickig, es riecht nach Kot und Gülle. Die Ammoniakschwaden aus dem Schweine-Urin schädigen die Lungen der Tiere. Auch Menschen lassen sie röchelnd husten, noch Stunden, nachdem sie den Stall verlassen haben.

Valentina versucht, mit einer stark parfümierten Körperlotion ihren Stallgeruch zu übertünchen. Ab und zu landen Fliegen auf ihrem tipptopp geschminkten Gesicht. Schon in ihrer alten Heimat Kasachstan hat sie mit Schweinen gearbeitet. „Die Säue waren auf der Weide und hatten richtige Namen“, erzählt sie. Allerdings seien dort auch mehr Ferkel von ihren Müttern erdrückt worden. Im modernen deutschen Hightechstall steht die Muttersau während der Geburt und die Wochen danach einge-



Im „Eros-Center“ besamt Bauer Pulvermann die rauschigen Säue



Ferkel 0146 startet ins Leben. Anderthalb Kilo wiegt es nach der Geburt. Noch 118,5 Kilo bis zum Kotelett



Drei Wochen bleiben die Ferkel bei der Mutter. Die Sau ist in einem Metallgerüst eingeklemmt, es riecht nach Kot und Gülle



Fünf Tage ist stern-Schwein 0146 alt, als ihm seine Marke ins Ohr gestanzt wird

## Ein Gebrauchsgegenstand, produziert wie eine Alufelge

„Nur so bin ich konkurrenzfähig“, sagt Bauer Pulvermann. Als der diplomierte Agraringenieur den Hof 1990 von seinen Eltern übernahm, lebten dort 800 Schweine.

Heute ist Pulvermanns Mastbetrieb in der Nähe von Bad Segeberg einer der größeren in Schleswig-Holstein. Vorbei an Feldern und Wiesen, erreicht man das alte Bauernhaus aus rotem Ziegelstein. Eine Lindenallee führt zu den Scheunen dahinter. „Achtung, wertvoller Tierbestand“ steht auf dem Schild an der Tür. Wer hier hineinwill, muss seine Straßenschuhe gegen Gummistiefel eintauschen und sich einen weißen Arbeitsanzug überziehen, wegen der Seuchengefahr. Drinnen ist es vorbei mit der ländlichen Idylle: Mit moderner Technik wird der Stall beheizt und belüftet, das Futter rinnt automatisch in die Tröge. Schweine drängen sich in engen Boxen unter Kunstlicht. Die Luft ist warm

klemmt zwischen den beiden Bügeln eines Metallgerüsts. Umdrehen kann sie sich darin nicht, hinlegen nur mit Mühe.

Schwein 0146 und seine zehn Geschwister drängen sich schreiend um ihre Mutter. Sie nuckeln, dann legen sie sich dicht an dicht, Speck an Speck, nebeneinander. Ferkel 0146 klettert über die Rücken der anderen und lässt sich in die Mitte des Fleischbergs plumpsen. Im Schlaf wackelt es mit den Beinen, kaut und schmatzt.

Vier Tage später bekommt es seine Marke ins Ohr gestanzt. Sie ist hellblau, die Nummer 0146 handgeschrieben, damit wir es besser erkennen. Das Ferkel hat Glück, die Marke hängt im rechten Ohr, und das bedeutet: Ferkel 0146 ist eine Sau und darf zurück zur Mutter, während seine Brüder heutekastriert werden. Eberfleisch schmeckt manchmal streng, deshalb die schmerzhafteste Prozedur in deutschen Ställen. Valentina hält ein laut quiekendes Ferkel an den Fü-

ßen hoch, schneidet mit einem Mini-Skalpell den Hodensack auf und trennt die Samenleiter durch. Die Hoden lässt sie in einen Eimer fallen.

Zwei Wochen später ist 0146 schon viel dicker. „Das wird ein Atomschwein“, ruft Bauer Pulvermann. Er streicht dem Ferkel über den Nacken. Die Schweinehaut ist glatt und warm, mit feinen hellen Borsten. „Fühlt sich schön an“, sagt der Bauer. Frecher sind die Ferkel jetzt, sie springen übereinander und stupsen mit ihren kleinen klebrigen Rüsseln gegen die große Steckdosen-nase der Muttersau. Heute sehen sie ihre Mutter zum letzten Mal. Der Bauer fährt mit einer Schubkarre durch die Gänge – wer groß genug ist, den packt er am Hinterbein und karrt ihn weg.

**ZWEIMAL IN SEINEM KURZEN LEBEN** wird Ferkel 0146 für ein paar Minuten das Tageslicht sehen – immer dann, wenn es in

einen neuen, größeren Maststall umzieht. Heute ist es das erste Mal so weit. Es ist ein nebliger, saukalter Tag. Der Bauer wirft 122 Ferkel in einen offenen Anhänger, sie zittern in der feuchten Luft, einige japsen vor Aufregung. „Vorsicht, das Herz“, ruft Valentina. Pulvermann fährt den Anhänger zur Rampe, die zum Ferkelaufzuchtstall führt. „So, ihr Kleinen“ – Pulvermann schnalzt mit der Zunge, treibt die Ferkel die Rampe hoch, auf die große Waage am Eingang. Ferkel 0146 ist schwerer als die anderen Schweine. Sieben Kilo wiegt es jetzt. Noch 113 Kilo bis zum Kotelett.

Im neuen Stall haben 1400 Ferkel Platz. 35 Tiere passen in eine Box, macht mindestens 0,4 Quadratmeter pro Tier, wie vom Gesetzgeber verlangt. Außerdem sind noch zwei verschiedene „Spielmöglichkeiten“ Vorschrift. In der Box von Ferkel 0146 sind es eine lange Plastikröhre und Eisenketten, die von der Wand baumeln.

Die Ferkel rollen die Plastikröhre durch die Box, nuckeln am Wasserspender und berühren die Schlitzlöcher im neuen, grünen Gummiboden. Kot und Urin plumpsen durch die Schlitzlöcher in den Güllekanal unter dem Stall.

Plötzlich schießt brauner Brei in den Futtertrög, die Ferkel erschrecken. Eins wagt sich vor, dann stürzen sich alle quiekend auf die Mahlzeit. Die kleinen Schweine bekommen Soja, Molke und Getreide. 0146 frisst wenig, läuft grunzend umher und schnüffelt in allen Ecken. „Das vermisst seine Mutter“, sagt der Bauer.

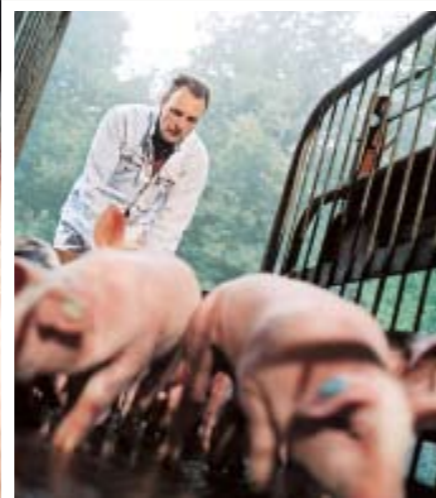
Auch die Sau 94426, gezüchtet auf die Eigenschaften Stressresistenz, guter Knochenbau, Fruchtbarkeit und Mütterlichkeit, läuft unruhig in ihrer Box hin und her, nachdem ihre Ferkel plötzlich weg sind. Fünf Tage später wird sie neu besamt – im „Eros-Center“. So nennt der Bauer den Stall für die Sauen, die gerade „rau-

sch“; also paarungsbereit sind. Im Eros-Center arbeitet ein Animier-Eber. Er darf schnuppern, mehr nicht. „Künstlich ist besser“, sagt Pulvermann. Er setzt sich rittlings auf die Sau, schubbert ihr Hinterteil, „das stimuliert“, und führt die Kanüle mit Samensekret in die Scheide ein.

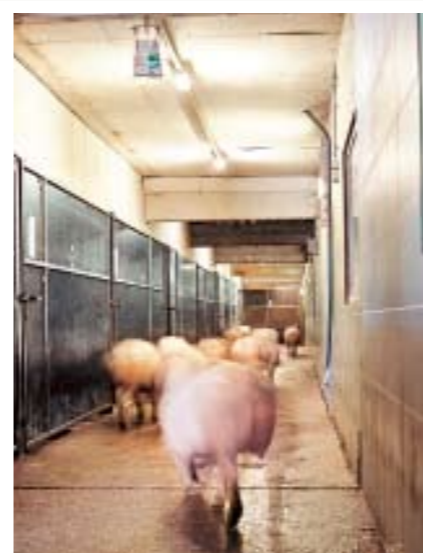
Wenn sich Pulvermann über die neuesten Spermcocktails informieren will, fährt er nach Hannover, zur Messe Euro-Tier, Halle „Schwein“. Polnische, französische und dänische Anbieter preisen dort ihr tiefgekühltes Schweinesperma an. Nebenan treffen sich auf der „International Pig Management Conference“ Züchter und Banker, um sich für den Schweinemarkt der Zukunft zu rüsten. Die Bauern hier



Fleischberg: Schwein 0146 (blaue Ohrmarke) im Ferkelaufzuchtstall. 1400 Ferkel quieken hier. 35 Tiere passen in eine Box. Macht 0,4 Quadratmeter pro Tier



Nach drei Monaten kommt das Schwein in den Maststall. Es wächst jetzt immer schneller. Sein Gurren klingt nicht mehr schrill, sondern tief: Ööööff



Schwein 0146 läuft in den Schlachthof. Zwei Stunden später wird es mit einem Stich in die Halsschlagader getötet



Der Kopf von Schwein 0146 rollt. Das Ohr mit der blauen Marke wird abgeknipst und später nach China exportiert

## Zweimal im Leben sieht es Tageslicht

aus Holland. Bauer Pulvermann und seine Kollegen schauen besorgt.

In den Messehallen drängen sich tatsächlich jede Menge Chinesen. Sie bestaunen den „Rausche-Detektor“ („verfehlt keine einzige rauschige Sau“), elektrische Fliegenklatschen und die „Sauenplaner“-Software, mit der man das Besamen der Sauen planen kann.

„Das Mastendprodukt“, so der ökonomische Fachterminus für Ferkel 0146, wächst jetzt immer schneller. Mindestens ein halbes Kilo nimmt es jeden Tag zu. Es bekommt Pausbacken, sein Rücken wird immer länger. Mit drei Monaten wiegt es stolze 40 Kilogramm. Das Gurren klingt nicht mehr hoch und schrill, sondern tief und gurgelnd: Ööööff. 0146 ist kein Ferkel mehr, sondern ein „Läufer“, so nennt man die halbstarken Schweine. Weil die Schweine so groß geworden sind, können sie sich in der Box kaum noch bewegen, dicht an dicht drängeln sie sich auf dem zugekoteten Gummiboden. „Schön ist das nicht, auch wenn es der Norm entspricht“, sagt der Bauer, „aber ich muss in Fleischmenge pro Quadratmeter rechnen.“ Muss er wirklich? Einmal hat Bauer Pulvermann versucht auszubrechen: Er wollte umstellen auf Biohaltung, auf Direktvermarktung mit einem kleinen Hofladen, und ließ sich dazu ein Konzept von einer Schweine-Unternehmensberatung erstellen. Das Ergebnis: Es rechnet sich nicht. Sein Betrieb ist schon zu groß, Pulvermann hat zu viel Geld in Ställe und Tech-

nik investiert. Er hat nur die Wahl, entweder weiter auf Masse zu setzen oder pleite zu gehen.

Deshalb ist dies keine Skandalgeschichte, in der Bauer Pulvermann in die Pfanne gehauen werden soll. Sein Fleisch gammelt nicht und ist auch nicht hormonverseucht. Es ist einfach billig – und so wird es auch produziert. Pulvermann hat die *stern*-Reporter in seinen Stall gelassen, obwohl der Bauernverband warnte: Lassen Sie das, Sie können nur verlieren. Er hat die Türen aufgemacht, weil er weiß, dass er einen ordentlichen Job macht – im Rahmen des Systems. Pulvermann hat sich dieses System nicht ausgedacht, aber er trägt es mit – so wie die Banken, die Futtermittelkonzerne, die Lebensmittelketten und vor allem die Verbraucher, die immer billigeres Fleisch wollen. Der Druck, sagt Pulvermann, hört nie auf: „Ein Freund von mir ist Biobauer, der steht im Wettbewerb mit billigeren Biobauern aus dem Ausland.“ Und so verbietet sich Pulvermann seine Träume vom Landidyll, vom Bauernhof wie in alten Zeiten, wo die Schweine auf den Kartoffeläckern rüsselten.

**HEUTE KOMMEN SCHWEIN 0146** und seine Altersgenossen vom Ferkelaufzuchtstall in den Maststall. Der Bauer klatscht ihnen auf den Rückenspeck und treibt sie mit großen Holzbrettern voran: „Hopp, hopp, im Schweinsgalopp!“ Die Schweine zittern und pinkeln vor Kälte und Angst. Eins hat eine Stressattacke, steht nur da

und schlottert am ganzen Körper. Vorsichtig und ohne lautes Rufen führt der Bauer es in den neuen Stall. Schwein 0146 trabt hinterher und beschnüffelt neugierig die neue Box. „So, mein dickes Mädchen“, sagt Pulvermann und schließt die Tür. Die nächste Station wird der Schlachthof sein. Der Bauer tippt das Gewicht von Schwein 0146 in den Computer ein, der berechnet, wann Pulvermann den Lastwagen für den Transport zum Schlachthof bestellen muss. Noch zwei Monate bis zum Kotelett.

Der Lastwagen kommt im Morgengrauen. Um 4.00 Uhr weckt Bauer Pulvermann alle sechs Monate alten Tiere. Schweine sind schlau. Es heißt, sie würden ihren Tod ahnen. Schwein 0146 ahnt nichts. Freundlich und verspielt steht es in seiner Box, lässt sich zur Verladerrampe treiben und zuckt nur kurz, als ihm der Fahrer des Lastwagens seine Nummer, die 0146, auf den Rücken stempelt. Der Transporter ist dreistöckig, 200 Schweine passen hinein. Ein Schwein wird aussortiert, weil es zu mager ist. Dann fährt der Lastwagen los.

Bauer Pulvermann bekommt für Schwein 0146 rund 130 Euro. Allein für das Futter gehen 85 Euro drauf: Weil der Weizenpreis steigt, wird es immer teurer. Auch der Schweinepreis bildet sich wöchentlich; wenn er unter 1,60 Euro pro Kilo fällt, wird es knapp für Bauer Pulvermann: „Wir hatten jetzt drei gute Jahre. Aber es werden immer mehr Mastställe gebaut, immer mehr Schweine produziert. Wenn das Angebot steigt, sinkt der Preis.“ Ein Leben nach dem Schweinezyklus: Dieter Pulvermann macht höchstens 14 Tage Urlaub im Jahr, er investiert und modernisiert. Die →

## Alle sechs Sekunden stirbt hier ein Schwein

Kredite, die er für Stallrenovierungen aufgenommen hat, sind noch nicht abbezahlt. 25 Euro von den 130 Euro Erlös für Schwein 0146 zahlt er für die Stallbauten. Dazu kommen noch Sperma- und Energiekosten, der Tierarzt, die Versicherung gegen Tierseuchen, das Gehalt von Valentina, die Zahlungen für Transport und Schlachten. Im Frühjahr blieben Pulvermann noch bis zu zehn Euro Gewinn pro Schwein, derzeit macht er wegen der hohen Futterkosten 20 Euro Verlust.

Rund zweieinhalb Stunden dauert die Fahrt von Mastschwein Nummer 0146 über Landstraßen bis zum niedersächsischen Dorf Luckau. Hier, im ehemaligen Zonenrandgebiet, steht inmitten von Äckern der Schlachthof Vogler. Der Betrieb hat sich auf Schweine spezialisiert und gehört zu den größten Schlachtereien in Deutschland. Alle sechs Sekunden stirbt hier ein Schwein. 500 Mitarbeiter kümmern sich ums korrekte Töten.

Der Viehtransporter hält vor einem der großen blauen Tore. Es dauert, bis er ausladen kann: Der Lastwagen vor ihm hat unterwegs eine Vollbremsung hingelegt, jetzt liegen vier Schweine verletzt auf der Rampe und müssen in Rollwagen zur Not-schlachtung gefahren werden. Ein Schlachter schimpft: „Die sind so schwer verwundet, weil ihr Bauer sie mit billigen Brot-abfällen füttert. Brotschweine wachsen schnell, aber ihre Knochen sind schwach.“ Der dicke Mann streichelt eine verletzte Sau. Früher hielt er sein eigenes Schwein im Garten, und, klar, so ein Tier, neun

Monate lang mit Kartoffelschalen gefüttert, schmecke tausendmal besser als ein sechs Monate altes Industriemastschwein.

**DIE BLAUEN TORE ÖFFNEN SICH WIEDER**, jetzt rennt Schwein 0146 die Rampe hoch, sein kupierter Schwanz wackelt. Es wird mit warmem Wasserregen besprenkelt, eine Art Wellness für Schweine, dann soll es sich im dämmerigen Ruheraum von den Strapazen der Fahrt erholen. Noch zwei Stunden bis zum Kotelett.

Um 11.30 Uhr läuft Schwein 0146 fröhlich und neugierig, wie es seine Art ist, in den Gang, der zu den Betäubungsgondeln führt. Je zwei Schweine drängen sich in die Kabine, die Türen schließen sich, der Fahrstuhl ruckelt abwärts, dem Tod entgegen. Ein kurzes Quieken, dann wirkt das Gas, das in die Gondeln strömt. Schwein 0146 verliert das Bewusstsein.

Anderthalb Minuten später fällt es aus der Gondel in eine Wanne. Hier unten befinden sich die Schlacht- und Zerlegeräume. Alles ist hell erleuchtet. Ein Schlachter packt Schwein 0146 und legt ihm eine Fußfessel an, an der das betäubte Tier hochgezogen und kopfüber an einem automatischen Schlachtband durch den Raum gezogen wird. Die Maschinen sind so laut, dass die Schlachter Ohrstöpsel tragen.

Blut und Wasser tropfen von der Decke. Der ganze Raum dampft. Schwein 0146 hat die Augen geschlossen, Speichel tropft aus seinem Mund. Jetzt zieht ein Schlachter das Schwein zu sich heran, rammt ein großes Messer in die Halsschlagader. Das he-

rausquellende Blut wird mit einem Schlauch abgesaugt. Schwein 0146 ist tot.

Sein lebloser Leib muss erst durchs Wasser, dann durchs Feuer. In der Waschanlage wird das Schwein enthaart und abgespült. Ein Schwall Blut rauscht auf den gefliesten Boden. Dann wird der Tierkörper im lodernnden Feuer des „Entkontaminierungs-ofens“ abgebrüht. Es riecht nach angesengten Borsten. Keimfrei und mit bloßer Schwarte schwingt das Schwein zur nächsten Station: Männer schneiden die Augen raus, weg damit, zum Sondermüll.

In der nächsten Halle weiden Schlachter die Schweine aus. Ihre Gummihandschuhe reichen bis zum Ellenbogen, die Schürzen und die weißen Gummistiefel sind voller roter Spritzer. Die Innereien und Organe hängen sie an Haken. Leber, Lunge, Zunge von Schwein 0146 zockeln am Automatikband vorbei in den Kühlraum. Der Kroatie Milos, ein großer hübscher Mann, singt schwermütige Volkslieder aus seiner Heimat und flirtet mit den Schlachterinnen, während er Schweineböuche aufschlitzt und dampfende Därme entfernt. Die Frauen sind für die kleineren Organe zuständig, sie schneiden die Herzen heraus. Im Pausenraum lesen sie dann Bücher mit Titeln wie „Weg der Träume“ oder „Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“.

Nummer 0146 wird jetzt von großen Zahnradern in der Mitte durchgeschnitten, der Brustkorb knackt. Tierärzte untersuchen die Schweinehälften, nehmen Proben, die anschließend im Labor auf Antibiotika-Rückstände und Salmonellen →



 WIRTSCHAFT


Es ist angerichtet: Schwein 0146 im Metzgerladen und im Schloss von Inge Kohrs-Lichte

## Schwein 0146 wird stilvoll verspeist

untersucht werden, und stempeln das Schwein nach der Kontrolle ab. Dann kommen die Überreste von 0146 aus der heißen Schlachthalle in den eisigen Kühlraum. Dort sieht der Chef der Zerlegungsabteilung: Schwein 0146 war am Knöchel wund gelegen, es muss im Stall Schmerzen gehabt haben. Und die Schweinehälften hat rote Striemen am Rücken: ein Zeichen, dass es Stress und Keilereien zwischen den Schweinen beim Transport gegeben hat. Ein Schweinebraten wird 0146 also nicht mehr: Die Kruste würde an den verwundeten Stellen dunkler, das mag der Verbraucher nicht. Beim Kotelett oder Schnitzel dagegen kommt die Schwarte ab, da wird dann nichts mehr zu sehen sein.

Am nächsten Morgen, nach 20 Stunden in der Kühlung, rollt der Kopf von Schwein 0146. Ein Schlachter schneidet ihn ab und schleudert ihn in eine Kiste. Ohren und Pfoten werden abgeknipst. Das Ohr mit der extra für Schwein 0146 handschriftlich markierten Marke liegt jetzt auf einem Berg anderer Ohren. Zusammen mit den Pfoten werden sie nach China exportiert, dort findet man sie leckerer als in Europa. Ein Drittel des Absatzes macht Vogler Fleisch im Ausland. Gleichzeitig wächst die Konkurrenz. „Es gibt zu viele Schlachtbetriebe in Deutschland, wir müssen das Fleisch immer billiger anbieten“, erzählt ein Schlachter. „Wir produzieren auch für Aldi und Lidl, aber da verdient man fast nix, so gnadenlos drücken die die Preise.“

In der Zerlegung arbeiten nur Polen, 150 Männer. Bei zwölf Grad Kälte lösen sie Braten, Schnitzel und Steaks vom Schwein. Es ist Knochenarbeit, die Männer fieseln,

schneiden, reißen am Fleisch. Ein paar stehen abseits und kümmern sich um die Bioschweine: Vogler Fleisch produziert nicht nur für große Ketten, sondern verarbeitet auch Biofleisch, das extra zerlegt und gelagert wird.

**IM SCHLACHTHOF** sind alle Tiere gleich: Auch Bioschweine werden nicht totgestreichelt. Aber hatten sie vorher ein anderes, ein besseres Leben? Wie wäre es Ferkel 0146 auf einem Hof ergangen, der nach ökologischen Richtlinien arbeitet? Es hätte länger gelebt: acht statt sechs Monate. Es hätte kein synthetisch erzeugtes Eiweiß zu fressen bekommen, sondern Bohnen, und wäre deshalb langsamer gewachsen. Von seiner Mutter wäre es nicht nach drei, sondern nach sechs Wochen getrennt worden. Es hätte die Sonne gesehen, mit dem unversehrten Ringelschwanz gewackelt und seinen Geschwistern die intakten Eckzähne in die Ohren gehauen. Es hätte im Stroh wühlen und in der Erde suhlen dürfen. Auf der weichen Einstreu hätte es seine Gelenke nicht wund gelegen. Seine Brüder wären allerdings auch kastriert worden. Und der für Ökoschweine vorgeschriebene „Auslauf im Freien“ hätte sich wahrscheinlich nicht auf einer idyllischen Aue abgespielt, sondern auf einem handtuchgroßen Wieslein – auch Biobauern müssen rechnen.

Am Ende, als Biokotelett, wäre es dann schweinetuer gewesen. Ökoschweinefleisch kostet fast doppelt so viel wie konventionelles. Das liegt an der aufwändigen Haltung – und daran, dass der Markt noch klein und schlecht organisiert ist. Mehr als

50 Millionen Schweine werden jedes Jahr in Deutschland geschlachtet, davon sind nicht einmal ein Prozent „Ökos“. Einige Lebensmittelketten – Tegut oder Edeka Nord – nutzen ihre Vertriebsstrukturen, dort kostet Ökoschweinefleisch nur rund 25 Prozent mehr als konventionelles.

Schwein 0146 liegt jetzt sauberlich in Koteletts aufgeschnitten in einer roten Kunststoffbox, fertig zur Auslieferung. Am Montag wurde es geschlachtet, am Dienstag zerlegt, am Mittwoch ausgeliefert. Binnen 48 Stunden muss das Fleisch den Schlachthof verlassen und an die großen Lebensmittelketten geliefert werden, bei denen es dann eingeschweißt und in die Filialen transportiert wird.

Schwein 0146 ist schon vorbestellt: Eine Fleischerei im nahen Dolgow braucht frische Ware. Der Metzger schreibt die Angebote des Tages auf eine Tafel: Bockwurst, Schinkenspeck – und das Kotelett, für 4,39 das Kilo. „Meine Kunden gucken sehr auf den Preis“, sagt der Metzger und drapiert die Koteletts in der Kühltheke.

Dort findet die Schlossherrin das Schwein. Inge Kohrs-Lichte, eine freundliche ältere Dame, bekommt heute Abend Besuch und ist zu ihrem Lieblingsmetzger gefahren. „Ich achte auf Frische und Qualität – und natürlich auf den Preis“, sagt sie. Im Supermarkt würde sie nie ein Kotelett kaufen. Schwein 0146 – oder das, was von ihm übrig ist – wird eingepackt und fährt bald die Auffahrt von Schloss Kolborn hinauf. In der Küche wartet Lisa, die Haushälterin, in einer weißen Schürze. Nach alter Hausfrauensitte drischt sie mit dem Fleischklopfer auf die Koteletts ein, taucht sie in Ei, würzt und brät sie. Die Schlossherrin schält inzwischen Kartoffeln. „Die Kulturtechnik des Kochens geht leider verloren“, sagt sie. „Ich hoffe, meine Enkelinnen werden sie noch bewahren.“

Die Enkelinnen Julia und Lena, neun und elf Jahre alt, dazu eine Nachbarin, sind zum Abendessen eingeladen. Julia und Lena teilen sich ein Kotelett: „Das ist so riesig, das ist doch vom Dinosaurier, nicht vom Schwein.“ Die Mädchen kauen zufrieden. Im Kamin prasselt ein Feuer. Biedermeierstühle, Tafelsilber, gelbe Rosen, weißes Porzellan – Ferkel 0146 hat nicht stilvoll gelebt, aber es wird stilvoll verspeist. ✕

### MEHR INFOS ...

... bei [stern.de](http://stern.de)

[www.stern.de/schwein](http://www.stern.de/schwein) Ein Schweineleben in Bildern und Infos zum Thema Fleisch

### ► FLEISCHPRODUKTION

## „VOM FERKEL ZUM SCHNITZEL – EIN GANZ NORMALES SCHWEINELEBEN“

Das Leben eines Mastschweins ist kurz und dient nur dem einem Zweck: Fleisch zu liefern. Nikola Sellmair wollte bewusst keine rührselige Geschichte erzählen und setzt darauf, dass der Leser sich seine eigene Meinung bildet. Für diese Reportage gewann sie 2008 den Helmut-Schmidt-Journalistenpreis.

### Recherchebericht von NIKOLA SELLMAIR

#### DER ANSTOSS

Bei einer Diskussion mit Kollegen entstand die Idee, ein Schwein zu begleiten, von der Geburt bis zum Schnitzel. Artikel über Schweinemast waren davor entweder eher technisch angelegt (wie viele Quadratmeter stehen einem Tier zur Verfügung, welche Spielgelegenheiten braucht es?) oder sehr rührselig (die Schweine wurden bedauert, der Bauer als böser Tierquäler beschrieben).

Mir war von Anfang an klar, dass ich eine andere Geschichte schreiben will. Ich wollte eine Geschichte, die keinen Tenor vorgibt, sondern dem Leser Raum gibt für seine eigenen Gedanken. Das Thema ist komplex, und so muss es auch beschrieben werden.

#### DER RECHERCHEAUFWAND

Ich musste einen Bauern finden, der bereit war, bei dem Projekt mitzumachen. Längere Zeit habe ich es bei immer neuen Anlaufadressen versucht. Keiner war bereit, seinen Stall Journalisten zu öffnen. Letztlich klappte dann die Vermittlung über einen Unternehmensberater für Schweinebetriebe, der den Kontakt zu Dieter Pulvermann herstellte. Der Fotograf Björn Lux und ich fuhren zu Herrn Pulvermann auf den Hof und stellten uns und unsere Idee vor.

Wir hatten Glück, dass Dieter Pulvermann die Ferkel von der Geburt bis zur Schlachtreife mästet – die meisten Züchter geben die Ferkel mit drei Monaten noch einmal weiter an einen spezialisierten Mastbetrieb. Wir sprachen auch mit dem Schlachthof-Betreiber, den Dieter Pulvermann hauptsächlich belieferte. Generell ist es mittlerweile für Journalisten sehr schwierig geworden, in Schlachthöfe reinzukommen.

Einige Tage später kam der Anruf von Herrn Pulvermann: „Zwei Säue werden diese Nacht ferkeln.“ Wir wachten im Stall, bis im Morgengrauen Ferkel 0146 geboren wurde, unser Ferkel. Insgesamt fuhren wir danach noch sieben Mal zum Hof, um das Tier in verschiedenen Lebensphasen zu beobachten und zu fotografieren. In den ersten Wochen kamen wir mehrmals vorbei, beobachteten

die Kastration und das Kupieren der Ringelschwänze. Später besuchten wir das Schwein im etwa sechswöchigen Abstand. Wir lernten die Tiere als „Halbstarke“ kennen (besonders schwer zu fotografieren, zwicken und wollen raufen!) und später dann als schon recht runde Mastschweine kurz vor dem Transport zum Schlachthof.

Der Abtransport begann gegen 4.00 Uhr morgens, wir fuhren dem Transporter hinterher bis zum Schlachthof.

Auch dem Schlachthofinhaber hatten wir uns vorab persönlich vorgestellt, hatten bereits eine Führung gemacht und kannten uns schon aus, als „Ferkel 0146“ am Schlachthof ankam. Es war wichtig, die Wege und Abläufe zu kennen, denn die eigentliche Schlachtung läuft ab wie am Fließband – und wir mussten ja Schwein 0146 auf den Fersen bleiben. Außerdem hatten wir uns ein wenig an das Blut und die Gerüche dort gewöhnt.

Im Ruheraum des Schlachthofs sahen wir Schwein 0146 zum letzten Mal lebend.

Danach begleiteten wir die Schlachtung und Zerlegung.

Die nächste Station: der Handel. Der Schlachthof beliefert auch große Handelsketten wie Aldi und Lidl, aber das wäre sehr kompliziert geworden. In der Regel sind diese Unternehmen sehr verschlossen, außerdem sind die Lieferketten kompliziert. Darum wurde das Fleisch von Ferkel 0146 mit der nächsten Lieferung an einen Metzger in der Nähe ausgefahren.

Im Laden sprachen wir dann mehrere Kunden an und fragten, ob wir beim Verzehr des Fleisches dabei sein dürften. Mehrere Kunden lehnten ab und wir dachten schon, wir seien kurz vor Schluss gescheitert. Endlich sagte eine ältere Stammkundin spontan zu: Wir durften sie und ihre Familie beim Abendessen beobachten und fotografieren. Auch vom Fleisch sollten wir probieren. Der Fotograf aß Ferkel 0146 mit deutlich mehr Appetit als ich.

## ÜBER NACHHALTIGKEIT

WAS WIR TUN, HAT FOLGEN – UND WENN MÖGLICH, SOLLTEN WIR SO HANDELN, DASS AUCH UNSERE MITMENSCHEN, UNSERE UMWELT UND NACHFOLGENDE GENERATIONEN GUT DAMIT ZURECHTKOMMEN. IM ALLTAG IST DAS OFTMALS SCHWER DURCHZUHALTEN – UND NOCH SCHWERER IST ES, DIE FOLGEN UNSERES ALLTAGSHANDELNS ÜBERHAUPT ZU DURCHSCHAUEN. DABEI HILFT NACHHALTIGER JOURNALISMUS: GENAU HINHÖREN, GENAU HINSCHAUEN, OFFEN UND DABEI KRITISCH BLEIBEN. RAUSGEHEN, SO OFT ES GEHT. UND AUCH SCHEINBAR SELBSTVERSTÄNDLICHES HINTERFRAGEN.

Nikola Sellmair

## HINTERGRUNDRECHERCHEN

Ich las diverse Fachliteratur, führte Interviews und Gespräche mit anderen Schweinehaltern, Verhaltensforschern, Agrarwissenschaftlern und Funktionären sowohl des Verbandes der konventionellen Schweinehalter als auch von Bioverbänden und nahm an Workshops und Vorträgen auf der Messe „Eurotier“ teil.

Außerdem wollte ich zum Vergleich sehen, wie ein Bioschwein lebt und habe einen Bioland-Betrieb besucht – das steht jetzt so nicht in der Geschichte, war für mich als Hintergrundwissen aber sehr wichtig.

## DER ERKENNTNISGEWINN

Ich habe viel über das Leben eines ganz normalen Mastschweins gelernt – aber auch über die Sorgen der Mäster, die Getriebene eines immer stärker globalisierten Marktes sind.

Ein eindrückliches Erlebnis: Nachdem der Fotograf und ich einmal ungefähr zwei Stunden bei dem Schwein in der Box waren, husteten wir auf der gesamten Heimfahrt; bei mir hielt der Reizhusten über einen Tag an. In dieser Luft müssen die Schweine ihr ganzes Leben verbringen!

Auch die Größe der Ställe und die maschinelle Abfertigung der Tiere haben mich anfangs geschockt. Bisher kannte ich Schweinehaltung vor allem vom Hof einer Tante in Bayern – aber ihr Stall war Bullerbü gegen die Tierindustrie im Norden.

Bei dieser Tante hatte ich als Kind auch einmal bei einer Ferkelgeburt geholfen, hatte das kleinste Ferkel mit Stroh trockengerieben und es Grunzi genannt. Grunzi endete als Spanferkel und ich weinte bitterlich. Vielleicht habe ich auch deshalb bei dieser Recherche so darauf geachtet, dem Ferkel keinen Namen zu geben.

Ich wollte die Distanz behalten. In der industriellen Massentierhaltung bekommen die Tiere auch keine Namen und der Verbraucher selbst lernt sie nie kennen, will sie auch lieber nicht kennenlernen. Das ist ja das Perfide: Ein einzelnes Ferkel, dem man auf die Welt geholfen und das man mit Stroh abgerieben hat, mag man nicht leiden sehen. Aber bei einer Massenproduktion, in der weitgehend Maschinen die Arbeit erledigen, kann man auch besser wegschauen, so wie fast alle Verbraucher.

Bei dieser Geschichte war es ein wichtiges Stilmittel, einen unsentimentalen, ökonomischen Blick auf das Lebewesen Schwein zu richten. Der Leser soll selber entscheiden: Ist billiges Fleisch diese Produktionsmethoden wert? Oder soll sich etwas ändern?

Wer die Geschichte aufmerksam liest, wird darin sicher Kritik an der industriellen Massentierhaltung finden. Aber eben nicht mit dem Holzhammer. Es gibt keine einfachen Lösungen: Auch Bioschweine weiden nicht auf idyllischen Auen. Trotzdem würde ich Biofleisch den Vorzug geben, das habe ich aber auch vorher schon getan.

## DIE RESONANZ

Sehr positiv. Viele Leser und auch Kollegen meldeten sich und sagten, ich hätte ihnen zwar den Appetit verdorben, aber sie auch anschaulich informiert. Auch von konventionellen Schweinezüchtern kam positives Feedback: Einige meldeten sich und klagten, sie wollten diese Art von Haltung eigentlich selber nicht mehr.

## TIPPS FÜR NACHWUCHSJOURNALISTEN

Das Leben von Ferkel 0146 ist eine einfache Geschichte, sie spielt um die Ecke. Auch scheinbar Selbstverständliches kann spannend sein, wenn man genau hinschaut.

Ich habe kurz danach für den „Stern“ die Reise eines Bioapfels von der Plantage in Argentinien bis in einen deutschen Supermarkt begleitet. In der „Zeit“ wiederum reiste ein Reporter einem Ein-Euro-T-Shirt von H&M hinterher. Von der Machart sind diese Geschichten der von „Ferkel 0146“ ähnlich, doch sie führten nach Südamerika oder Asien und waren nur mit einem größeren Budget zu realisieren.

Die Schweinegeschichte dagegen war ohne höhere Reisekosten machbar. Sie brauchte vor allem Zeit und Geduld. Solche Geschichten gibt es zuhauf: Man kann zum Beispiel mit dem Müllmann mitfahren und schauen, wo der getrennte Müll wirklich landet.



**NIKOLA SELLMAIR** absolvierte die Deutsche Journalistenschule (DJS) und studierte Politik, Wirtschaft und Kommunikationswissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie arbeitete jahrelang als freie Journalistin für die „Süddeutsche Zeitung“ und die „Zeit“. Längere berufliche Auslandsaufenthalte u. a. in Hong Kong, Washington sowie Kirgisien. Seit 2000 arbeitet sie als Redakteurin des „Stern“. Sie wurde mit zahlreichen Journalistenpreisen ausgezeichnet, darunter der Otto-Brenner-Preis für kritischen Journalismus, der Helmut-Schmidt-Journalistenpreis und zuletzt der Deutsch-Polnische Journalistenpreis.

## WAS FÜR ALLE GESCHICHTEN GILT

- 1 **Nicht aufgeben.**  
Auch wenn viele erfahrene Kollegen behaupten, in einen Schlachthof käme man nicht rein: Trotzdem anfragen.
- 2 **Seine Protagonisten ernst nehmen.**  
Wäre ich nur mit Vorurteilen zu Bauer Pulvermann gekommen, hätte ich auch gleich in der Redaktion sitzen bleiben können. Die realen Menschen sind immer spannender und vielschichtiger als die Klischees im Kopf.
- 3 **Teamarbeit ist großartig.**  
Bis auf meine Besuche auf der Messe Eurotier und beim Bioschwein waren wir immer zu zweit unterwegs. Großer Dank an Björn Lux, den Fotografen, für seinen Humor, seine guten Ideen – und dafür, dass er bei unserem ersten Rundgang im Schlachthof beherzt vorausging.

# Der wahre Preis der Steine

Mit Hammer und Meißel ausgerüstet, klopfen Tausende Kinder in Indien unter unsäglichen Bedingungen Pflastersteine zurecht. Mitverantwortlich dafür sind auch gedankenlose deutsche Käufer, die ihre Auffahrt verschönern oder Schlossplätze renovieren lassen. Eine Spurensuche in zwei Welten



Seite 49  
bewegen

TEXT Johannes Pennekamp  
FOTOS Jens Steingässer

Sawidri klopft von morgens bis abends Steine. Etwas anderes hat die Zehnjährige nie gelernt (u.). Arbeiterinnen verladen auf einem Firmengelände in Budhpura Steine, die häufig am Straßenrand gehauen werden. Von hier aus werden sie rund um den Globus verschickt (r.)



Frank Oltersdorf fixiert den Laptop, dann wendet er sich von den Fotos ab und starrt aus seinem Fenster. „Nein“, sagt der 54-Jährige, „so schlimm hatte ich das nicht erwartet.“ Sein Blick geht hinunter zur Havel und zu der neu angelegten Uferpromenade, über die er gerade so stolz gesprochen hat. Jetzt schweigt der Oranienburger Baudezernent.

Arbeitende Kinder in Indien und idyllisches Kleinstadtpanorama vor der Haustür – bis vor wenigen Minuten war er sicher, dass dazwischen Welten liegen. Jetzt sind sie zusammengerückt. Sie prallen aufeinander im Büro eines brandenburgischen Verwaltungschefs, der seine Sätze damit beginnt, dass er sich nicht „rausreden wolle“, eines Mannes, der zwar belegen kann, „strikt nach den vergaberechlichen Vorgaben“ gehandelt zu haben, der aber trotzdem ein „ungutes Gefühl“ hat.

Dabei war Frank Oltersdorf so stolz, damals am 15. April 2009, als extra der Minister aus Potsdam anreiste, um den letzten Stein des neuen Schlossplatzes zu verlegen. Im Hintergrund erstrahlte in blü-

tenreinem Weiß das barocke Stadtschloss, die 41 000 Einwohner große Kommune nördlich von Berlin hatte sich rausgeputzt für die Landesgartenschau, zu der im Sommer 600 000 Besucher anreisten. Was niemand ahnte: Wahrscheinlich waren es auch Kinder, die die 2000 Tonnen fein säuberlich verlegten Pflastersteine auf deutsches Einheitsmaß brachten.

Wer diesem Verdacht nachgehen will, muss zunächst rund 6000 Kilometer weit nach Osten reisen, in den indischen Bundesstaat Rajasthan. Der Oranienburger Granitstein stammt aus dem Süden des Landes, doch hier, im Norden, liegt das Zentrum der Pflastersteinproduktion. Die Bedingungen, unter denen die Arbeiter in der zerklüfteten Landschaft Steine hauen, sind typisch für die Branche.

Der graue Sandstein Kandla Grey, den man in Rajasthan findet, ist das Kapital von Männern, Frauen und Jungs wie Garju Lal, der in der schattenlosen Steppe am Boden kauert, in der rechten Hand einen abgenutzten Hammer, in der linken einen Meißel, den er an eine rechteckige Metallschablone anlegt. Es ist offensichtlich, dass

er seit Jahren nichts anderes macht. Flink und mit maschinengleicher Präzision hämmert er hundertfach auf einen Steinbrocken ein. Dann wirft er den fertigen Pflasterstein auf den wachsenden Haufen neben ihm. Bei jedem Schlag wirbeln Steinsplitter durch die Luft, einen Mundschutz oder feste Schuhe trägt er nicht, es gibt auch keinen Schatten. Die Augen des Jungen schimmern glasig, ihm läuft die Nase, ockerfarbener Staub hat sich auf seinen tropfenden Rotz gelegt. Es ist ein feiner Staub, der sich täglich tiefer in die Lunge frisst. Der verschüchterte Junge erzählt, dass er seine Pflastersteine wie alle hier an die Exporteure verkauft, die mit ihren Lkws kommen und die Steine einsammeln. Eine halbe Rupie verdient er pro Stein, weniger als zwei Cent. Wenn er fleißig ist, kommen am Abend 50 Rupien zusammen. Zum Vergleich: Drei Bananen kosten im nächsten Dorf 15 Rupien.

Kinderarbeit ist in Indien offiziell verboten. In der Region Rajasthan gehört sie trotzdem zum Straßenbild. Jeder 20. Steinklopfer, so die Schätzung eines Exporteurs, ist ein Kind, und viele haben ein

ähnliches Schicksal wie Manoj aus der Kleinstadt Budhpura. Der zwölfjährige Junge lebt mit seinem jüngeren Bruder bei seiner Großmutter Shantibhai. Die Eltern der beiden, erzählt er mit kaum hörbarer Stimme, sind vor Jahren an der Lungenkrankheit Silikose gestorben, an der so viele hier zugrunde gehen. Weil die Großmutter zu schwach zum Arbeiten ist, müssen Manoj und sein Bruder täglich Steine klopfen. Der Verdienst reicht für die drei gerade so zum Überleben. „Wenn wir mal krank sind, hungern wir“, sagt er. Eigentlich stehe ihnen eine Waisenrente zu, doch das Geld sei nie bei ihnen angekommen, sondern in der Tasche irgendeines Beamten gelandet. „Was sollen wir dagegen tun?“, klagt die Großmutter.

Um sie herum scheint die Zeit stehen geblieben zu sein: Die Familie haust in einer mittelalterlich anmutenden Steinhütte, das Dach ist von etlichen Rissen durchzogen. In der letzten Regenzeit stand der modrig riechende Innenraum, in dem alle schlafen, kochen und essen, unter Wasser. Als Kleiderschrank dient ihnen ein schmaler Reisekoffer. Eine einfache Liege, ein

Aktivist Rajnath sorgt sich um Garju Lal. Atmet der Junge weiterhin den feinen Steinstaub ein, liegt seine Lebenserwartung bei knapp 40 Jahren



Seite 51  
bewegen



Aktivist Rajnath (r.) besucht Iyyaraj Singh, Politiker und Nachfahre des Maharadschas

klappriges Fahrrad und einen winzigen Fernseher, mehr besitzen sie nicht.

Rajnath kennt die Schicksale von Kindern wie Manoj und Garju Lal. Der Inder mit der gedrungenen Statur arbeitet für Xertifix, eine deutsche Zertifizierungsorganisation, die vom Misereor-Kinderrechtsexperten Benjamin Pütter gegründet wurde und unter anderem von dem ehemaligen Arbeitsminister Norbert Blüm unterstützt wird. Rajnath ist einer von zwei einheimischen Kontrolleuren, die im Auftrag deutscher Steinhändler die Lieferkette bis in den Steinbruch zurückverfolgen. Er stattet 80 indischen Steinbrüchen regelmäßig unangekündigt Besuche ab: Beschäftigt der Betrieb Kinder? Werden faire Löhne gezahlt? Gibt es genügend Pausen für die Arbeiter? Wenn sich alle Zulieferer an die Regeln halten, bekommt der deutsche Steinhändler das Xertifix-Siegel und zahlt dafür drei Prozent des Einfuhrpreises an die Organisation.

Doch die Kontrollen allein ändern nicht die Lebensbedingungen der Menschen, das wissen Xertifix und Kontrolleur Rajnath. Deshalb nimmt der 36-Jährige auch korrupte Beamte und Politiker ins Visier. Vor drei Jahren zog er, begleitet von mehreren Hundert Kinderarbeitern, zum Palast des Premierministers und verschwand erst, als der Regierungschef ihn persönlich anhörte. Im Dorf Budhpura, wo Manoj und seine Großmutter wohnen, fordert er von den Lokalpolitikern seit Jahren, dass Kinder in die Schule statt in den Steinbruch gehören und kranke Menschen

medizinische Versorgung bekommen. Einige Dinge hätten sich bereits verbessert, sagt er, in der staatlichen Schule sitzen von den 56 angemeldeten Kindern heute immerhin 35 im Klassenraum. Auch in der Krankenstation, einem kleinen Häuschen, das in den vergangenen Jahren meist zugesperrt war, herrscht Betrieb. Patienten warten vor der Tür, im Behandlungszimmer gibt ein junger Arzt einem Greis eine Spritze in den Arm, hinter ihm stapeln sich in einem Regal 31 Schuhkartons – in jedem die Krankengeschichte eines Patienten, der an der Lungenkrankheit Silikose leidet. Die Lebenserwartung junger Steinklopfer: „Knapp 40 Jahre“, sagt der Arzt.

Rajnath sind die Fortschritte zu klein. Deshalb hat er am Abend ein Treffen mit dem Mann vereinbart, der in dieser Gegend die Fäden zieht: Mitten in einem Park, in dem das Zirpen der Grillen den Lärm der Millionenstadt übertönt, residiert Iyyaraj Singh, der Nachfahre des Maharadschas. Die Wände zieren historische Kriegsgemälde, ein Marmorsockel trägt ein gerahmtes Bild, das Singhs Vater mit dem ehemaligen französischen Staatschef Valéry Giscard d'Estaing zeigt. Die Verfahren des Adligen haben über die Region geherrscht, Singh sitzt als Abgeordneter im Parlament von Delhi.

In akzentfreiem Englisch zählt der 45-Jährige die vielen Programme und Gesetze auf, die die Politik in den vergangenen Jahren gegen Kinderarbeit und für flächendeckende Schulbildung erlassen hat. Rajnath hört zu, hakt dann aber entschied-

den nach: „Ich habe in Budhpura wieder Kinder gesehen, die für einen Hungerlohn schufteten, statt zur Schule zu gehen.“ Der Abgeordnete gesteht: „Bei der Umsetzung unserer Gesetze gibt es große Schwierigkeiten.“ Es fließe zwar genügend Geld, zu viel versickere aber in den korrupten Strukturen. Rajnath sagt, dass man Kinderarbeit nicht einfach verbieten könne, man müsse den Menschen Unterstützung geben, damit sie eine Alternative zur Arbeit haben. Der Maharadscha nickt und stimmt einer öffentlichen Anhörung zu: Die Kinder sollen von ihrem Schicksal berichten, die lokalen Politiker müssen sich rechtfertigen und erklären, warum Manoj's Großmutter keine Rente bekommt oder wieso nicht alle Kinder in die Schule gehen und dort eine warme Mahlzeit erhalten. Auf der Rückfahrt klopfte sich Rajnath im Auto zufrieden auf den Oberschenkel. In seinem endlosen Kampf hat er einen weiteren Sieg errungen.

Wie klein der allerdings ist, ahnt man bei einem Besuch der staatlichen Arbeitsbehörde. „Kinderarbeit? Nicht mein Thema“, sagt Santosh Prasad Sharma und gibt



Links: Kinder lernen in einer von einem Steinexporteur finanzierten Schule in Rajpura. Unten: Santosh Prasad Sharma leitet die Arbeitsbehörde in Kota. Kinderarbeit? „Nicht mein Thema“, sagt er



sich kurz angebunden. Sharma, gestutzter Schnauzbar, frisch gebügeltes Hemd, leitet die Behörde. Er ist dafür zuständig, dass Unternehmen in den Regionen rund um die Millionenstadt Kota im Norden Indiens keine Kinder beschäftigen und fair mit ihren Angestellten umgehen.

Sharma zerrt ausgefüllte Fragebögen aus einem vergilbenden Aktenstapel. Seine Mitarbeiter seien mit einer großen Befragung zu den Arbeitsbedingungen beschäftigt, erklärt er, demnächst sollen die Ergebnisse vorliegen. Und was passiert dann? „Dann starten wir die nächste Befragung.“

Für die Kontrollen der Unternehmen sind fünf Beamte zuständig. Drei von ihnen sitzen an diesem Tag zufällig in ihren Büros, anstatt Betriebe zu inspizieren. „Die Behörde stellt uns keine Autos zur Verfügung“, erklärt einer. Wie sie in oft unwegsamem Gelände zu den Firmen kommen, das müssten sie selbst sehen.

Produzenten und Exporteure, die Kinder beschäftigen wollen, haben leichtes Spiel. Zwar erließ der Staat 2009 den „Right to Education Act“, ein Gesetz, das allen 6- bis 14-Jährigen einen Schulplatz

garantiert. Nach Meinung vieler Experten ist es aber gerade in armen Regionen kaum mehr als eine Absichtserklärung. Auch das milliardenschwere „National Child Labour Project“, das die Ausbeutung der Ärmsten verhindern soll, ist nahezu wirkungslos. Dem Staat gelingt es seit Jahrzehnten nicht, die Zahl der arbeitenden Kinder zu reduzieren. Offiziell sind es 12,6 Millionen. Kinderschützer gehen davon aus, dass es weit mehr gibt.

Doch es sind nicht die indischen Produzenten, Politiker und Beamten allein, die dafür sorgen, dass Millionen Kinder weder eine Kindheit noch eine Zukunft haben. Auch westliche Händler, Häuselbauer und Baudezernenten tragen Schuld an dem Leid. Ein Exporteur, der anonym bleiben will, sagt: „Ohne Kinderarbeit lassen sich die Pflastersteine gar nicht zu den Konditionen herstellen, die europäische und deutsche Käufer vorgeben.“

Laut Statistischem Bundesamt führten deutsche Unternehmen im Jahr 2010 über 600 000 Tonnen Pflastersteine aus aller Welt ein. Mehr als die Hälfte der Steine stammt aus China, dem weltweit führen-

den Natursteinproduzenten. Die Importe aus dem Riesenreich gelten mit Blick auf Kinderarbeit als vergleichsweise unbedenklich. Doch gleich nach Portugal, der Türkei und den Niederlanden folgt Indien auf Rang fünf. Fast 30 000 Tonnen wurden 2010 direkt vom Subkontinent geliefert, tatsächlich verbaut wurden wohl noch mehr Steine, da viele Ladungen mit dem Schiff in den Niederlanden ankommen und von dort über die Grenze gebracht werden. Das Xertifix-Siegel tragen nach Angaben der Organisation weniger als zwei Prozent dieser Importe.

Nicht zertifizierte Steine landen bei Online-Händlern wie M.C. Stone. Das Bielefelder Unternehmen preist den nordindischen Pflasterstein Kandla Grey auf seiner Homepage als „Bestseller“ an, der „wunderbar in eine grüne und blühende Gartenlandschaft“ passe. Ein Zertifikat könne man nicht vorlegen, erklärt M.C. Stone seinen Kunden, der indische Zulieferer bescheinige jedoch, dass die Steine ohne Kinderarbeit hergestellt wurden. Eine offizielle Presseanfrage ließ der Geschäftsführer unbeantwortet.

Ein Quadratmeter des Pflastersteins – frostbeständig, Oberfläche: spaltrau, lieferbar in den Größen 9 mal 9 oder 14 mal 14 Zentimeter – kostet bei dem Internet-händler 34,20 Euro. Weniger als ein Drittel davon erhält in der Regel der indische Exporteur, der wiederum nur etwa acht bis zehn Prozent seiner Einnahmen an die Mitarbeiter auszahlt, rechnet ein Branchenkenner vor. Bei den Steinklopfern in Indien käme so weniger als ein Euro pro Quadratmeter an.

Dass das Gros der indischen Steine das Land ohne anerkannte Zertifizierung verlässt, liegt nicht nur an Unternehmen wie M.C. Stone. Auch Privatkunden, die zum Beispiel ihre Auffahrt neu pflastern, achten zu selten darauf. Der Druck der Konsumenten ist sehr gering, berichten Steinhändler. Nur wer bei öffentlichen Aufträgen mitbietet, müsse sich in der Regel um eine Zertifizierung bemühen.

Zudem fehlt für eine seriöse Zertifizierung im großen Maßstab die Infrastruktur: Organisationen, die wie Xertifix angekündigt kontrollieren und die Lieferkette bis in den Steinbruch verfolgen, lassen sich an einer Hand abzählen. Ein länderübergreifendes und international anerkanntes Label gibt es nicht, ein

runder Tisch mehrerer internationaler Initiativen unter Leitung der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) hat noch keine verbindlichen Ergebnisse hervorgebracht. Und die holländische Working Group on Sustainable Natural Stone (WGDN), in der sich Steinimporteure und Nichtregierungsorganisationen aus mehreren europäischen Ländern zusammengeschlossen haben, um ein wirksames Zertifikat zu kreieren, entsteht gerade erst.

Hundertprozentige Sicherheit wird aber auch dieses Siegel nicht garantieren können. Vor allem bei den Pflastersteinen funktioniert die Branche in Indien so informell und unübersichtlich, dass sich kaum jeder Schritt kontrollieren lässt, bis die Steine in Deutschland ankommen: Häufig sitzen die arbeitenden Kinder einfach irgendwo am Straßenrand, und kein Kontrolleur und kein Zertifizierer kann auf der Suche nach ihnen die Pisten des Landes abfahren.

Sollten Händler indische Steine deshalb aus dem Sortiment nehmen? Die Stonepark GmbH aus Diepholz, die Steine aus der ganzen Welt importiert, behält sie weiter im Angebot – ganz bewusst, wie ein leitender Mitarbeiter betont. Das Unter-

nehmen nehme das Thema Kinderarbeit und die Arbeitsbedingungen nicht auf die leichte Schulter, sagt er, für seine Importeure aus China führt es ein Siegel, das in der Branche als vorbildlich gilt. Seine indischen Steine bezieht das Unternehmen, das nach eigenen Angaben drei bis vier Millionen Euro Umsatz macht, zum Teil von Zulieferern mit Xertifix-Zertifikat.

Aber: Wie alle Unternehmen müsse man ertragsorientiert arbeiten. „Umso schwieriger ist es für uns, unsere Produkte in Bezug auf die Kinderarbeit auszuwählen. Der Endkunde sollte bei seiner Kaufentscheidung auf diesen Aspekt achten und gegebenenfalls auf diese Thematik gesondert eingehen“, sagt der Mitarbeiter. Auch das Xertifix-Siegel biete keine hundertprozentige Sicherheit. Deshalb würde man seine Kunden über die Kinderarbeitsproblematik aufklären: Manche würden dann bewusst indische Steine wählen, im Glauben, dadurch die Arbeiter und auch Kinder zu unterstützen, andere würden sich gegen die Steine entscheiden.

Frank Oltersdorf, der Baudezernent in Oranienburg, ist einer der Kunden der Stonepark GmbH. Er streitet ab, dass ihn das Unternehmen auf die Gefahr von Kinderarbeit aufmerksam gemacht habe, damals, als seine Kommune 2000 Tonnen südindischen Granit-Pflasterstein orderte. Gewarnt war Oltersdorf. Ein Fernsehbeitrag der ARD hatte im Vorjahr ausführlich über die Problematik berichtet und aufgedeckt, dass unter anderem die Steine auf dem Kölner Heumarkt von Zulieferern stammen, die indische Kinder für sich arbeiten lassen. „Es gab wegen des Films ein paar Nachfragen aus der Politik, wir haben deshalb eine Bescheinigung angefordert“, sagt Oltersdorf und kramt aus einer roten Plastikmappe, in der er die Unterlagen von damals archiviert hat, eine Selbstbescheinigung des norddeutschen Stonepark-Zulieferers hervor, in der er sich selbst „hohe ethische Ansprüche“ auf die Fahnen schreibt, sowie ein „Certificate“.

Das dreizeilige Schreiben bestätigt dem indischen Hersteller, dass er keine Kinder

beschäftigt. Unterschrieben hat es ein Beamter einer südindischen Arbeitsbehörde im Jahr 2006. Eine Arbeitsbehörde, wahrscheinlich eine wie in Kota, in der sich die Beamten in ihren Büros langweilen, weil sie keine Autos für Kontrollen haben. Ob man dem Papier trauen kann? „Irgendetwas muss man ja glauben“, sagt Frank Oltersdorf, man könne ja nicht selbst nach Indien fliegen und die Betriebe überprüfen. Er beruft sich auf die rechtlichen Vorgaben, die seine Arbeit bestimmen: „Wir müssen bei einem öffentlichen Auftrag das wirtschaftlichste Angebot auswählen.“ Und ein vager Verdacht allein reiche nun mal nicht aus, um einen Bewerber vom Vergabeverfahren auszuschließen.

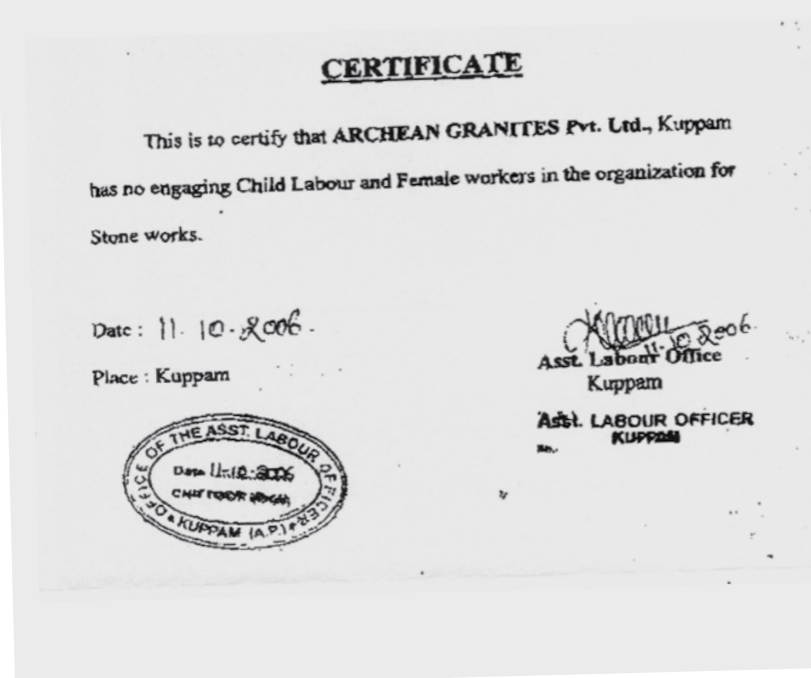
Mittlerweile hat die Bundesregierung das Vergaberecht dahingehend geändert, dass auch soziale Aspekte bei Ausschreibungen eine stärkere Rolle spielen können – indische Steinimporte sind seitdem zurückgegangen. Oltersdorf will bei künftigen Ausschreibungen stärker auf mögliche Missstände wie Kinderarbeit achten, „so-

weit das im Rahmen der rechtlichen Vorgaben geht“, schränkt er ein.

Wahrscheinlich liegt darin das Problem: Die Verantwortung verwässert entlang der Handelskette. Sie verschwindet nicht, aber je mehr Produzenten, Händler, Exporteure, Lieferanten, Käufer, Gesetzgeber und Baudezernenten beteiligt sind, desto weniger fühlt sich der Einzelne zuständig. Zugleich nehmen die Möglichkeiten für jeden, die weitgehend akzeptierten Regeln der Branche zu ändern, ab.

Frank Oltersdorf steht am Ende der Lieferkette. Ob tatsächlich Kinder seine Steine hergestellt haben, wird er nie mit Sicherheit be- oder widerlegen können. Der Verdacht bleibt. Ebenso die Frage, wie er hätte Einfluss nehmen können auf das, was am Anfang passiert, in knapp 6000 Kilometer Entfernung. Und ob es einen Unterschied machen würde, wenn er anders gehandelt hätte. Er weiß natürlich auch: „Wenn wir die Steine nicht gekauft hätten, hätte es jemand anderes gemacht, vielleicht in China oder Australien.“/

FOTOS: Johannes Pennekamp



2000 Tonnen Pflastersteine bestellte Baudezernent Frank Oltersdorf für den Oranienburger Schlossplatz (r.). Um Kinderarbeit auszuschließen, ließ er sich ein Zertifikat (l.) aushändigen. Der fragwürdige Dreizeiler war bei der Lieferung der Steine bereits drei Jahre alt



## ► KINDERARBEIT / GLOBALE GERECHTIGKEIT

## „DIE THEMEN LIEGEN SPRICHWÖRTLICH AUF DER STRASSE“

**Auch in Indien ist Kinderarbeit verboten. Praktiziert wird sie dennoch – unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Trotzdem will Johannes Pennekamp die komplette Produktions- und Lieferkette von Pflastersteinen beleuchten, vom indischen Steinbruch bis zum deutschen Endabnehmer. Eine Recherche mit Hindernissen.**

## Recherchebericht von JOHANNES PENNEKAMP

Stein des Anstoßes war der Zufall – und ein trauriger Anlass. Ich war aus privatem Anlass bei einem Steinmetz, um dort einen Grabstein für einen Angehörigen auszusuchen. Dort fiel mir während ich wartete ein Branchenmagazin der Steinindustrie in die Hände, in dem in einem Artikel Zertifikate für „Steine ohne Kinderarbeit“ vorgestellt wurden. Wenn es solche Zertifikate gibt, dachte ich mir, muss es auch entsprechende Missstände geben. Das war der Ausgangspunkt meiner Recherche.

Nachdem ich auf das Thema gestoßen war, begann ich mit der Archivrecherche. Was wurde über die Thematik schon geschrieben? Wo genau kann man einen eigenen, sinnvollen Schwerpunkt legen? Welche Gesprächspartner sind im Vorfeld interessant? Wie relevant ist die Geschichte? Welche Dimensionen hat die Problematik? All diese Fragen mussten erst einmal geklärt werden. Dabei kristallisierte sich heraus, dass die Produktionsbedingungen vor allem in der indischen Steinindustrie kritisch sind. Kinderarbeit schien dort trotz gesetzlicher Verbote weiterhin zu existieren, Steine aus Indien landen offenbar auch in Deutschland. Diese Produktions- und Lieferkette – vom indischen Steinbruch bis zum deutschen Endabnehmer – zu beleuchten, wurde zum Ziel und Anspruch meiner Recherche. Es zeichnete sich also früh ab, dass ein Aufenthalt in Indien Teil der Recherche sein muss.

Da ich selbst nie in Indien war und mit dortigen Recherchemöglichkeiten nicht vertraut war (Wie offen sind Gesprächspartner? Welche Entfernungen kann man an einem Tag zurücklegen? Welche Orte sollte man meiden?), zog ich frühzeitig einen Fachmann (Benjamin Pütter, Misereor) hinzu, der in Indien Ortskenntnisse und Kontakte besitzt und zudem mit dem Thema sehr vertraut ist. Mit ihm verfeinerte ich meine Ideen für die Vor-Ort-Recherche in Steinbrüchen, bei Behörden und einheimischen Familien in Abbaugebieten, in denen vor allem Pflastersteine auch für den deutschen Markt produziert werden. Pütter arbeitet zum Thema Kinderarbeit, ist aber auch an Zertifizierungen indischer Steinbrüche beteiligt und begleitete meine Reise. Ohne einen solchen Insider wäre es zu gefährlich gewesen, in indische Steinbrüche unangemeldet hinzuzumarschieren. Auch die logistische Organisation wäre ohne diese Zusammenarbeit sehr viel aufwendiger gewesen.

Vor Ort war es natürlich – trotz der fachkundigen Begleitung – nicht einfach, arbeitende Kinder ausfindig zu machen. Schilderungen, nach denen Kinder, die Steine klopfen, praktisch an jeder Ecke und am Straßenrand anzutreffen sind, stellten sich dabei als falsch heraus. Vor Ort erfuhren wir, dass Kinder, die arbeiten, in Indien heute besser versteckt werden, als das noch vor wenigen Jahren der Fall war. Es gibt inzwischen durchaus ein Bewusstsein dafür, dass es Vorschriften gibt, die die Praktiken verbieten.

Am zweiten Tag meiner Recherche im Bundesstaat Rajasthan besuchten wir unangemeldet einen Steinbruch. In diesem trafen wir keine arbeitenden Kinder an, durch Zufall bekam ich während dieses Besuchs aber Einblick in ein angrenzendes Areal, auf dem Kinder tätig waren. Dieses Areal und damit die Kinder waren nicht eindeutig einem Unternehmen zuzuordnen. Erst durch Gespräche mit den Kindern und dadurch, dass ich sie einige Zeit begleitete, bekam ich auch Kontakt zu weiteren arbeitenden Kindern und deren Auftraggebern. Die Gespräche mit diesen Unternehmern, die von der Kinderarbeit profitierten, musste ich äußerst sensibel durchführen.

Zum einen sonnen sich die Unternehmer gerne in der Aufmerksamkeit westlicher Journalisten. Andererseits beenden sie Gespräche abrupt, sobald sie mit der verbotenen Kinderarbeit konfrontiert werden. Bei einem Termin wurden wir von einem Betriebsgelände verwiesen, bei anderen unangemeldeten „Besuchen“ in Unternehmen sahen wir Kinder nicht direkt arbeiten, sondern wie auf Befehl schlagartig vom Gelände flüchten.

Herausfordernd ist: Man muss sehr schnell und zielsicher vorgehen – hat es sich in einem Dorf oder einer Region erst rumgesprochen, dass Journalisten dem Thema Kinderarbeit nachgehen, werden die Kinder rasch nach Hause geschickt und die Chance, sie anzutreffen ist vertan.

Ein weiterer Bestandteil der Recherche, der journalistische Ausdauer erforderte, spielte sich nicht in Indien, sondern in Deutschland ab: Wie kann man herausfinden, wo genau indische Pflaster-

## WAS IST NACHHALTIGKEIT?

NACHHALTIGKEIT? DAS WORT IST DOCH ZU ABGENUTZT. JENSEITS ALLER THEORETISCHEN DEFINITIONEN UND WERBESLOGANS GEHT ES DOCH LETZTENDLICH IMMER UM VERANTWORTUNGSVOLLES HANDELN, DAS WERTERHALTEND WIRKT UND RÜCKSICHT NIMMT, NICHT NUR AUF KURZFRISTIGE EIGENE GEWINNE. WIE IM FALL DER STEININDUSTRIE GILT DAS AUCH ÜBER LÄNDERGRENZEN HINWEG. ES IST AN DER ZEIT, HIERFÜR EIN NEUES, FRISCHES WORT ZU FINDEN. MIR FÄLLT ABER AUCH KEIN PASSENDES EIN.

Johannes Pennekamp

steine, die mit Hilfe von Kinderarbeit hergestellt wurden, verbaut werden – wenn doch alle Pflastersteine nahezu gleich aussehen. Dies war erst nach vielen Gesprächen mit Steinhändlern und Internetrecherchen zu klären. Mehrere Anläufe, die Lieferkette zu schließen, verliefen im Sand. In einem Artikel einer Lokalzeitung stieß ich schließlich darauf, dass in einer brandenburgischen Kommune kürzlich großflächig indische Pflastersteine verlegt worden waren. Dieser Hinweis war schließlich der Anker, um die Lieferkette nachzuvollziehen.

Wie finanziert man als – zu jenem Zeitpunkt – freier Journalist eine mehrwöchige Recherche in Indien mit offenem Rechercheausgang? Die Finanzierung über einen potenziellen Abnehmer schied aus, da ich keine Garantie hatte, in Indien tatsächlich all das recherchieren zu können, was ich mir vorgenommen hatte und für meine Geschichte benötigte. Was, wenn ich gar keine arbeitenden Kinder zu Gesicht bekomme? Deshalb bewarb ich mich beim Verband deutscher Zeitschriftenverleger (VdZ) für ein Recherche-Stipendium. Der Verband finanziert jedes Jahr eine Recherche (5000 Euro) für ein Team aus einem Schreiber und einem Fotografen.

Mein Exposé überzeugte die Jury und einem dreiwöchigen Aufenthalt in Indien stand nichts mehr im Weg. Die gesamte Recherche hat weitaus mehr Zeit in Anspruch genommen als diese drei Wochen. Sowohl Vorrecherche als auch die Recherche in Deutschland, das Verfassen des Artikels und das Verkaufen nahmen mehrere Wochen in Anspruch. Insgesamt beschäftigte mich das Projekt mindestens ein halbes Jahr – natürlich stets mit Unterbrechungen, in denen ich mich anderen Themen widmete.

Eine solch aufwendige Recherche liefert auch immer einen persönlichen Erkenntnisgewinn über das hinaus, was später in Artikeln nachzulesen ist. Was das Thema Kinderarbeit angeht, habe ich heute ein differenzierteres Bild. Im Kopf bleibt mir der Satz:

„Verbote von Kinderarbeit ohne Alternativen für die Familien anzubieten, ist zynisch.“

Vor der Reise war ich klar für Verbote von Kinderarbeit. Heute bin ich das auch – allerdings sind Hilfsangebote für die betroffenen Familien (Bildungseinrichtungen, Frauenförderung etc.) mindestens genauso wichtig. Das Thema ist viel zu komplex, um es mit allgemeinen Forderungen oder pauschalen Lösungen angehen zu wollen. Auch für die Verantwortung von (souveränen) Konsumenten – und die Grenzen dieser Verantwortung – habe ich dank der Recherche meinen Blick geschärft. Darüber hinaus: Nach drei Wochen intensiver Arbeit in Indien und vielen Gesprächen mit Einheimischen bildet man sich zumindest ein, das komplizierte Land ein wenig besser zu verstehen.

Die Resonanz auf die Veröffentlichung war überaus positiv. Sowohl im privaten Umfeld als auch darüber hinaus: Ich habe mehrere Vorträge gehalten, vor Studenten und anderen Interessierten, die mehr über das Thema erfahren wollten. Politiker haben sich gemeldet, zahlreiche Kontakte sind dadurch entstanden. Zudem wurde die Veröffentlichung mit dem Econsense-Journalistenpreis ausgezeichnet, bei dem es um das Thema Nachhaltigkeit geht. Der Artikel ist 2011 erschienen – noch heute werde ich gelegentlich darauf angesprochen oder als Referent in diesem Kontext angefragt.

Ich denke, das Beispiel „Der wahre Preis der Steine“ zeigt jungen Journalisten eines: Die Themen liegen sprichwörtlich auf der Straße, man findet sie in Momenten, in denen man nicht daran denkt, falls man mit offenen Augen durch die Welt geht. Zudem: Keine Angst vor auf den ersten Blick viel zu großen und aufwendigen Themen und Recherchen. Man muss Schritt für Schritt vorgehen, sorgfältig und im richtigen Moment auch mutig sein – dann wächst man an solchen Arbeiten.



**JOHANNES PENNEKAMP** ist Wirtschaftsredakteur der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ für die Themengebiete Konjunktur, Geldpolitik und Energiepolitik. Er studierte VWL in Köln und ist Absolvent der Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft.

# DIE LIEBE DER EUROPÄER ZUR HÄHNCHENBRUST. DIE FOLGEN FÜR AFRIKA.

Von BETTINA RÜHL

Eine Sendung von **Deutschlandradio Kultur / Weltzeit** vom 13.1.2010

Bis vor zehn Jahren war die Welt der Geflügelbauern in Ghana noch in Ordnung.

Sie versorgten ihre Kundschaft mit Frischhuhn, das sie selber züchteten und auf die Märkte des Landes brachten. Doch dann überschwemmten tiefgefrorene Hähnchenteile aus Europa zu Dumpingpreisen das Land.

Dagegen konnte die heimische Geflügelwirtschaft nicht konkurrieren und eine gesamte Branche brach zusammen. Wie viele Arbeitsplätze verloren gingen, ist schwer zu schätzen, sicher ist allerdings: Nicht nur die meisten Bauern mussten ihre Höfe schließen. Auch der Umsatz von Brütereien, Futtermühlen, Schlachthäusern und Transportunternehmen brach zusammen.

Ein Markt in Accra, der Hauptstadt des westafrikanischen Ghana. Zu kaufen gibt es buchstäblich alles: Wandfarbe, Werkzeug, Oberhemden, Schuhe, Unterwäsche, Gewürze, Gemüse – und gefrorene Geflügelteile.

Vanessa Ageyman hat in ihrem Leben schon mit Stoffen, Haushaltswaren und Gemüse gehandelt. Vor vier Jahren ist sie auf gefrorene Geflügelteile umgestiegen – die Nachfrage war groß, die Sache vielversprechend.

Jetzt liegt ihre Ware in großen gefrorenen Klumpen in einer Glasvitrine: Innereien, Rückenteile, Hälse und Schenkel. Der Boden der Vitrine ist mit Teilen von einem blauen Müllsack ausgelegt – in der Hitze des tropischen Tages tauen die Geflügelteile schnell auf, das Plastik soll das Schmelzwasser auffangen.

**Vanessa Ageyman:** „Wenn das Fleisch nicht mehr gut riecht, bringe ich es zurück und der Großhändler gibt mir mein Geld wieder. Was er dann mit dem Fleisch macht, weiß ich nicht – ich nehme an, dass er es wegschmeißt.“

Die Vitrine steht zusammen mit einer mechanischen Waage auf einem alten, hölzernen Tisch. Dahinter sitzt die Händlerin und wartet auf Kunden. Ihre Ware kauft sie beim Großhändler in Kartons von jeweils zehn Kilo. Vanessa Ageyman hat keine Kühlbox, geschweige denn einen Kühlwagen. Stattdessen transportiert sie die gefrorenen Fleischstücke – wie alle anderen Einkäufe auch –

mit dem Eselskarren oder einem Taxi. Dass die Ware auf dem Weg durch die afrikanische Hitze und den dichten Verkehr von Accra antaut, ist kaum zu verhindern. Erst am Marktstand kommen die Kartons in die Gefriertruhe. Weil die Fleischstücke in der Vitrine schnell auftauen, legt Vanessa Ageyman möglichst nur so viele hinein, wie sie im Laufe eines Tages verkaufen kann.

Kwame Agi, der am Nebenstand arbeitet, sieht das nicht so eng.

**Kwame Agi:** „Was im Laufe des Tages nicht verkauft werde, lege er abends in die Gefriertruhe zurück. Weil es manchmal ein paar Tage dauert, bis ein Fleischstück seinen Käufer findet, wird es mehrfach gefroren und aufgetaut.“

Nur ein paar Meter weiter werden lebende Hühner angeboten, dicht an dicht stehen sie in den Käfigen. Die Kunden schlachten sie selbst – frischer geht es nicht. Doch es gibt nicht mehr hinreichend frisches Geflügel, um die Nachfrage zu befriedigen. Dabei produzierten die ghanaischen Geflügelbauern jahrelang genug, um die Kunden mit Eiern und Hähnchenfleisch zu versorgen. Doch dann kamen gefrorene Geflügelteile aus aller Welt zu Schleuderpreisen auf den Markt: Rücken, Hälse, Schenkel und Füße auch aus Deutschland und den Niederlanden. Sie kosteten damals nur die Hälfte dessen, was die Kunden für ghanaisches Geflügelfleisch zahlen mussten. Die Folge: Nach und nach mussten immer mehr Farmer aufgeben. Kenneth Quartey ist Präsident des Verbands der Geflügelhalter in Ghana.

**Kenneth Quartey:** „Es war für uns nicht mehr wirtschaftlich, Hähnchen hier in Ghana zu mästen, weil das importierte Billigfleisch unsere Märkte überschwemmte. Obwohl es aus Übersee kam und unseren Zoll passieren musste, lag der Preis für gefrorenes Geflügel 40 Prozent unter dem, was wir verlangen mussten, um unsere Betriebe rentabel zu machen. Zuerst breitete sich das importierte Geflügel trotz des Preisunterschieds nur langsam aus, aber dann ging es plötzlich ganz schnell. In manchen Jahren verdoppelte sich der Marktanteil des importierten Geflügelfleischs sogar.“

2003 hatte die lokale Produktion nur noch einen Marktanteil von vielleicht fünf Prozent.“

In Ghana ist der Preis ein schlagendes Argument: Die Menschen haben nicht viel Geld, sie kaufen, was am billigsten ist. Denn rund 70 Prozent der Menschen arbeiten in der Landwirtschaft, dort sind die Löhne niedrig. Ein Teufelskreis: Durch die internationale Konkurrenz auf dem Fleischmarkt verloren viele Arbeitskräfte in der Landwirtschaft ihren Job.

Sie mussten daraufhin noch stärker auf den Preis achten und kauften erst recht das Billiggeflügel aus Übersee. Dadurch gingen immer mehr Arbeitsplätze in der Landwirtschaft verloren – und so weiter. Kenneth Quartey ist seit 25 Jahren Geschäftsführer eines Geflügelhofs, der von seinem Vater gegründet wurde und bis heute in der Hand der Familie ist. Doch der Betrieb hat seine Charakter geändert: Früher hat die Familie vor allem Hähnchen gemästet, heute besitzt sie nur noch Legehennen.

Die werden in riesigen Hallen gehalten, in denen mächtige Kühlaggregate dröhnen. Die Käfige liegen in künstlichem Dämmerlicht. Mit einer Schubkarre fahren Arbeiter durch die Gänge und sammeln die Eier in Paletten.

**Kenneth Quartey:** „Wir haben Hühner gemästet, seit ich zurückdenken kann. Als ich ein Junge war, hielten wir das Geflügel noch im Hinterhof. Mein Vater war Tierarzt und machte das nebenbei. 1971 kauften wir diese Farm hier, bauten sie aus, nahmen Legehennen dazu und lebten von einer Kombination aus beidem – bis 2003. In diesem Jahr musste ich die Hähnchenmast aufgeben.“

Kenneth Quartey selbst ist immer noch ein reicher Mann und auch mit den Legehennen ein erfolgreicher Unternehmer. Er ist hervorragend ausgebildet und hat allein durch die Größe seines Betriebs viele Vorteile gegenüber einfachen Bauern. Die Lage der kleineren Betriebe ist dagegen aussichtslos. Sie haben keine Chance gegen die Geflügelteile, die aus Deutschland, den Niederlanden, Belgien und anderen europäischen Ländern importiert und in Afrika zu Schleuderpreisen verkauft werden. Francisco Mari von der Hilfsorganisation Evangelischer Entwicklungsdienst beschäftigt sich seit Jahren mit dem internationalen Geflügelmarkt.

**Francisco Mari:** „Der durchschnittliche Produktionspreis für Geflügel liegt bei ab 1,50, 1,60 ab Schlachthaus, für unsere Lebensmittelketten zum Beispiel. Die Geflügelteile nach Afrika werden aber für 60 oder 70 Cent verkauft. Also klassisches Dumping, wie man sagen würde – in dem Fall nicht zur Eroberung von Märkten, sondern weil es einfach Reste sind, die übrig bleiben.“

Sonst müsste man, statt der 60 Cent, die man in Afrika bekommt, ungefähr 30 oder 40 Cent an die Tiermehlfabriken bezahlen. Als Müllprämie im Prinzip. Das heißt, selbst verschenken wäre noch billiger, als es in Europa zu vernichten, weil es einfach Geld kostet, in Europa dieses Fleisch zu vernichten.“

Dass die europäischen Schlachtereien den Großteil eines Huhns so billig verkaufen können, liegt an den ausgeprägten Vorlieben der Konsumenten: In Deutschland und vielen anderen Ländern Mitteleuropas wollen viele Kunden keine ganzen Hähnchen mehr, sondern nur noch die Geflügelbrust. Nur wegen dieser ausgeprägten Vorliebe nimmt Deutschland überhaupt Teil am internationalen Geflügelhandel.

**Francisco Mari:** „Wir produzieren eigentlich genug Geflügelfleisch, was die Menge angeht. Ich glaube, zu 90 Prozent sind wir Selbstversorger, trotzdem importieren wir 50 Prozent mehr als wir verbrauchen würden, theoretisch, und exportieren. Also wir sind einer der größten Importeure und Exporteure. Das hängt aber nur mit der Geflügelbrust zusammen. Und da wir so viel Geflügelbrust brauchen, müssen wir die Hälfte des Fleisches, die aus Schenkel und Flügeln besteht, exportieren.“

Weil Geflügelbrust in Deutschland so gerne gegessen wird, können die Händler mit ihr viel Geld verdienen. Schenkel und andere Hähnchenteile werden dagegen sogar für weniger Geld verkauft, als die Erzeugung kostet. Unter dem Strich machen die Händler dank der überbeurteilten Brust dennoch einen Gewinn.

**Francisco Mari:** „Wir fragten uns natürlich: Warum eigentlich die Geflügelbrust? Was ist daran besonderes? Und da mussten wir feststellen, dass das ein Zusammenspiel zwischen Industrie, Medien und Verbrauchern – Verbraucherinnen in dem Fall – war, dass man Geflügelbrust sozusagen zum Fleisch der diätischen, gesunden Ernährung gemacht hat. Und für diese angeblich hochwertige Fleischsorte sind dann Verbraucherinnen auch bereit, den zigfachen Preis zu zahlen. Obwohl es vom selben Huhn ist, und das Fleisch eigentlich kaum Unterschiede hat – noch nicht einmal im Fettgehalt, was uns auch gewundert hat.“

Eine Futtermühle in Accra. Staub tanzt im Sonnenlicht, das durch die breiten Fugen in den hölzernen Wänden fällt. Bis unter die Decke sind weiße Säcke gestapelt, in denen die Bestandteile für Hühnerfutter lagern: Mais und Soja, Fischmehl und Mineralien. Mais und Soja wurden aus Argentinien importiert, wegen der globalen Lebensmittelkrise sind die Preise gestiegen, das Futter wurde teurer. Zwar wird auch in Ghana Mais angebaut, doch nur in der Regenzeit



reicht die eigene Ernte. In der Trockenzeit müsse importiert werden, sagt Ben Quaye. Er ist Geschäftsführer von Kosher Feedmills Limited.

**Ben:** „... some in the region, and we sell some outside the region.“

15 bis 20 Tonnen Hühnerfutter würden hier pro Tag produziert und das meiste davon im Großraum Accra verkauft – eine exakt durchkomponierte Mischung für die Hochleistungshühner der heutigen Landwirtschaft, meint Ben Quaye. Denn was in ghanaischen Ställen steht, unterscheidet sich nicht von dem in Deutschland. Weltweit gibt es nur noch vier große Konzerne, die das genetische Material für modernes Geflügel zusammenstellen und rund um den Globus vertreiben – von Zucht kann bei der modernen, komplexen genetischen Auslese kaum noch die Rede sein. Das Ergebnis sind schnell wachsende, hoch effiziente Hähnchen, die nur 1,6 Kilo Futter brauchen, um ein Kilo Fleisch anzusetzen – kein anderes Nutztier ist derart ergiebig. Für ein Hochleistungsergebnis muss allerdings auch das Futter genauestens abgestimmt sein. Bei Kosher Feedmills Limited werden fünf verschiedene Sorten gemischt – zwei für Masthähnchen, drei für Legehennen.

Ben Quaye ist seit 17 Jahren im Geschäft.

**Ben Quaye:** „Am Anfang lief es richtig gut, wir haben rund um die Uhr gearbeitet. Aber dann ging es immer mehr bergab. Jetzt laufen die Maschinen nur noch für eine Schicht – acht Stunden statt früher 24. Wir mussten einen großen Teil unserer Arbeiter entlassen, von dreißig haben wir nur acht behalten. Der Niedergang unseres Unternehmens hat mit den importierten Geflügelteilen zu tun – seit die massenhaft und billig ins Land kommen, gibt es kaum noch einen Markt für unsere Hühner. Inzwischen haben die meisten Geflügelbauern ihre Betriebe geschlossen, weil sie nur noch Verluste einfuhren. Die Nachfrage nach unserem Futter ist deshalb um 60 Prozent zurückgegangen.“

Fast die Hälfte der Unternehmen, die im Verband der Ghanaischen Futtermüller zusammengeschlossen waren, sei pleite, erzählt Quaye. Und in den 17, die bis jetzt überlebt hätten, werde im Grunde kaum noch gearbeitet. Wie viele Arbeitsplätze in der gesamten Branche verloren gingen, ist schwer zu schätzen, genaue Zahlen gibt es in Ghana nicht.

Sicher ist: Nicht nur die Bauern sind betroffen, ein ganzer Wirtschaftszweig bricht zusammen: Brütereien und Futtermühlen, Schlachthäuser und Transportunternehmen. Und nicht nur die Angestellten haben ihr Einkommen verloren: Zusätzlich haben

landesweit Tausende von Tagelöhnern ihr Geld in der Geflügelwirtschaft verdient: Haben in den Mühlen Futtersäcke geschleppt oder Kraftfutter verladen, haben Hühner gefüttert, geschlachtet, gerupft oder ausgeliefert.

Auch die meisten dieser Jobs gingen verloren.

**Quaye:** „Die Geflügelwirtschaft ist bei uns sehr arbeitsintensiv. Im Zentrum des Landes gab es einige sehr große Höfe, von denen etliche pleite sind – Betriebe mit mehr als 200 Arbeitern! Die sind jetzt alle arbeitslos, genauso wie die früheren Eigentümer. Das macht Ihnen die Dimensionen des Problems vielleicht deutlich. Ich schätze, dass 80 Prozent aller Jobs in der Branche verloren sind.“

Weil die meisten Betriebe pleite sind, gibt es nur noch sehr wenig lokal produziertes Geflügel. Die letzten ghanaischen Hähnchen gelten inzwischen als Delikatesse für ein paar Luxushotels und reiche Ghanaer.

**Ben Quaye:** „Es wird so viel über Entwicklungshilfe geredet. Aber was hat sie uns wirklich gebracht? Wir haben Hände, mit denen wir arbeiten können. Die westlichen Länder sollten sich fragen, warum unsere Geflügelindustrie zusammenbricht. Denn erst schicken sie uns ihr gefrorenes Geflügel, unsere Betriebe gehen pleite – und dann leisten sie Entwicklungshilfe, damit wir nicht verhungern. Aber wir wollen nicht von ihnen am Leben gehalten werden – wir wollen für uns selbst sorgen! Es gibt ein chinesisches Sprichwort: ‚Es ist besser, einem Menschen das Fischen beizubringen, als ihm Fisch zu geben, denn wenn er fischen kann, wird er sich selbst versorgen.‘ Die Entwicklungshilfe taugt nur dazu, Menschen beim Überleben zu helfen. Aber wir wollen nicht überleben, wir wollen leben! Das sollte das Ziel jeder Hilfe sein.“ ■

»[www.deutschlandradiokultur.de/die-liebe-der-euro-paeer-zur-haehnchenbrust.979.de.html?dram:article\\_id=152275](http://www.deutschlandradiokultur.de/die-liebe-der-euro-paeer-zur-haehnchenbrust.979.de.html?dram:article_id=152275)

## ► AUSLANDSREPORTAGE

### „MAN BRAUCHT DIE HILFSORGANISATIONEN VOR ORT“

Die Liebe der Europäer zu Hähnchenbrust hat Konsequenzen in Afrika. Auslandsreporterin Bettina Rühl folgte den Hähnchenresten schließlich bis nach Ghana. Schwieriger aber war ihre Recherche in Europa: Die hiesige Geflügelindustrie ist wenig kooperativ, wenn es um ihre Geschäfte geht.

#### Interview von ANJA ACHENBACH

##### Frau Rühl, was gab den Anstoß zu dieser Geschichte?

Ich bin beruflich sehr viel in Afrika unterwegs und esse meinerseits auch gerne Hähnchenbrust, da lag die Verbindung der beiden Themen sehr nah. In den Medien war vorher auch schon mehrfach über das Problem berichtet worden. Das Thema fing an mich zu interessieren, weil dieses Beispiel die Absurdität der globalen Wirtschaftsverhältnisse sehr schön auf den Punkt bringt.

##### Wie sind Sie dann in die Recherche eingestiegen?

Erst habe ich vor Ort die Augen aufgehalten, Leute gefragt und schließlich angefangen, konkret zu recherchieren, und Brot für die Welt kontaktiert, die da sehr aktiv sind. Für Beispiele von vor Ort sind diese Organisationen extrem hilfreich, ansonsten wäre es zum Teil sehr schwierig, Protagonisten zu finden.

##### Wie aufwändig war die weitere Recherche?

Ich kann das gar nicht so genau sagen, weil das meistens parallel läuft neben anderer Arbeit, über mehrere Monate hinweg. Dann gab es auch Versuche, die ins Leere gelaufen sind, wie z. B. hier stärker mit der Geflügelindustrie in Kontakt zu kommen. Gerade bei solchen Geschichten gibt es auch eine Menge Aufwand, der nicht fruchtet.

##### Die Geflügelindustrie war sicher nicht glücklich über Ihre Berichterstattung.

Sie können so eine Berichterstattung nicht verhindern. Aber eigentlich wollte ich noch viel stärker die Verhältnisse hier in Deutschland, in den Niederlanden oder insgesamt in Europa zeigen, doch das war letztlich zu schwierig. In die Mastanlagen und Metzgereien kommt man nicht rein. Alles weitere – Zahlen, Strukturen, Ansprechpartner – zu bekommen und in Relation zu setzen, war hochgradig kompliziert, auch weil nicht nur Europa involviert ist, sondern das Hauptproblem mittlerweile Lateinamerika ist; die meisten Teile kommen aus Brasilien. Da wurde die Geschichte auch wieder ein bisschen anders, als ich sie erst im Kopf hatte.

##### Wie finanziert sich ein solcher Aufwand?

Diese Mühe mache ich mir nicht nur für 15 Minuten Deutschlandradio, das kann ich ja gar nicht finanzieren. Für einen 15-Minüter in Deutschland bekommt man ca. 800–900 Euro. Allein das Flugticket nach West-Afrika kostet 1000 Euro – und dann ist man aber noch nicht dort vor Ort gewesen, wo beispielsweise die lokalen Hühnermäster leben oder wo die Märkte sind. Ich hab auch noch ein einstündiges Feature daraus gemacht, sonst geht es nicht.

##### Wie lief die Recherche vor Ort in Ghana?

Vor Ort war es mit der Hilfe von Brot für die Welt tatsächlich relativ einfach, die Organisation ist bei diesem Thema sehr gut aufgestellt, dadurch kommt man leicht an Gesprächspartner. Man braucht diese politisch motivierten Hilfsorganisationen, die einerseits die Akteure vor Ort unterstützen, damit diese überhaupt den Mut haben und auch das Standing, sich in Konfrontation zu begeben, und die andererseits die Aufklärung hier bei uns in den Industrienationen machen. Ich habe mich nicht einladen lassen, wengleich mein Bericht vielleicht gar nicht so viel anders ausgesehen hätte, wenn Brot für die Welt mir die Reise bezahlt hätte – vielleicht aber doch.

Aber immer mehr Kolleginnen und Kollegen können gar nicht global recherchieren, wenn sie nicht von irgendwelchen Organisationen eingeladen werden. Natürlich geht es auch den Organisationen um Aufklärung, aber die Distanz geht sicherlich verloren, wenn wir Journalisten nicht finanziell unabhängig bleiben.

##### Wie kann man belegen, dass in Afrika nur noch die Reste ankommen?

Auch hier waren Brot für die Welt und besonders Francesco Mari sehr hilfreich. Das als Journalist für einen 15-Minüter alles selbst sauber zu recherchieren, würde man gar nicht schaffen. Und so ist das eigentlich auch in anderen Fällen, dass man die Arbeit von Hilfsorganisationen oder Menschenrechtsgruppen oder anderen nutzt, und sei es nur in der Form, dass man einen Hinweis bekommt wie „Guck mal, da ist der Bericht, lies den mal“.

## UNTER NACHHALTIGKEIT ...

... VERSTEHE EINE RESSORTÜBERGREIFENDE, DAUERHAFT VERÄNDERUNG. ABER OB JOURNALISMUS DAS BEWIRKEN KANN? HAT DIESE VEGANWELLE BEISPIELSWEISE ETWAS MIT DEN VIELEN BERICHTEN ZU TUN? WER IST DA DER AUSLÖSER? NATÜRLICH GIBT ES ERFREULICHE VERÄNDERUNGEN WELTWEIT, DIE MAN VIELLEICHT AUCH NACHHALTIG NENNEN KÖNNTE, WIE BEISPIELSWEISE DEN UMGANG MIT KONFLIKT-ROHSTOFFEN. WELCHE ROLLE DABEI LETZTENDLICH DIE BERICHTERSTATTUNG GESPIELT HAT, WIRD MAN WOHL NIE WISSEN.

Bettina Rühl

### Und hat man Chancen auf eine Überprüfungsrecherche?

Das ist limitiert. In gewisser Weise muss man natürlich sagen: auch finanziell limitiert, sonst lohnt es sich nicht. Die Spesen werden in der Regel heutzutage von den Medien nicht bezahlt. Das heißt: Wollte ich mich da monatelang in Ghana herumdrücken und durch Deutschland fahren, um das alles selbst sauber zu recherchieren, dann kann ich das als Hobby machen – aber bezahlen tut mich dafür keiner.

### Wie können Journalisten dann aber ihre Unabhängigkeit bewahren, wenn sie bei Auslandsrecherchen so von den Organisationen abhängig sind?

Das wird auf jeden Fall schwieriger. Das hat wie gesagt auch mit der Finanzierung von Journalisten zu tun. Wenn die Verlage oder Medienhäuser keine Spesen bezahlen, dann gibt es immer mehr Leute, die auf Pressereisen mitgehen, weil sie sich das anders gar nicht leisten können. Das ist dann das Ende des unabhängigen Journalismus, bis wir – vielleicht – andere Formen der Finanzierung finden.

### Welchen Erkenntnisgewinn hatte die Geschichte letztlich für Sie?

Vielleicht bleibt es doch irgendwie, wenn man beharrlich ist, im Schädel hängen, dass es nicht so toll ist, so billige Hähnchenbrüste aus dem Supermarkt zu kaufen. Ich selbst versuche mittlerweile noch entschiedener als vorher, Biofleisch zu kaufen.

Die Geschichte zeigt aber natürlich auch, wie komplex die Verhältnisse insgesamt in dieser globalisierten Welt sind und wie schwierig diese Probleme zu lösen sind, weil es für die Leute in Ghana durchaus verständliche Gründe gibt, billiges Fleisch zu kaufen. Andererseits gehen wegen dieser globalen Märkte vielversprechende eigene Industrien zugrunde. Das Hähnchenbrust-Thema beleuchtet diese Art der Probleme einfach bilderbuchartig.

### Welche Tipps würden Sie Nachwuchsjournalisten gerade für Ihren Bereich mit auf den Weg geben?

Etwas zugespitzt würde ich raten: „Sucht euch einen anderen Beruf.“ Ich glaube, der Journalismus in dieser Form ist ein aussterbendes Modell. Ich kann da keine Tipps geben, weil es das Umfeld, in dem ich in den letzten Jahren gearbeitet habe, so nicht mehr gibt. Die Zeiten für Recherchen sind nicht gut. Wer nachkommt, muss sehr kreativ sein. Es muss vielleicht Stiftungsmodelle geben, Crowdfunding usw. Nachwuchsjournalisten sollen nicht annehmen, dass sie noch irgendetwas im konventionellen Rahmen tun können. Sie müssen sich, wenn sie journalistisch arbeiten möchten, genau überlegen, wie sie es finanzieren wollen.

### Gibt es denn irgendwas, das Ihnen Mut macht, wenn wir die Landschaft momentan betrachten?

Eigentlich nicht; trotzdem gehe ich davon aus, dass es noch Interessenten für gut recherchierte Beiträge gibt. Aber die Verbreitungswege von Informationen, die Finanzierung von Informationen, das muss neu erfunden werden. Ich glaube, man kann einfach gar nicht absehen, wie die Medien in fünf oder zehn Jahren aussehen und welche neuen Finanzierungsmodelle wir haben werden.



**BETTINA RÜHL** (geb. 1965) arbeitet seit 1988 als freiberufliche Journalistin mit Schwerpunkt Afrika. Von 2011 bis 2014 war sie als ständige Vertreterin der ARD Hörfunkkorrespondentin in der kenianischen Hauptstadt Nairobi. Sie lebt jetzt in Nairobi und Köln.

## AM SEIDENEN FADEN

Von CASPAR DOHMEN

Erschienen in der „Süddeutschen Zeitung“ am 31.1./1.2.2015

Gurgaon, 31. Januar 2015

**Heute in Asien, morgen in Afrika: Selbst edle Marken werden da produziert, wo es am billigsten ist. Die Textilindustrie ist eine der Problembranchen der weltweiten Arbeitsteilung. Die lokalen Fabrikanten erscheinen oft als gierige Kapitalisten. Doch welchen Spielraum haben sie, um ihre Beschäftigten gut zu behandeln? Ortsbesuch bei Unternehmern im Norden Indiens für die „Süddeutsche Zeitung“.**

GURGAON – „Wissen Sie, ich bin ein kleiner Vogel im Dschungel. Ob ich lebe oder sterbe, interessiert niemanden“, sagt der indische Textilunternehmer Anil Tibrewal über die Gesetzmäßigkeiten seines Geschäfts. Auf dem Weltmarkt für Textilien stehen die wenigen Handels- und Modegiganten einer Heerschar von Produzenten gegenüber. Allein der amerikanische Handelskonzern Walmart kauft Bekleidung bei 65 000 verschiedenen Zulieferern ein.

Anil Tibrewal ist salopp gekleidet mit hellbrauner Baumwollhose, schwarzem Polohemd und Mokassins. Er hat sich bisher im Dschungel der Globalisierung behauptet. Der Inder hat 1988 sein Geschäft mit einem 2000-Dollar-Kredit gegründet. Der heute 50-Jährige baute später eine eigene Fabrik. Sie liegt in Gurgaon, einer Satellitenstadt dreißig Kilometer südlich der Hauptstadt Delhi.

Hier im Eingangsflur hängen Titelseiten von Zeitungen mit Weltereignissen: Die Wahl Barack Obamas zum ersten schwarzen Präsidenten der USA, der Fall der Berliner Mauer. Auf vier Etagen arbeiten in dem Gebäude tausend der 60 Millionen Menschen, die irgendwo auf der Welt in der Textilwirtschaft tätig sind. Manchmal schaffen sie es auf die Titelseiten der Zeitungen, wegen trauriger Anlässe. So war es am 23. April 2013.

An diesem Tag fiel in Bangladesch der neunstöckige Gebäudekomplex Rana Plaza in sich zusammen. Mehr als 1100 Menschen starben. Die Katastrophe offenbarte wieder einmal unwürdige und gefährliche Arbeitsbedingungen in der Textilindustrie, eine der Problembranchen der weltweiten Arbeitsteilung. Am Pranger standen die korrupten und unverantwortlichen Unternehmer, die ihre Beschäftigten auch dann noch in die Fabrik getrieben hatten, als dort im Mauerwerk bereits Risse auftraten. Tatsächlich

stehen die Unternehmer unter erheblichem Druck. Westliche Auftraggeber wechseln regelmäßig ihre Lieferanten, sie ziehen in andere Länder weiter oder gleich auf einen neuen Kontinent. Unterschiede von ein paar Cent bei den Produktionskosten reichen, um diese Bewegung auszulösen, mit der die Branche seit Jahrzehnten lebt.

Die Textil-Karawane wanderte in den 1950er-Jahren von den nördlichen Industrieländern in südliche europäische Standorte wie Portugal. Dann kamen Mittel- und Südamerika, von dort ging es nach China und Indien. Zuletzt zogen die Textilunternehmen nach Vietnam, Bangladesch und Kambodscha. Selbst die billigen Werkbänke dort erscheinen manchen Fabrikanten heute bereits zu teuer. Derzeit schauen sich Firmen in afrikanischen Ländern wie Äthiopien und Kenia um.

Kann ein einzelner Fabrikant angesichts dieses knallharten Wettbewerbs seine Beschäftigten gut behandeln?

Wer sich als Journalist mit Fabrikanten darüber unterhalten will, steht in Indien oft vor geschlossenen Türen. Die Unternehmer sind misstrauisch. Der Türöffner ist Ganga Sharma. Der Ingenieur leitet ein zehnköpfiges Team des TÜV Rheinland, das indische Fabriken auf die Einhaltung von Sozialstandards prüft, Fabriken wie Rakheja Enterprise.

„Keine Kinderarbeit“, steht auf einem roten Schild unübersehbar an der Einfahrt. In der Fabrik rattern Nähmaschinen. Ventilatoren laufen. Stoffballen türmen sich in den Regalen, an vielen Arbeitsplätzen hängen Poster mit Hindu-Gottheiten wie dem elefantenköpfigen Ganesha. Ein Arbeiter zeichnet mit Kreide auf einem dicken Stapel von Stofflagen die Silhouette eines Kleides auf.

Ein anderer führt eine Bandsäge entlang der Kreidelinie, mit einem metallenen Handschuh als Schutz. Die Säge dröhnt. Die Leute arbeiten flink und konzentriert an langen Reihen von Tischen. Dazwischen steht der Fabrikbesitzer Rajesh Rakheja, ein hemdsärmlicher Typ mit tiefen Augenringen und freundlichem Gesicht, der Bluejeans und weißes Hemd trägt. Der Unternehmer hat den rasanten Wandel der Textilindustrie in den vergangenen vierzig Jahren miterlebt. Der ältere Bruder gründete die Fabrik Anfang der Siebzigerjahre, als im Süden Goldgräberstimmung aufkam, weil der Norden in großem Stil die Fertigung von Textilien hierher verlagerte.

Damals war es leicht, als Textilfabrikant zu starten. Niemand musste groß investieren, weil die Produktion nach einem Kontraktsystem organisiert war. Die Fabrikanten erhielten die Aufträge von Mittelsleuten westlicher Konzerne und beauftragten dann selbst Heimarbeiter mit der Fertigung. Der Fabrikant musste die Waren nur noch einsammeln, verpacken und verschicken. Die Hauptarbeit und der brutale Termindruck lasteten auf den Heimarbeitern.

1986 starb der Bruder, Rakheja übernahm den Chefposten. Der Unternehmer erlebte, wie sich nach dem Zusammenbruch des Ostblocks die wirtschaftliche Globalisierung beschleunigte. Viele Modekonzerne entledigten sich nun ganz der eigenen Produktion und kümmerten sich nur noch um Design und Marketing.

Bald bekamen die Modeunternehmen aber zu spüren, wie teuer es werden kann, sich der Verantwortung für die Produktion zu entziehen. Wütende Jugendliche entsorgten 1997 ihre Turnschuhe vor dem Flagship-Store von Nike in Manhattan, womit sie gegen schlechte Arbeitsbedingungen bei Zulieferern in Indonesien protestierten. Die Bilder gingen um die Welt und schädigten das Image von Nike. Wie dem Sportkonzern erging es vielen.

Der Versandhändler Otto lernte aus einem Skandal bei einem türkischen Zulieferer. „Das Festschreiben von Anforderungen bringt wenig, wenn diese nicht gleichzeitig auch kontrolliert werden und den Zulieferern geholfen wird, sie umzusetzen“, sagt Johannes Merck, Leiter Corporate Social Responsibility bei der Otto Group. Die Hamburger gehörten zu den Initiatoren der Business Social Compliance Initiative. Durch ihre Mitgliedschaft in der BSCI verpflichten sich vor allem Händler auf bestimmte Standards, Kontrollen und Qualifizierungsmaßnahmen bei Zulieferern. Expertenteams nehmen nun seit 2003 die Produktionsstätten einige Tage unter die Lupe und prüfen beispielsweise eine ordnungsgemäße Bezahlung oder die Zahlung von Überstunden. So eine Überprüfung kostet 1500 bis 3000 Euro.

Etwa im Jahr 2005 bemerkte auch Rakheja in Indien die Veränderung bei seinen Auftraggebern. Vorher hätten die vor allem auf eine pünktliche Lieferung und den Preis geachtet. Jetzt schickten sie Kontrolleure in die Fabrik. Der Eigentümer wirkt wie ein altmodischer Patriarch. Beschäftigte bestätigen diesen Eindruck. Ihr Chef greife Einzelnen sogar bisweilen finanziell unter die Arme, wenn die Hochzeit einer Tochter anstehe oder der Bau eines Häuschens, erzählt der Arbeiter Roopchand, während er Waren verpackt. Der 43-Jährige verdient 8000 Rupien, 103 Euro, was einiges mehr ist als der Mindestlohn von 6500 Rupien. Über die Runden kommt seine fünfköpfige Familie trotzdem nur, weil die Frau arbeitet und auch sein Vater, der mit bei ihnen im Haus wohnt.

Der Inder Israel bügelt Kleidungsstücke. Der 19-Jährige findet einiges gut in der Fabrik von Rakheja. Bei seinem vorigen Arbeitgeber habe er im Akkord gearbeitet, hier erhalte er einen fixen Lohn, womit er besser kalkulieren könne. Und dann gäbe es eine Kantine, was für ihn als Single praktisch sei, zumal die Firma das Essen bezuschusse. Wie das andere Dutzend Moslems erhalte er eine längere Pause, damit er am Freitagsgebet teilnehmen kann.

Trotzdem will er so schnell wie möglich weg von hier und spart deswegen für ein Visum und ein Flugticket nach Kuwait. In dem Scheichtum leben bereits einige Verwandte von ihm und besticken Saris. „Dort kann ich viel mehr Geld verdienen“, sagt Israel. Von den häufig miserablen Arbeitsbedingungen für Gastarbeiter in den Golfstaaten hat er noch nie etwas gehört.

Bei objektiver Betrachtung benötigen die Arbeiter in der südostasiatischen Textilindustrie ein viel höheres Einkommen, als sie es heute bekommen. Asia Floor Wage, ein Bündnis von asiatischen Gewerkschaften und Nichtregierungsorganisationen (NGOs), hält eine Vervierfachung des gesetzlichen Mindestlohns in Indien für notwendig, damit er existenzsichernd ist.

Unternehmer Rakheja gibt zu, dass die Löhne zu niedrig seien, und spricht über die stetige Inflation. Einigen zahle er mehr als den Mindestlohn, manche erhielten das Doppelte, schon um gute Leute zu halten. Mehr könne er jedoch nicht tun, beteuert er, wegen des knallharten Preiswettbewerbs. Ganz anders sähe die Rechnung für ihn aus, wenn die Regierung den Mindestlohn erhöhe oder Auftraggeber generell einen existenzsichernden Lohn von ihren Lieferanten einfordern würden. „Dann müssen alle Anbieter den gleichen Lohn kalkulieren und der Wettbewerb wird nicht verzerrt“, sagt er. Überhaupt sieht er die Politiker in der Pflicht; von seinen westlichen Auftraggebern wie Jac Jac aus

Frankreich, Zero aus Deutschland oder Primark-Stores aus Großbritannien verspricht er sich wenig Unterstützung. Sie pochten auf die Einhaltung der lokalen Gesetze durch den Fabrikanten, aber sie zahlten doch nicht freiwillig mehr für bessere Arbeitsbedingungen.

Tribewal hat persönliche Bande zu einigen Kunden in Europa geknüpft. Beim Gespräch zeigt er Facebook-Bilder von der Geburtstagsfeier einer befreundeten schwedischen Unternehmerin, die einen Tag zuvor stattgefunden hat. Solche Beziehungen könne man nur zu kleineren Anbietern aufbauen, erzählt er. Dank solcher Begegnungen könne man auch schon einmal großzügigere Lieferfristen erhalten und Druck aus der Produktion nehmen. Große internationale Konzerne tickten da anders. Etwa hundert Näher sitzen in der zweiten Etage hinter ihren Maschinen. Auf Zetteln stehen die Namen der jeweiligen Auftraggeber, ob Gudrun Sjöden oder Halens aus Schweden oder Otto aus Deutschland, es sind Firmen, die sich früh um eine verantwortlichere Produktion bemüht haben.

Früher fertigte Tribewal auch für den Textildiscounter Primark, bei dem es T-Shirts schon für 2,50 Euro oder Jeans für neun Euro gibt. „Als das Unternehmen den Preisdruck weiter erhöhte, sagte ich irgendwann, ich bin nicht mehr der Richtige für euch“, erzählt Anil Tibrewal selbstbewusst. Möglich sei dies nur gewesen, weil er mit der Zeit immer mehr Kunden gewonnen habe, die nicht nur auf den Preis achteten. Dies sichere ihm einen gewissen Spielraum. Tibrewal arbeitet weiter an Verbesserungen der Qualität, um diesen Spielraum zu vergrößern. Für das Labor, in dem Mitarbeiter Stoffe auf ihre Haltbarkeit prüfen, will er bald Geräte anschaffen, mit denen Tests auf chemische Rückstände in den Textilien durchgeführt werden können.

Die meisten Arbeiter in der Fabrik kommen nicht aus der Region Delhi, sondern sind auf der Suche nach Arbeit aus anderen Bundesstaaten hergezogen, oft von weit her. So war Alun Phasad, 43, Lehrer an einer Behindertenschule in der armen Provinz Bihar, bis die Regierung die Gelder strich und er eine neue Einkommensquelle für seine fünfköpfige Familie suchen musste. Jetzt etikettiert er die Stoffe. Mamter, 28, ist traditionell in einem Sari gekleidet und trägt einen kleinen goldenen Nasenring. Sie stammt aus dem Bundesstaat Madhya Pradesh, wo ihr Ehemann immer noch lebt, mehr als tausend Kilometer von ihr entfernt. In der Fabrik kontrolliert Mamter gemeinsam mit einem Dutzend anderer Frauen die Qualität der Waren und zupft Fadenreste von der Kleidung. Sie träumt von einem eigenen kleinen Laden in der Heimat. Allerdings wird dies ein langer Weg, weil das Sparen schwierig ist bei einem so geringen Lohn.

In einem Glaskasten hängen bei Ganga Enterprise die Vorgaben diverser Organisationen wie BSCI, der Ethical Trading Initiative oder der Grupo de Cortefiel, dem zweitgrößten spanischen Bekleidungshersteller. Der Arbeiter, der wenige Meter weiter stolz den Metalldetektor zum Aufspüren von abgebrochenen Nadeln vorführt, weiß allerdings nicht so recht etwas mit diesen Standards anzufangen. Und vielerorts wird sogar regelrecht Schindluder getrieben, wovon Mokshagundam Bhaskar berichtet, der beim TÜV Rheinland in Indien für die Finanzen zuständig ist. Er erzählt von dem Unternehmer, der bei ihm angerufen habe, um ein Zertifikat zu kaufen, ohne vorherige Kontrollen. Dafür bot der Unternehmer einen Aufpreis von 20 Prozent auf die Kosten einer Zertifizierung. Bhaskar lehnte ab. Aber alle Firmen sagen bei solchen Anfragen sicher nicht Nein.

Und so klaffen Anspruch und Wirklichkeit in der Modewelt weiter auseinander. „Bei vielen Unternehmen sind die Nachhaltigkeitsvorschriften das Papier nicht wert, auf dem sie stehen“, erzählt ein Branchenkenner. Manche reden sogar von „organisierter Kriminalität“. Und damit wird der Wettbewerb weiter verzerrt.

Der TÜV Rheinland ist selbst mit seinen Audits ins Gerede gekommen, weil er vor dem Unglück in Rana Plaza in dem Gebäude war. „Wir haben unsere Lektion gelernt“, sagt Ganga Sharma. Aber die Wirkungsweise des jetzigen Systems sei begrenzt: Die Kontrolleure könnten die Zustände nicht wie die Polizei untersuchen, und es sei Sache der Firmen, ob sie die Verbesserungsvorschläge befolgten. Sozialaudits gibt es seit zwei Jahrzehnten. Offensichtlich geht es einem Großteil der Beschäftigten heute aber nicht besser als ihren Kollegen damals. Was würden die Arbeiter anders machen, wenn sie selbst das Kommando in ihrer Fabrik übernehmen könnten? Sie haben so einige Ideen: „Eine Gewinnbeteiligung einführen“, sagt Roopchand. „Für eine kontinuierliche Auslastung sorgen“, wünscht sich Neelam. „Härter mit den westlichen Auftraggebern verhandeln“, sagt Israel.

Neuerdings schauen einige westliche Modekonzerne stärker als früher darauf, welche Fabrikanten sie beauftragen. Firmen hätten Aufträge von Bangladesch nach Indien verlagert, sagt Rajesh Rakheja. Davon hätten er selbst und seine 800 Beschäftigten in den drei Fabriken profitiert. Und Anil Tibrewal überlegt gerade, eine zweite Fabrik zu bauen, wegen der vielen Anfragen in jüngster Zeit. Vielleicht setzen sich am Ende doch die Textilfabrikanten durch, die ihre finanziellen Spielräume auch für ihre Beschäftigten nutzen. Diese Spielräume werden sie selbst aber kaum vergrößern können, da geben sich beide keinerlei Illusionen hin – das könnten nur Indiens Politiker. ■

► TEXTILPRODUKTION

## „DIE PERSPEKTIVE DER UNTERNEHMER WAR NEU“

Die Textilproduktion in Asien steht schon länger am Pranger, speziell die Ausbeutung in den Nähfabriken. Könnte hier ein weiteres Textilsiegel Abhilfe schaffen? In seinem Artikel „Am seidenen Faden“ zeigt Caspar Dohmen auf, in welchen Zwängen auch die Fabrikbesitzer stecken.

## Recherchebericht von CASPAR DOHMEN

Ich befasse mich schon seit einigen Jahren immer wieder mit der textilen Wertschöpfungskette, verstärkt seit dem schrecklichen Unglück in Bangladesch, bei dem im April 2013 mehr als 1100 Menschen beim Zusammensturz des schlampig errichteten Gebäudekomplexes Rana Plaza starben. Im Frühling machte der deutsche Entwicklungshilfeminister Gerd Müller einen Vorstoß für ein Textilsiegel, um die Ausbeutung in den Nähfabriken des Südens abzustellen. Das war ein Anlass, um mich erneut mit dem Thema zu befassen. Ich suchte einen neuen Ansatzpunkt für die Berichterstattung und entschied mich für eine Geschichte, in der ich die Perspektive der Unternehmer vor Ort aufzeigen wollte. Gleichzeitig interessierte ich mich für diejenigen, die die Sozialaudits bei den Firmen vor Ort erstellen; deren Arbeit ist regelmäßig Gegenstand von Kritik gewesen. Und ich wollte Fabriken in Asien besuchen, aber nicht in Bangladesch, weil das Land schon oft Thema der Berichterstattung über die Textilindustrie war. Ich entschied mich also für Indien.

Meine erste Idee war es, einen Auditor bei Überraschungsbesuchen in Fabriken zu begleiten und anschließend mit Unternehmen zu sprechen. Das erwies sich nicht als umsetzbar. Möglich war es jedoch, dass ich den Chefkontrolleur des TÜV Indien bei

Fabrikbesuchen begleiten und in den Firmen vertrauliche Gespräche mit Managern, Mitarbeitern und Unternehmern führen konnte. Das erwies sich für meine Sache als fruchtbar. Nicht nur, weil die Verlagerung großer Teile der Textilindustrie aus dem Norden in den Süden aus der Sicht eines dortigen Unternehmens eben vor allem eine Geschichte neuer Möglichkeiten ist. Ich erlebte auch Mittelständler, die sich um ihre Leute kümmerten, aber auch offen die Zwänge ihrer Situation darlegten. Am Ende glichen ihre Analyse und Forderungen in großen Teilen denen von Vertretern der Zivilgesellschaft aus dem Norden.

Der zeitliche und finanzielle Aufwand einer solche Recherche lohnt sich für mich als freien Journalisten nur in einer Mischkalkulation. Ich habe nicht nur das Porträt über die beiden Unternehmer für die „Süddeutsche Zeitung“ geschrieben, sondern die Recherchen und O-Töne in den Fabriken außerdem auch für zwei Radiofeature (SWR und Deutschlandradio) genutzt.

Ich mache solche Recherchen aber auch, weil ich persönlich dabei viel lerne und Ideen für neue Geschichten bekomme. Mein Kalkül ging auf – das zeigt die Resonanz: Selbst für einige Leute, die sich schon viel mit dem Thema beschäftigt hatten, war die Perspektive der Unternehmer neu. Wer in den Journalismus einsteigt, sollte sich von den ständigen Untergangszszenarien nicht abschrecken lassen. Wer neugierig ist, sich gerne Wissen aneignet und neue Wege geht, für den gibt es Chancen.



**CASPAR DOHMEN** ist Wirtschaftsjournalist und Buchautor. Bisher erschienen von ihm unter anderem die Bücher „Let's Make Money“, „Good Bank“ und „Otto Moralverbaucher“. Mehr Informationen finden Sie unter [»http://www.caspar-dohmen.de](http://www.caspar-dohmen.de)

## UNTER NACHHALTIGKEIT ...

... VERSTEHE ICH EIN SOZIAL UND ÖKOLOGISCH VERANTWORTLICHES HANDELN. ZIEL SOLLTE ES SEIN, DASS DIE MENSCHEN KÜNFTIG MEHR SOZIALES UND ÖKOLOGISCHES KAPITAL AUFBAUEN, ALS SIE VERZEHREN. DAVON SIND WIR WEIT ENTFERNT.

Caspar Dohmen



## WEBREPORTAGE „KILLING SEEDS“

**„Eine Forcierung der Kapitalisierung der Landwirtschaft wird nämlich nichts weniger als den sozialen Genozid der Hälfte der Menschheit nach sich ziehen. Für sie gäbe es keinen Platz mehr. Mehr noch: Unter der exklusiven Logik wirtschaftlicher Rationalität und finanzieller Effizienz wären sie nicht nur ineffizient, sondern gänzlich überflüssig. Nach der kapitalistischen Logik gehörten sie ausgelöscht.“**

**SAMIR AMIN, Direktor des Dritte Welt Forums in Dakar, Senegal, 2004**

Von UWE H. MARTIN

Die Feuer der Scheiterhaufen vergifteter Farmer brennen im Sechsstunden-Takt in Vidarbha. Während Indien in den Städten boomt, kämpft das Land mit einer Agrarkrise, die seit dem Beitritt zur Welthandelsorganisation mehr als 290.000 Bauern in den Selbstmord getrieben hat.

Das Zentrum der Selbstmordwelle liegt in der etwa 100 Kilometer durchmessenden Region West-Vidarbha im ehemals wohlhabenden Baumwollgürtel Indiens. Ein Besuch der Region offenbart die immer gleichen Geschichten von Schuldenkreislauf, Landverlust und verzweifelte Bauern, nur die Pestizide, mit denen sie sich

vergiften, ändern sich, obwohl manchmal auch ein Strick das Werkzeug ist oder ein Messer.

Es gibt zahlreiche Gründe für die Selbstmorde der Baumwollbauern in Vidarbha. Feudale Strukturen treiben die Bauern in die Abhängigkeit von privaten Geldverleihern, die ihnen zu Wucherzinsen Kredite für Saatgut, Dünger und Pestizide geben. Korruption und schlechte Infrastruktur, die Abhängigkeit vom Wetter und sehr kleine Felder schmälern den Ertrag der Bauern, während die Kosten für Nahrung, Medizin und Bildung in den vergangenen Jahren explodiert sind. Reflexartig schiebt die Regierung die

Schuld auf die Bauern selbst, die angeblich Familienstreitigkeiten haben oder zu viel trinken.

Einen wichtigen Grund für den Massensexodus sehen viele in der Vernichtung des traditionellen Saatgutes Mitte der 1990er-Jahre. Statt wie bisher ihr Saatgut aufzubewahren und es im folgenden Jahr auszusäen, sind die Bauern jetzt gezwungen dieses jedes Jahr neu zu kaufen.

Die Situation für die Bauern verschlechterte sich weiter, als in Indien 2002 genmanipulierte BT-Baumwolle zugelassen wurde. Diese soll bei höherem Ertrag den Pestizideinsatz verringern und so der Umwelt nützen und die Produktionskosten verringern. Die Bauern dagegen berichten, dass mit der BT-Baumwolle neue, bisher in Indien unbekannte Schädlinge wie die Schmierlaus eingeführt wurden, die die Felder zerstört, obwohl die Farmer mehr Pestizide als bisher sprühen. Und auch die nach Werbeaussage höheren Erträge lassen sich nur durch exzessive Düngung und Bewässerung erreichen – eine Illusion in Vidarbha, wo mehr als 90 % aller Felder vom Regen abhängig sind.

Mittlerweile gibt es in Vidarbha fast nur noch BT-Baumwollsorten zu kaufen, die den Händlern einen höheren Profit garantieren. So geraten die Bauern immer mehr in die Abhängigkeit der Saatgut- und Chemiehändler, die ihnen auch Kredite zu Wucherzinsen von 50 % geben und schließlich die Ernte aufkaufen. In der Schuldenfalle gefangen müssen die Bauern jeden Preis für ihre Baumwolle akzeptieren, seit Indien durch die Regeln der Welthandelsorganisation gezwungen wurde, sich aus dem staatlichen Ankauf zurückzuziehen. Während sich die Produktionskosten für Baumwolle verzehnfachten und die Kosten für Nahrung, Medizin und Bildung explodierten, brach der Baumwollpreis auf ein Drittel ein.

Laut einer Regierungsstudie sind von den ca. 2,5 Millionen Baumwollbauern in Vidarbha etwa 600.000 akut von Selbstmord gefährdet. In diesen Familien reichen die Lebensmittelvorräte durchschnittlich für zwei Tage und so wechseln sich die Erwachsenen ein bis zwei Tage pro Woche mit Fasten ab. Ein Leben am Rand des Verhungerns. Nach dem Tod eines Bauern bleibt dessen Witwe auf den Schulden sitzen und verliert ihr Land an die Geldverleiher, die mittlerweile die größten Landbesitzer sind. ■

Zum Multimedia-Beitrag: »<https://uwehmartin.wordpress.com/killing-seeds-2/killing-seeds-film/>

## ► BAUMWOLLPRODUKTION

# SICH DEN PRODUKTIONSZYKLEN DES MEDIENMARKTS WIDERSETZEN

**WHITE GOLD ist ein Ausnahmeprojekt. Es zeigt die Auswirkungen einer weder sozial noch ökologisch nachhaltigen Industrie – der globalen Baumwollproduktion. Der Aufwand dafür war gewaltig: Autor, Fotograf und Multimediajournalist Uwe H. Martin reiste dafür nach Indien, Texas, Burkina Faso, Brasilien und Usbekistan und investierte jeweils mehrere Monate vor Ort. Insgesamt hat ihn das Projekt über sechs Jahre lang beschäftigt. Es hat sich gelohnt.**

Recherchebericht von UWE H. MARTIN

## DAS THEMA

Mein Projekt White Gold beschäftigt sich mit den sozialen und ökologischen Auswirkungen des weltweiten Anbaus von Baumwolle. Baumwolle steckt in unserer Kleidung und unseren Banknoten, in Viehfutter und Mullbinden, Zahnpasta und Filmmaterial. Sie ist einer der wichtigsten Rohstoffe der Textilindustrie und damit der Industrialisierung. Gleichzeitig wird Baumwolle ungerechter gehandelt als jedes andere Gut, und ihr Ruf als Naturprodukt entpuppt sich schnell als Illusion: Sie verbraucht mehr Pestizide als jede andere Pflanze, verödet ganze Landstriche wie den Aralsee durch ihren exzessiven Durst, ist das trojanische Pferd der Gentechnik und treibt die Industrialisierung der Landwirtschaft weltweit voran.

WHITE GOLD habe ich in fünf Kapiteln realisiert:

**Killing Seeds<sup>1</sup>:** Seit dem Beitritt zur Welthandelsorganisation 1995 haben sich in Indien mehr als 300.000 Bauern das Leben genommen. Die meisten davon Baumwollbauern. Sie wurden abhängig von kommerziellem Saatgut und Agrarchemie. Ihre Produktionskosten stiegen massiv, während gleichzeitig der Verkaufspreis der Baumwolle einbrach, da Indien durch Strukturreformen den zuvor garantierten Preis freigeben musste.

**Texas Blues<sup>2</sup>:** GPS – gesteuerte Erntemaschinen, chemische Kontrolle des Pflanzenwachstums und der Schädlinge, gentechnisch optimierte Pflanzen und nicht zuletzt jährliche Subventionen von etwa drei Milliarden US-Dollar garantieren, dass die USA weiterhin zu den größten Baumwollexporteuren der Welt gehören. Doch trotz der Subventionen, die viele Bauern im Rest der Welt ruinieren, ist die Baumwolle ein hartes Geschäft geblieben, in dem es nur die Möglichkeit gibt zu wachsen oder zu weichen.

**Burkina Dream<sup>3</sup>:** Nach Jahren intensiver Lobbyarbeit der US Regierung war Burkina Faso das erste Land in Westafrika, dass ein Moratorium gegen den Einsatz von gentechnisch veränderten Organismen aufkündigte und großflächig Genbaumwolle einführte. Diese Politik gefährdet die aufkeimende Biobaumwollproduktion, die Kleinbauern in Dörfern wie Naniagara ermöglichte, sich langsam aus bitterer Armut zu befreien.

**Frontier Land<sup>4</sup>:** Im Westen Brasiliens hat Baumwolle viele Großbauern reich gemacht und eine breite Mittelschicht Arbeiter geschaffen, die sich heute Autos, Häuser und Smartphones leisten können. Die Schattenseite des immer warmen Klimas ist Mato Grossos' Spitzenplatz beim Verbrauch von Pestiziden, Herbiziden, Fungiziden und Entlaubungsmitteln: 150 Millionen Liter werden Jahr für Jahr versprüht, 50 Liter pro Einwohner, zehnfach so viel wie im Rest Brasiliens. Die Pestizide sind überall: in der Luft, den Flüssen, dem Boden, dem Essen, nachweisbar in Urin und Blut. Sie werden den Säuglingen schon mit der Muttermilch eingeschenkt.

**Dying Sea<sup>5</sup>:** Usbekistan, der fünftgrößte Baumwollproduzent der Welt bewässert seine Baumwollplantagen mit dem Wasser der beiden Zuflüsse des Aralsees. Wo vor 40 Jahren noch der viertgrößte See der Erde für ein mildes Klima sorgte, entstand eine durch Chemierückstände des Baumwollanbaus verpestete Salzwüste, in der nichts überleben kann. Sandstürme an 300 Tagen im Jahr wirbeln den giftigen Staub der Ebene auf und die Pestizide der Aralregion können sogar im Blut von Pinguinen der Antarktis und auf Grönlands Gletschern nachgewiesen werden.

3 »<https://uwehmartin.wordpress.com/burkina-dream/burkina-dream-film>

4 »<https://uwehmartin.wordpress.com/frontier-land>

5 »<https://uwehmartin.wordpress.com/dying-sea/dying-sea-film-english>

1 »<https://uwehmartin.wordpress.com/killing-seeds-2/killing-seeds-film>

2 »<https://uwehmartin.wordpress.com/texas-blues/texas-blues-film>

### AUSGANGSLAGE UND RECHERCHE

Während meines Fotojournalismus-Studiums an der FH Hannover war ich jedes Jahr im Sommer für mehrere Wochen in Bangladesch und habe dort das Leben fotografiert. Straßenszenen in Dhaka, die Altstadt, das Delta, das Leben auf Sandbänken im Brahmaputra. Für mein Diplom wollte ich eine Geschichte über die Textilindustrie in Bangladesch fotografieren. Diesen Plan musste ich leider aufgeben, weil mir das Geld fehlte. Stattdessen habe ich in Deutschland und der Schweiz eine Geschichte über Menschen mit Narkolepsie fotografiert. Während der ganzen Diplomzeit habe ich aber weiter zum Thema Textilindustrie recherchiert, weil diese fast überall auf der Welt und in der Geschichte die Grundlage für die Industrialisierung gewesen ist. Bei dieser Recherche stieß ich auf die Bedeutung der Baumwolle, die noch immer der wichtigste Rohstoff der Textilindustrie ist.

So stand für mich fest, dass ich zunächst eine Geschichte über die sozialen und ökologischen Folgen der globalen Baumwollproduktion fotografieren und filmen wollte. Ursprünglich plante ich diese Geschichte als ersten Teil eines Projekts über die Textilindustrie, mit weiteren Reportagen zur Textilproduktion, der damit verbundenen chemischen Industrie und schließlich den Mitumba-Märkten in Afrika umzusetzen.

Im Laufe der Recherche merkte ich aber, dass mich das Thema Landwirtschaft noch mehr fesselte und die folgenden Projekte also auf die „Global Commons“ Land, Wasser und Saatgut fokussieren. (In meiner neuen multimedialen Reportage „LandRush“<sup>6</sup> untersuche ich seit 2011 mit meiner Partnerin Frauke Huber die Zukunft der Landwirtschaft im Spannungsfeld zwischen Ernährungssicherung, Energieproduktion und internationalen Landinvestitionen.)

2007 habe ich mich erfolgreich für ein VG-Bildkunst-Stipendium beworben. Für meine erste Reise an den Aralsee konnte ich zusätzlich eine Garantie vom „Greenpeace Magazin“ sicherstellen, sodass die Recherche finanziell gut aufgestellt war und ich dachte, das Gesamtthema ohne Probleme in zwei Jahren fotografieren zu können. Im September und Oktober 2007 fotografierte ich Undercover in Usbekistan und Kasachstan, es folgte Indien im Dezember und Januar, dann Texas mit zwei Reisen 2008 und Burkina Faso 2009. Dann ging mir das Geld aus, weil ich die Geschichten nicht wie geplant verkaufen konnte. So musste ich eine Pause einlegen, die ich dazu nutzte, das Material zu editieren und die ersten Filme zu schneiden. 2012 konnte ich dann endlich den fünften und vorerst letzten Teil in Brasilien abschließen.

### SCHWIERIGKEITEN

Zurück von der ersten zweimonatigen Reise nach Zentralasien gab es die ersten Rückschläge für das Projekt:



— Das „Greenpeace Magazin“ entschied sich, die Geschichte vom Aralsee nicht zu bringen und auch keine weiteren Teile der Recherche zu unterstützen.

— „Geo“ hatte eine Geschichte über die Massenselbstmorde indischer Baumwollbauern und den Zusammenhang mit den Agrarsubventionen in den USA mit Fokus auf Texas gebracht: Beide Geschichten hatte ich in meinem Exposee ziemlich genauso vorgesehen. Mir war klar, dass das Thema damit in Deutschland erstmal durch war, und ich überlegte kurz, die Geschichte aufzugeben.

Weitere Schwierigkeiten kamen später hinzu:

— Meine Indiangeschichte konnte ich an die „Zeit“ verkaufen. Dann gab es einen Wechsel des Ressortleiters, der andere Schwerpunkte setzen wollte, und so wurde die Geschichte ein weiteres Mal nicht gedruckt.

— In Italien waren einige Magazine begeistert von der Geschichte und den Fotos, doch realisierten, dass die Geschichte als Ganzes zu groß für ihren standardisierten Umfang war. Obwohl jede Teilgeschichte in sich rund war, wollten sie auch diese nicht drucken, nachdem Sie das Gesamtprojekt gesehen hatten.

— Gerade als ich begann, mich intensiv mit der Möglichkeit der Unterstützung durch Stiftungen zu befassen, erschien 2009 das umfangreiche Fotobuch „Baumwolle weltweit“ von Hans Peter Jost und Christina Kleineidam. Gut fotografiert und geschrieben hatte das Fotografen-Autoren-Team genau die Stiftungen an Bord, die ich recherchiert hatte, und veröffentlichte die Reportage in einigen wichtigen Magazinen.

### MULTIMEDIA STORYTELLING

Ich habe das White Gold-Projekt von Anfang an als multimediale Web-Documentary konzipiert. Die Kombination von Fotografie, Tonaufnahmen und Dokumentarfilm erlauben es mir, auf sehr viel breiterer Ebene zu erzählen, als ein einzelnes Medium allein dies könnte.

Zudem kommt es meiner eigenen Arbeitsweise entgegen: Um gute Fotos zu machen, brauche ich sehr viel Zeit; Zeit mich einzulassen, zu lernen, Menschen zu begegnen, unsichtbar zu werden und das Gelernte schließlich in Bilder zu übersetzen. Dies ist in der heutigen Medienökonomie nur noch sehr eingeschränkt möglich. Statt mich den immer schneller werdenden Produktionszyklen zu unterwerfen, habe ich mich entschieden, die Zeit vor Ort deutlich zu verlängern und damit dem Leser mehr der wesentlichen Res-

source journalistischen Schaffens zu geben: komprimierter Zeit.<sup>7</sup> Statt zwei Wochen, die meist im besten Falle für eine Reportage zur Verfügung stehen, blieb ich pro Kapitel etwa zwei Monate.

### PUBLIKATION

Nachdem ich keine Partner in den etablierten Medien für eine Publikation finden konnte, veröffentlichte ich 2011 mit Texas Blues den ersten Film auf meinem für das Projekt eingerichteten Blog. Dieser wurde mit dem Deutschen Reporterpreis 2011 als beste Webreportage ausgezeichnet. Im folgenden Jahr wurde dann auch der erste Teil von Killing Seeds für den Reporterpreis nominiert. Durch den Preis und meine intensive Beschäftigung mit dem Thema Web-Documentary wurde „Geo“ auf mich und White Gold aufmerksam. Die Reportage wurde im April 2013 im „Geo Magazin“ unter dem Titel „Der Stoff, der über Leben entscheidet“ veröffentlicht, ergänzt durch zehn Kurzfilme in der iPad-Ausgabe. Im Anschluss nahm auch „Geo International“ die Geschichte auf und veröffentlichte sie in 11 Ländern.

### AUSGABEN, EINNAHMEN UND ZEITAUFWAND

Die Fremdkosten lagen bei etwa 42.000 Euro. Die bisherigen Einnahmen bei etwa 48.000 Euro. Das Projekt ist im Laufe von sechs Jahren entstanden. Währenddessen habe ich insgesamt etwa zehn Monate auf Recherche vor Ort verbracht. Für die Vorrecherche habe ich pro Geschichte jeweils zwischen zwei und drei Wochen gebraucht, insgesamt also etwa drei Monate. Für Bildauswahl, Bearbeitung und Beschriftung etwa zwei Wochen pro Geschichte, zusammen also ebenfalls etwa drei Monate. Um die Finanzierung sicherzustellen habe ich zahlreiche Exposees geschrieben und mich um Wettbewerbe beworben. Insgesamt waren das sicher nochmals zwei Monate. Den größten Zeitaufwand hat aber der Filmschnitt sowie die Konzeption und Vorbereitung der Ausstellungen eingenommen: Die reine Schnittzeit von Texas Blues lag bei etwa einem Monat, von Killing Seeds bei drei Monaten. Insgesamt habe ich sicher ein volles Jahr am Schnitt der unterschiedlichen Filme gesessen.

Alles zusammengerechnet habe ich Vollzeit zwischen zweieinhalb und drei Jahren an White Gold gearbeitet. Damit komme ich aktuell etwa auf einen Tagessatz von 10 Euro. Gelohnt hat sich die Geschichte trotzdem: White Gold wurde mit dem Deutschen Reporterpreis 2011, dem Salus-Medienpreis 2013 und dem German Development Media Award 2013 ausgezeichnet.

Durch die Geschichte und die multimediale Umsetzung konnte ich meine Bekanntheit in Deutschland und international steigern. Dadurch bin ich einerseits für Workshops und Vorträge zum Thema Multimedia-Storytelling und Web-Documentary sehr gefragt und erhalte dabei Honorare, die deutlich über den im Journalismus

<sup>6</sup> »<http://landrushproject.com/2013/09/30/landrush/>

<sup>7</sup> Konstantin Seibt, Deadline Blog, Die letzte exklusive Ware im Journalismus: Komprimierte Zeit »<http://goo.gl/gIRQoX>

## NACHHALTIGKEIT

NACHHALTIG IST EIN SYSTEM, WELCHES ÖKOLOGISCH, GESELLSCHAFTLICH UND WIRTSCHAFTLICH DIE AKTUELLE UND ZUKÜNFTIGE GENERATIONEN FAIR VERSORGT UND DABEI DIE BEDÜRFNISSE DES MENSCHEN NICHT ÜBER DIE DER NATUR STELLT.<sup>1</sup>

White Gold zeigt die Auswirkungen einer weder sozial noch ökologisch noch ökonomisch nachhaltigen Industrie. Das aktuell vorherrschende System der Baumwollproduktion ist nur durch massive Subventionen aufrechtzuerhalten: Diese Subventionen nehmen viele unterschiedliche Formen an: Direkte finanzielle Subventionen wie in den USA und der EU verzerren den Markt weltweit und lassen so eine marktwirtschaftliche Entwicklung und Teilhabe für viele Menschen unmöglich werden. Indien subventioniert den Aufschwung der Städte und Industrie mit der zunehmenden Armut und dem Leid der Landbevölkerung, bis zum Extremfall der Bauernselbstmorde. Am Aralsee wird die Produktion nur durch massive Menschenrechtsverletzungen, Sklavenarbeit und Umweltschäden bewahrt. Und der landwirtschaftliche Boom in Brasilien wird mit einer Verseuchung der Bevölkerung durch Pestizide, erhöhte Krebsraten und Erbschäden erkauft. Hinzu kommt fast überall der Einsatz chemischer Dünger, die die Produktion aufrechterhalten, aber zur Erzeugung extrem viel Energie und letztendlich Erdöl verbrauchen, gar nicht zu reden von massiver Grundwasserentnahme und dem Verlust von Aquiferen. Landwirtschaft im großen Stil hat sich so von einem ökologischen System und Kreislauf aus Saat, Wachstum und Ernte zu einer ressourcenverbrauchenden Industrie entwickelt. Aus Ernte (Harvesting) ist Abbau (Mining) geworden.

## NACHHALTIGKEITSJOURNALISMUS

Ich bin mir nicht sicher, was der Begriff „Nachhaltigkeitsjournalismus“ bedeuten soll. Ist er mit Inhalt gefüllt? Oder reiht er sich ein in den Hype, den Industrieunternehmen und selbst Großbanken nutzen, um ihr oft kurzfristiges, umweltzerstörendes und asoziales Wirtschaften etwas grün anzumalen, etwas „fühlig“ zu machen? Soll „Nachhaltigkeitsjournalismus“ gar „Wohlfühljournalismus“ sein? Ist mit dem Begriff gemeint über Nachhaltigkeit zu berichten? Oder soll der Journalismus selbst nachhaltig sein? Und wie soll das gelingen?

Ich jedenfalls würde mich nicht als Nachhaltigkeitsjournalist bezeichnen. Allein deshalb schon, weil ich nicht mal sicher bin, ob mein eigenes Projekt nachhaltig ist: Für meine White Gold-

Recherche bin ich viel gereist: Sieben Interkontinentalflüge und 10.000 bis 15.000 km mit dem Auto schlagen sich negativ auf die Umweltbilanz des Projektes nieder. Ich habe damit ganz sicher die Rechte des Menschen – meine eigenen und die der meine Geschichte verwertenden Industrie – über die der Natur gestellt. Die Sozialbilanz sieht wahrscheinlich etwas besser aus, weil alle Auftragnehmer im lokalen Kontext fair bezahlt wurden. Und ökonomisch hat sich das White Gold-Projekt selbst getragen, musste aber durch andere Tätigkeiten subventioniert werden, um mein eigenes Überleben zu sichern.

Andererseits erreichen meine Langzeitdokumentationen über die Global Commons (White Gold + Land-Rush) nicht nur ein großes internationales Publikum durch journalistischen Publikationen in Magazinen und im Internet, sondern dringen als Teil des World of Matter-Projekts auch in den Kunst- und Forschungskontext vor. Internationale Ausstellungen u. a. im Hartware Medien Kunstverein in Dortmund, der CUNY in New York, der Leonard & Bina Ellen Gallery in Montreal, der University of Minnesota in Minneapolis und der Testa Konsthall in Stockholm machen dabei das Thema einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Die Website »www.worldofmatter.net« ermöglicht einen spielerisch-forschenden Zugang zu komplexen Ressourcengeografien, sowohl für Wissenschaftler als auch in der Lehre.

So versuche ich mit meinen Projekten eine Brücke zu bauen: Von der Erstinformation in Magazingeschichten, die einen Leseaufwand von 15 bis 30 Minuten erfordern, über Web-Dokumentaries, die die Printgeschichte vertiefen und viel persönlicher erzählen, bis hin zu Ausstellungen, in denen Menschen bis zu zweieinhalb Stunden in der White Gold-Installation verbringen und so eine multiperspektivische Reise durch das Material erleben, immer wieder mit neuen Argumenten konfrontiert werden und sich so letztlich ihr eigenes Bild machen müssen.

Dadurch wird aus einer mehrjährigen Recherche eine Geschichte, die langfristig in immer wieder neuen Kontexten weltweit auftaucht, statt in der kurzfristigen Aufmerksamkeitsökonomie des Medienmarktes zu verschwinden. Vielleicht ist White Gold in diesem Sinne nachhaltig.

Uwe H. Martin

üblichen Sätzen liegen. Andererseits konnte ich dadurch für unser neues Projekt LandRush wesentlich leichter Stipendiengelder akquirieren, wodurch diese Recherche einfacher umsetzbar ist. Und ich bin durch die Geschichte eingeladen worden, Mitglied beim Bombay Flying Club<sup>8</sup> zu werden, einem der weltweit angesehensten Kollektive für Web-Dokumentaries. Vor allem aber hat mir White Gold eine Tür in völlig neue Bereiche geöffnet:

## WORLD OF MATTER

Während meiner Baumwollrecherche in West Afrika 2009 lernte ich auf dem Fotofestival in Bamako in Mali die Schweizer Videokünstlerin Ursula Biemann kennen. Ich hatte bis dahin nichts mit moderner Kunstpraxis am Hut, war aber fasziniert von ihrer komplexen Videoinstallation „Sahara Chronicle“<sup>9</sup>, die Migrationsgeografien in der Sahara aufzeigte.

2011 gründete ich gemeinsam mit Ursula Biemann das internationale Kunst-, Forschungs- und Onlineprojekt World Of Matter<sup>10</sup>. World of Matter erkundet die komplexen Ökosysteme und Kreisläufe von Rohstoffen wie Wasser, Erdöl, Baumwolle und Gold. Das Projekt nähert sich dem Thema dabei nicht aus anthropozentrischer Perspektive, sondern versucht, einen nicht-hierarchischen Blick auf die fragilen Kreisläufe und Interaktionen von Leben, Materie und Technologie zu werfen. Im Rahmen von World of Matter – ein mehrdeutiges Wortspiel mit „a world that matters“, aber auch eine Welt der Materialflüsse – kooperieren Künstler, Fotojournalisten und Dokumentarfilmer, Architekten und Programmierer, die bereits umfassend zu Rohstoffen und deren Raumpolitiken gearbeitet haben, mit Theoretikern, die in den Bereichen Geografie, Kunstgeschichte und Kulturtheorie forschen. World of Matter wird weltweit in Museen, Galerien und Universitäten gezeigt, meist ergänzt durch von der Gruppe organisierte thematische Symposien zu Themen wie „Radical Materialism“ oder „Resource Ecologies and Contested Territories“.

White Gold ist im Rahmen von World of Matter als 10-Kanal-Installation konzipiert, die eine im Vergleich zu journalistischen Publikationen intensivere und tiefgründigere Betrachtung erlaubt und mehr Raum für die Komplexität und Widersprüche des Themas bietet.

## ARBEITSWEISE

In meiner Arbeit greife ich mal auf klassische narrative Strukturen zurück, mal arbeite ich mit narrativen Vignetten, kleinen Einblicken in verschiedene Situationen, die ich erlebt, und auf Menschen, die ich getroffen habe. Außer in geschriebenen journalistischen Reportagen verzichte ich auf einen externen Erzähler, eine Stimme aus dem Off.

<sup>8</sup> Bombay Flying Club: »<http://bombayfc.com>«

<sup>9</sup> Ursula Biemann, Sahara Chronicle: »<http://www.geobodies.org/art-and-videos/sahara-chronicle>«

<sup>10</sup> World Of Matter: »[www.worldofmatter.net](http://www.worldofmatter.net)«

Manchmal gebe ich kurze Hintergrundinformationen in Form von Texteinblendungen. Aber hauptsächlich vertraue ich auf die narrative Stärke der Bilder, Geräusche und Situationen sowie auf die Aussagen meiner Protagonisten.

Meine Erkundungen verstehe ich dabei als einen offenen Prozess, der meine Arbeit immer wieder in neuen Kontexten auftauchen lässt. Mit jedem dieser Kontexte verwandelt sich auch die Arbeit selbst. Mal ist sie klassisch erzählerisch, dann wieder eher essayistisch angelegt.

Während ich in einer Magazinveröffentlichung und für die Web-Dokumentary die Geschichte zuspitzen muss, um eine spannende Narration, gar eine klassische Heldenreise zu erzeugen, gebe ich dem Betrachter im Rahmen von World of Matter mehr Freiheit, seinen eigenen Weg durch das Material zu finden. Hier sind es eher erzählerische Vignetten, die Fragen aufwerfen, statt einer abgeschlossenen Geschichte, die versucht Fragen zu beantworten. Dies gilt sowohl für die Ausstellung, als auch für die Präsentation des Materials auf der World of Matter-Website, in der einzelne Fragmente von White Gold zahlreiche Verbindungen mit den Kunst- und Forschungsprojekten anderer Teilnehmer eingehen.



**UWE H. MARTIN** ist freier Fotograf und Multimedia-Produzent beim Bombay Flying Club. Er arbeitet mit den Medien Fotografie, Film und Text an Langzeitdokumentationen über ökonomische, ökologische und medizinische Themen. Er ist Mitgründer des internationalen

Kunst- und Forschungsprojekts World of Matter, das die komplexen Ökosysteme und Kreisläufe von Rohstoffen erkundet und weltweit ausgestellt wird. 2010 hat er in Mombasa, Kenia, das Hilfs- und Dokumentarprojekt Aggreys Traum ins Leben gerufen, das eine Slumschule unterstützt und zum Vorbild für die Gründung der Freelens Foundation wurde.

Uwe H. Martin studierte Fotojournalismus an der Fachhochschule Hannover und mit Unterstützung eines Fulbright-Stipendiums an der Missouri School of Journalism in den USA.

Neben seiner dokumentarischen Praxis unterrichtet er Fotografie und Multimedia Storytelling an der Akademie für Publizistik, dem Camera Arts Programm der Hochschule Luzern, der FH Bielefeld, der HFK Bremen und der Journalistenausbildung der Konrad Adenauer Stiftung. Mit den Freelens-Multimedia-Workshops hat er die erste Ausbildungsserie zum Thema Multimedia Storytelling im deutschsprachigen Raum etabliert.

<sup>1</sup> siehe auch: Paulo Tavares, Non Human Rights, »<http://www.worldofmatter.net/node/472>«

# GUTE PATCHWORKGESCHICHTEN

Für das Kapitel „Gute Patchworkgeschichten“ haben wir drei Arbeiten zusammengestellt. Im Sinne guter Reportagen setzen sie sich aus vielen kleinen Geschichten oder Porträts zu einem großen Bild zusammen – international oder auch regional.

Die ausgewählten Beiträge zeigen, wie bestimmte Interessensgruppen ihren Einfluss geltend machen und welche Auswirkungen das hat. **Anita Blasberg** und **Kerstin Kohlenberg** zeichnen ein Bild der Klimaleugner, das die Lügen dieser Lobby entlarvt, während **Jan Rübel** die Problematik des Landgrabbings in Ostdeutschland beschreibt. **Bastian Henrichs** beleuchtet unsere Lebensmittelverschwendung und fragt, wie wir es besser machen können.

- „DIE KLIMAKRIEGER“ von Anita Blasberg und Kerstin Kohlenberg.  
Erschienen in der „Zeit“ am 28.11.2012. [S. 62]
- „GELD SUCHT LAND“ von Jan Rübel.  
Erschienen in „Zeitzeichen“ 1/2014. [S. 72]
- „JETZT ISS MAL RICHTIG!“ von Bastian Henrichs.  
Erschienen in „enorm“ 3/2012. [S. 76]



# KLIMAWANDEL: DIE KLIMAKRIEGER

**Wie von der Industrie bezahlte PR-Manager der Welt seit Jahren einreden, die Erderwärmung finde nicht statt. Chronologie einer organisierten Lüge.**

Von ANITA BLASBERG und KERSTIN KOHLENBERG

Erschienen in der „Zeit“ am 28. November 2012

Marc Morano sät den Zweifel per Tastendruck. Er sitzt im Fond einer schwarzen Lincoln-Town-Car-Limousine und bedient seine wichtigste Waffe, den Laptop. Draußen fliegt der Herbstwald vorbei, Morano lädt eine neue Schlagzeile auf seine Website: „Die amerikanische Umweltbehörde wird beschuldigt, Menschenversuche durchzuführen“.

Der Wagen hat Morano vor einer halben Stunde vor seinem großen Haus in einem Vorort der amerikanischen Hauptstadt Washington abgeholt, jetzt gleitet er zum Fernsehstudio des Nachrichtensenders Fox News. Dort hat Marc Morano seinen nächsten Einsatz. Nächste Woche, am 26. November, treffen sich die Umweltminister und Regierungschefs der Welt in Doha am Persischen Golf zum UN-Klimagipfel. Sie wollen neue Maßnahmen gegen die Erderwärmung beschließen. Morano will das verhindern. Der einzige Ort, an dem die angebliche Klimakatastrophe stattfindet, ist die virtuelle Welt der Computermodelle, nicht die reale Welt.

Morano ist kein Klimaforscher. Er kann weder den Atmosphärendruck der Erde berechnen noch Temperaturdaten analysieren. Morano ist PR-Manager. Er ist gut darin, eine Botschaft so zu vermitteln, dass sie jeder versteht.

Als Schüler, in den achtziger Jahren, half Morano den Republikanern im Wahlkampf. Er rief wildfremde Leute an und erklärte ihnen, weshalb Ronald Reagan der bessere Präsident sei. Später, nach dem Politikstudium, arbeitete er als Vertreter einer Abflussreinigungsfirma. Morano kann so ziemlich alles verkaufen. Jetzt, bei Fox News, ist er zu Gast in der Verbrauchersendung **Money with Melissa Francis**. Es geht um erneuerbare Energien.

Morano sitzt vor einer schwarzen Studiowand. Die Kamera zoomt ihn heran, und Morano erscheint in Amerikas Wohnzimmer: ein kräftiger Mittvierziger mit Anzug und Krawatte. Er lächelt freundlich, aber das täuscht. Morano schafft es immer wieder, seine Gegner zu provozieren. Kürzlich fiel er bei einer Fernsehdebatte einem bedächtig sprechenden Klimawissenschaftler so oft ins

Wort, bis der ihn erschöpft ein „Arschloch“ nannte. Es war der Moment, in dem Morano gewonnen hatte.

Diesmal sitzt er allein im Studio, er gibt den sachlichen Experten: „Die Förderung der Solarenergie wird von der Angst vor der vom Menschen gemachten Erderwärmung getrieben“, sagt Morano mit besorgter Miene. „Aber das ist alles Ideologie.“ Marc Morano ist das wohl aggressivste Mitglied einer gut bezahlten Söldnertruppe. Er steht im Zentrum eines Kampfes, für den sich in den vergangenen Jahren in den USA mehr als drei Dutzend Lobbyorganisationen gründeten. Ein Kampf, der mit Zahlungen von mehreren Hundert Millionen Dollar befeuert wurde. Der Kampf gegen die internationale Klimaforschung. Schon vor Jahren sagte Morano: „Wir sollten die Klimawissenschaftler treten, solange sie am Boden liegen. Sie haben es verdient, öffentlich ausgepeitscht zu werden.“

**„UNSER ZIEL IST ES, DIE SCHLECHTE STAATLICHE POLITIK ZU STOPPEN, DIE AUF UNBEGRÜNDETEN UND HYSTERISCHEN WISSENSCHAFTLICHEN BEHAUPTUNGEN ZUR MENSCHENGEMACHTEN ERDERWÄRMUNG BERUHT.“\***

Moranos Arbeitgeber ist das Committee for a Constructive Tomorrow, eine Organisation, die sich als Gegenstück zu Umweltschutzverbänden wie Greenpeace begreift. In den vergangenen Jahren wurde sie neben anderen von dem amerikanischen Autohersteller Chrysler sowie den Ölkonzernen ExxonMobil und Chevron finanziert. Die Geschichte des PR-Managers Marc Morano ist die Geschichte einer geplanten Verwirrung. Ein Lehrstück über die Kunst des Lügens. Die Frage ist: Kann einer Demokratie die Wahrheit abhandkommen? Kann es sein, dass die Antwort auf eine Menschheitsfrage käuflich ist? Die Geschichte beginnt vor mehr als 20 Jahren, als sich rund um die Welt eine ungeheuerliche Erkenntnis

durchsetzt: Der Ausstoß von Kohlendioxid erwärmt die Erde. Schnell ist klar, dass mögliche Gegenmaßnahmen die Industrie viele Milliarden kosten werden. Geld, das die Unternehmen sparen können, wenn es ihnen gelingt, dem vom Menschen gemachten Klimawandel etwas entgegenzusetzen: den vom Menschen gemachten Zweifel an der Klimaforschung. Vielleicht sind die Daten ja falsch. Vielleicht erwärmt sich die Erde gar nicht. Und wenn doch, dann ist das vielleicht harmlos, ein natürlicher Prozess, der nichts mit Kohlekraftwerken und Verbrennungsmotoren zu tun hat. Solche Gedanken sind es, die Männer wie Marc Morano in den folgenden Jahren in die Köpfe von Zeitungslesern und Fernsehzuschauern, von Journalisten und Politikern einpflanzen. Von Amerika aus verbreitet sich der Zweifel um die Welt, am Ende auch nach Deutschland. Er schleicht sich in Verhandlungen über Treibhausgase und in Abstimmungen über Energiegesetze. Jetzt, wenige Tage vor dem Beginn der UN-Klimakonferenz, ist er stärker als je zuvor.

Um das komplexe Atmosphärensystem der Erde zu verstehen, haben mehr als hundert Regierungschefs im Jahr 1988 den Weltklimarat ins Leben gerufen, ein Gremium, in dem die renommiertesten Wissenschaftler der Welt sämtliche Ergebnisse der Klimaforschung auswerten.

Die Daten sind eindeutig: Die globale Erwärmung ist nur noch mit großer Anstrengung zu bremsen. Der Temperaturanstieg erhöht die Gefahr starker Stürme. Dürren und Überschwemmungen werden häufiger. Gletscher und Polkappen schmelzen. Der Meeresspiegel steigt. Das ist es, was die Wissenschaftler in ihre Berichte schreiben. „Wir dachten, wir hätten unsere Arbeit erledigt“, sagt der amerikanische Forscher Michael Mann, der dem Weltklimarat angehört. „Wir dachten, ab jetzt geht es um Politik und nicht mehr um Wissenschaft.“

Mann ist ein kleiner, rundlicher Mann in ausgetretenen Schuhen. Er leitet das Zentrum für Geowissenschaften an der Pennsylvania State University, es ist das wichtigste meteorologische Institut Amerikas. In seinem überfüllten Büro stapeln sich Fachzeitschriften, an der Wand lehnt ein abgewetzter Hockeyschläger, das Geschenk einer Collegemannschaft aus Vermont. „Mit dem Hockeyschläger ging alles los“, sagt Mann.

Es ist das Jahr 1998, Mann ist damals 33 Jahre alt, ein junger Wissenschaftler, der davon träumt, die Schwankungen des Klimas zu erklären. Gemeinsam mit zwei Kollegen sammelt er Temperaturdaten aus Tausenden von Jahren, sie analysieren Korallen, Baumrinden und Bohrproben aus dem Polareis. Als das Ergebnis schließlich in einer Grafik aufleuchtet, staunen die Forscher: Bis

zum Jahr 1850 verläuft die Temperaturkurve der Erde weitgehend waagrecht, dann aber, genau zu dem Zeitpunkt, als die Menschen anfangen, Kohle, Öl und Gas zu verbrennen, steigt sie steil nach oben. Ein merkwürdiges Diagramm, denkt Mann: Es sieht aus wie ein liegender Hockeyschläger, ein langer gerader Stiel und eine fast senkrecht aufgestellte Kelle am Ende.

**„AUS KOHLE GEWONNENE ENERGIE IST EINER DER GRÖSSTEN ERLÖSER DER MENSCHHEIT IN DER GESCHICHTE UNSERES PLANETEN.“\***

Mann und seine Kollegen veröffentlichen ihre Arbeit in der Fachzeitschrift Nature: „Der Hockeyschläger“, wie ihr Diagramm fortan schlicht heißt, katapultiert sie ins berühmte Time-Magazin, er bringt Michael Mann, schüchtern und unvorbereitet, in die wichtigsten Nachrichtensendungen des Landes.

Der Hockeyschläger ist der Beweis für die Schuld des Menschen am Klimawandel. Anfangs überzeugt er auch die Konservativen. Der einflussreiche republikanische Senator John McCain entwirft gemeinsam mit dem Demokraten Joseph Lieberman ein Gesetz, das den Ausstoß von Kohlendioxid reduzieren soll. Sie nennen es Climate Stewardship Act, Gesetz zur Klimaverantwortung. Die National Academy of Sciences, die ranghöchste amerikanische Wissenschaftsvereinigung, bestätigt die Aussage von Manns Studie. 928 Fachaufsätze, die zwischen 1993 und 2003 zum Thema Klimawandel veröffentlicht werden, kommen zu dem Ergebnis, dass sich die Erde durch menschlichen Einfluss erwärmt. Der Chefredakteur der renommierten Fachzeitschrift Science spricht vom wohl außergewöhnlichsten Wissenschaftskonsens in der Geschichte.

„Der Hockeyschläger“, sagt Michael Mann, „war das Schlimmste, was der Industrie passieren konnte.“ Womöglich ist das der Grund, weshalb im Jahr 2002 ein PR-Berater des damaligen Präsidenten George W. Bush das Drehbuch für einen groß angelegten Gegenschlag verfasst. „Die Umwelt ist vielleicht das Thema, bei dem die Republikaner – und Präsident Bush im Speziellen – am verletzlichsten sind“, schreibt er in einem Strategiebericht für das Weiße Haus. Es komme jetzt darauf an, die Wissenschaftler „frontal zu attackieren“, um bei den Wählern Zweifel an deren Glaubwürdigkeit zu säen. Die Debatte sei zwar fast abgeschlossen – „gegen uns“, heißt es in dem Bericht. Aber es sei immer noch Zeit, um Experten zu finden, die „mit unserer Haltung sympathisieren“. Kurz darauf stellt Bush eine Gruppe von Beratern zusammen, in

der die mächtigsten Vertreter der Ölindustrie sitzen. Die republikanische Parteiführung bestimmt den Senator James Inhofe zum Vorsitzenden des Umweltausschusses. Inhofe ist ein 70-jähriger Republikaner aus Oklahoma; die Umweltbehörde, eine unabhängige Einrichtung der Regierung, die die Umsetzung von Umweltschutzgesetzen begleiten soll, verhöhnt er als „Gestapo-Bürokratie“; seine Wahlkämpfe finanzieren Energiekonzerne. Bald stellt er einen neuen PR-Strategen ein: Marc Morano.

Inhofe führt eine Neuerung im Senat ein: Er veranstaltet sogenannte Scientific Integrity Hearings, Anhörungen zur Integrität der Wissenschaft. Er macht den Senat zu einem Wissenschaftsgericht. Auf die Anklagebank setzt er renommierte Forscher, deren Arbeit hundertfach bestätigt wurde. Als Ankläger beruft er Laien wie den Schriftsteller Michael Crichton, in dessen neuestem Thriller korrupte Klimaforscher die Welt an den Abgrund treiben. Ob sich die Erde erwärmt oder nicht, soll keine Frage des Wissens mehr sein – wie eine Frage des Glaubens soll es aussehen.

Kurz bevor der Senat das von den Senatoren McCain und Lieberman eingebrachte Gesetz zum Emissionshandel verabschieden soll, lädt Inhofe auch Michael Mann vor. Inhofe konfrontiert Mann mit den Forschern Willie Soon und David Legates. Beide ließen sich mehrfach von der Industrie bezahlen, allein Soon hat bis heute mehr als eine Million Dollar von ExxonMobil und anderen Konzernen erhalten. In einer umstrittenen Studie, mitfinanziert vom American Petroleum Institute, hat er behauptet, Manns Daten seien falsch. „In vielerlei Weise“, beginnt Inhofe, „verschiebt diese Studie das bekannte Paradigma.“ „Das Klima des 20. Jahrhunderts ist weder unüblich noch in irgendeiner Weise extrem“, referiert Soon. Dann fragt Inhofe die Anwesenden, ob sie darin übereinstimmen, dass ein erhöhter Kohlendioxidanstoss viele Vorteile für Flora und Fauna habe. „Ich stimme zu“, sagt Soon. „Ich sehe wenig, was dafürspricht“, sagt Mann. „Ich würde tendenziell zustimmen“, sagt Legates.

Die Fernsehbilder dieses Tribunals sprechen eine einfache Sprache: Ein Forscher hält die Erderwärmung für eine Tatsache. Zwei Forscher ziehen das in Zweifel. Dass der eine den wissenschaftlichen Konsens repräsentiert, während die beiden anderen von der Fachwelt nicht ernst genommen werden, sieht man den Bildern nicht an.

55 zu 43, so endet am 30. Oktober 2003 die Abstimmung im Senat: Der Climate Stewardship Act, das Gesetz zur Klimaverantwortung, ist gescheitert.

Neun Jahre später, im Herbst 2012, sagt Marc Morano: „Wir haben es geschafft, die Klimagesetze innerhalb von drei Jahren zu stoppen.“ Er sagt das stolz wie ein Schüler, der von einer gelungenen

Klassenarbeit erzählt. Morano sitzt im Capital Grill, einem exquisiten Steakhaus in einem Vorort von Washington. In mit Vorhängeschlössern gesicherten Wandschränken lagerten dort früher die teuren Zigarren der Stammkunden. „Damals durfte man in Restaurants noch rauchen“, sagt Morano und verdreht die Augen. Morano mag es nicht, wenn sich die Politik in sein Leben einmischt. Er mag es nicht, wenn er hört, Rauchen schade der Gesundheit, der Regenwald sei in Gefahr, die Überbevölkerung ein Problem. „Alles Ideologie“, sagt er.

Morano liebt seine Familie, die vier Kinder und seine Frau Jennifer. Er mag sein großes viktorianisches Haus mit dem schönen Garten und seinen schwarzen Geländewagen. Er mag es, so zu leben, wie es ihm gefällt.

### „AUS KOHLE GEWONNENE ENERGIE IST EINER DER GRÖSSTEN ERLÖSER DER MENSCHHEIT IN DER GESCHICHTE UNSERES PLANETEN.“\*

Als Morano bei Senator Inhofe als PR-Mann anheuert, baut er als Erstes die Website des Umweltausschusses um: Er versammelt dort alles, was die globale Erwärmung leugnet. Je mehr ein Text gegen die Klimaforschung hetzt, desto prominenter platziert er ihn. Im Internet findet er viele solcher Texte. Es läuft gut für Marc Morano. Doch dann, im Jahr 2006, bringt Al Gore, ehemaliger Präsidentschaftskandidat der Demokraten, den Dokumentarfilm **Eine unbequeme Wahrheit** heraus. Gore zeigt Bilder von schmelzenden Gletschern, wachsenden Wüsten, überschwemmten Städten. Er arbeitet ähnlich wie Morano: Er hat eine Botschaft, und er formuliert sie so, dass sie jeder versteht. Nur dass hinter Gore nicht die Industrie steht, sondern der wissenschaftliche Konsens.

Der Film läuft in Kinos und Schulen. Auf einmal halten 84 Prozent der Amerikaner den Klimawandel für eine Bedrohung. Morano muss sich etwas einfallen lassen. Er erinnert sich an den Grundsatz des Politikberaters Karl Rove, einst Stabschef von George W. Bush: Attackiere nicht die Schwäche des Gegners, sondern seine Stärke! Die Stärke der Wissenschaft ist ihre Glaubwürdigkeit.

Am 20. Dezember 2007 erhalten Zeitungs- und Fernsehredaktionen in ganz Amerika einen von Marc Morano veröffentlichten, 175 Seiten langen, scheinbar hochseriösen Report. Unter dem Briefkopf des Umweltausschusses, versehen mit dem Wappen des amerikanischen Senats, steht die Überschrift: „Mehr als 400 prominente Wissenschaftler bezweifeln die menschengemachte Klimaerwärmung.“

Fast alle Redaktionen fallen auf Moranos Köder herein. Es ist Vorweihnachtszeit, kaum ein Journalist macht sich die Mühe, die 413 Namen und ihre Aussagen zu prüfen. Immer wieder zitieren Zeitungen und Fernsehsender den „Report“, die **New York Times**, der **Boston Herald**, die Nachrichtensender Fox News und CNN.

In Wahrheit arbeiten 44 der genannten angeblichen Wissenschaftler lediglich als Wetteransager, 84 waren früher für die Ölindustrie tätig, 49 sind längst in Rente, 90 haben keinerlei Verbindung zur Klimawissenschaft. Der Rest sind Forscher, die den menschengemachten Klimawandel nie bestritten haben, die sich jedoch, wie unter Wissenschaftlern üblich, kritisch mit einzelnen Fragen beschäftigen, etwa der konkreten Geschwindigkeit, mit der der Meeresspiegel steigt. Moranos wichtigste Zeugen sind der damals 83-jährige Atmosphärenphysiker Fred Singer und der 96-jährige Physiker Frederick Seitz. Bis zu Seitz' Tod im Jahr 2008 sind die beiden Wissenschaftler eng befreundet: Singer hat in den achtziger Jahren am nationalen Raketenprogramm der USA mitgearbeitet, Seitz am Atomwaffenprogramm. Sie waren antikommunistische Krieger im Auftrag Ronald Reagans, jetzt helfen sie Morano, die Freiheit gegen den „Ökofaschismus“ zu verteidigen. Ihre Artikel erscheinen in der **New York Times**, im **Wall Street Journal**, in der **Washington Post**. So wie die Zeitungen einst Manns Hockeyschläger auf den Titelseiten präsentierten, so stürzen sie sich jetzt auf die neueste Neuigkeit: alles halb so schlimm.

Seitz hat zuvor für den Tabakkonzern Reynolds zehn Jahre lang die Gefahren des Rauchens verharmlost und dafür jährlich 65.000 Dollar kassiert. Singer ließ sich unter anderem von den Ölkonzernen ExxonMobil, Shell und Texaco bezahlen. Gemeinsam gründen sie jetzt die Vereine Science and Environment Policy Project und Nongovernmental International Panel on Climate Change (NIPCC). Deren erklärtes Ziel: den Weltklimarat in Verruf zu bringen.

Damit sind Singer und Seitz Teil eines von der Industrie finanzierten Komplexes von Verbänden und Instituten, der rund um Washington gewachsen ist. Eine Art Potemkinsches Dorf der Wissenschaft, bevölkert von bezahlten Experten, die den Interessen ihrer Auftraggeber dienen. Es gibt das Heartland Institute, das American Enterprise Institute, das Marshall Institute, das Frontiers of Freedom Institute, das Independent Institute. Es ist eine endlose Liste vermeintlich seriöser, unabhängiger Einrichtungen, die wiederum Ableger gründen, die sich auf Umweltthemen spezialisieren: zum Beispiel das Committee for a Constructive Tomorrow, für das Morano heute arbeitet. Innerhalb weniger Jahre publizieren diese Organisationen weit über hundert Bücher zum Klimawandel. Ihre Autoren sind zu Gast in großen Fernsehshows, sie halten Vorträge auf eigens ins Leben

gerufenen internationalen Klimakonferenzen. Eine gut geölte, sich selbst befeuernde Maschine des Leugnens. Während Michael Mann und die übrigen Wissenschaftler des Weltklimarates unentgeltlich arbeiten, schreibt das Heartland Institute in einem kürzlich der Presse zugespielten internen Budgetplan für das Jahr 2012 über Fred Singers Verein NIPCC: „Momentan sponsern wir das NIPCC, um den offiziellen Bericht des Weltklimarates der Vereinten Nationen zu untergraben. Wir haben einem Autorenteam 388.000 Dollar gezahlt, um an einer Reihe von Publikationen zu arbeiten.“

Und weiter heißt es in dem Papier des Instituts: „Unser aktuelles Budget schließt die Unterstützung von Personen mit hohem Bekanntheitsgrad ein, die regelmäßig den Aussagen der Alarmisten der Klimaerwärmung widersprechen. Momentan geht diese Unterstützung an Craig Idso (11.600 Dollar pro Monat), Fred Singer (5.000 Dollar pro Monat) und Robert Carter (1.667 Dollar pro Monat).“ Insgesamt rund 420 Millionen Dollar investiert die Öl- und Gasindustrie in die Produktion des Zweifels – allein in den Jahren 1997 bis 2004.

Ende 2007 wird der Weltklimarat für seine Arbeit mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Von überparteilichem Konsens, von gemeinsamen Gesetzesinitiativen zum Schutz des Klimas aber ist in Amerika längst keine Rede mehr. Im Gegenteil: Erneut findet sich Michael Mann in Washington auf der Anklagebank wieder. „Offene Fragen rund um den Hockeyschläger“ heißt die Anhörung, zu der ihn dieses Mal der Energieausschuss einlädt. Mann weiß, es gibt keine offenen Fragen, seine Ergebnisse sind unstrittig. Trotzdem ist er nervös.

Vor dem Rayburn House, dem Sitz des Repräsentantenhauses, stehen die Übertragungswagen aller wichtigen Sender. Mann steigt die Treppe hinauf, Kameramänner laufen neben ihm her, Journalisten mit Mikrofonen und Diktiergeräten. Mann ist gerade zum ersten Mal Vater geworden, sein Vertrag an der Universität ist noch nicht entfristet. Zum ersten Mal in seinem Leben hat er einen Anwalt kontaktiert. Es geht für ihn jetzt nicht mehr nur um Wissenschaft. Es geht um seine Existenz.

Drei Stunden dauert die Anhörung. Ein Statistiker, der bislang nichts mit Klimaforschung zu tun hatte, beschreibt Mann als Drahtzieher einer internationalen Verschwörung, ein früherer Industrieberater behauptet, Mann habe unsauber gearbeitet. Während Michael Mann versucht, die Angriffe abzuwehren, verfolgt Marc Morano das Schauspiel aus dem Zuschauerraum. Er weiß: Wenn er Mann und seinen Hockeyschläger erledigt, dann erledigt er den Weltklimarat. Dann erledigt er jedes Gesetz, das künftig das Verbrennen von Öl, Gas

oder Kohle verteuern könnte. Als sich der Saal in Washington leert, steuert Morano auf Mann zu. Lächelnd streckt er den Arm aus, Mann gibt ihm höflich die Hand. Morano muss heute noch lachen, wenn er daran denkt: „Der wusste nicht einmal, wer vor ihm steht.“

Am Ende bringt die Anhörung keine neuen Fakten. Die American Geophysical Union, die American Meteorological Society und 30 weitere wissenschaftliche Vereinigungen springen Mann in den folgenden Tagen zur Seite. Der Zweifel aber bleibt.

Wenn sich Mann heute in seinem Büro in der Pennsylvania State University an das Verhör in Washington erinnert, muss er tief durchatmen. Längst weiß er, wer Marc Morano ist. „Diese Leute sind Zyniker“, sagt er. „Mir ist klar, dass Morano mich nicht persönlich meint. Er will mich nur einschüchtern. Er will ein ganzes Fach einschüchtern.“ Mann spricht leise, sein Gesicht ist blass. Im Dezember wird er 47, aber er hat noch immer die Scheu eines Mannes, der sich im Labor wohler fühlt als unter Menschen. Michael Mann mag es, in den Wäldern von Pennsylvania zu wandern, er mag die Ruhe des Universitätsstädtchens State College, an dessen Rand er mit seiner Frau, einer Biologin, lebt. Es gefällt ihm, dass der Strom in seinem kleinen Haus durch Windkraft erzeugt wird.

„Haben Sie mal von der Serengeti-Strategie gehört?“, sagt Mann. „Die Raubtiere in der Serengeti erlegen ihre Beute, indem sie ein Tier an den Rand der Herde treiben, und wenn sie es isoliert haben, töten sie es.“

Es ist das Jahr 2009, die Finanzkrise hat auch die Medienunternehmen erreicht. Verlage und Fernsehsender verkleinern ihre Redaktionen, jeder dritte amerikanische Nachrichtenjournalist verliert seinen Arbeitsplatz, wer übrig bleibt, hat kaum noch Zeit, um Fakten zu prüfen. CNN löst seine gesamte Wissenschaftsredaktion auf, der Wetteransager Chad Meyers ist nun der Experte für den Klimawandel. Meyers sagt: „Es ist anmaßend, zu denken, wir Menschen könnten das Wetter so stark beeinflussen.“

Was schlecht ist für Leser und Zuschauer, ist gut für Marc Morano: Viele Redaktionen gehen jetzt dazu über, jede Meinung mit einer Gegenmeinung zu neutralisieren. Jede Aussage eines Klimawissenschaftlers ergänzen sie mit der Aussage eines Klimawandel-Leugners – so sparen sie sich die Antwort auf die Frage, was richtig ist und was falsch. Marc Morano hat in seinem Laptop mehrere Tausend E-Mail-Adressen von Journalisten gespeichert, in 19 verschiedenen Listen, sortiert nach „Zeitungskolumnisten“, „Fernsehmoderatoren“, „Überregionale Wissenschaftsredakteure“ („Die sind nicht so zugänglich für meine Themen“) oder „Lokalzeitungen“ („Die nehmen immer gerne etwas“).

Es ist der 17. November 2009, Michael Mann feiert mit seiner Familie Thanksgiving, als sich um 21.57 Uhr eine Person mit dem Pseudonym „FOIA“ auf dem Blog Air Vent zu Wort meldet. FOIA nennt die Internetadresse eines Servers, von dem man 1.000 private E-Mails der berühmtesten Klimawissenschaftler herunterladen könne, unter ihnen Michael Mann. Was ist geschehen? Unbekannte haben den Server der Klimaforschungsabteilung der britischen University of East Anglia gehackt und private E-Mails und Dokumente heruntergeladen. Das alles steht nun aufbereitet im Netz, pünktlich zur UN-Klimakonferenz, die Anfang Dezember 2009 in Kopenhagen beginnen wird.

Marc Morano fährt damals gerade auf dem Rücksitz eines Mietwagens den Pacific Coast Highway hinauf, als sein Handy klingelt. Er ist in Kalifornien, um dort Stimmung zu machen gegen ein neues Umweltgesetz. Ein Bekannter erzählt ihm von den gehackten E-Mails. Irres Zeug sei dabei. Michael Mann zum Beispiel schreibe in einer E-Mail, dass er einen „trick“ benutze, um das Sinken der Temperatur zu verdecken. Einen Trick! Heißt das nicht so viel wie: Der ganze Klimawandel ist eine gigantische Fälschung? Schnell hat der vermeintliche Skandal einen Namen: Climategate.

### „TATSÄCHLICH IST DIE POPULATION DER EISBÄREN FÜNFMAL SO GROSS WIE VOR 40 ODER 50 JAHREN.“\*

Marc Morano richtet im Internet einen sogenannten Feeder ein, ein Programm, das ihm sämtliche Nachrichten über die Forschermails meldet. Er sammelt Überschriften und bündelt sie auf seiner Website [climatedepot.com](http://climatedepot.com), die mit 1.700 anderen Seiten verbunden ist. Er tippt: „Der größte Skandal der modernen Wissenschaft!“ Andere Blogger verknüpfen seine Texte mit anderen Seiten, und deren Betreiber wieder mit anderen. Fieberhaft arbeitet Morano die Nacht hindurch, bis „Climategate“ wie ein dichtes Netz das Google-Universum durchzieht. In nur zwei Wochen verbreitet sich die Geschichte von den vermeintlich betrügerischen Klimaforschern auf mehr als 25 Millionen Internetseiten weltweit.

Kaum ein Journalist hat die Originaltexte der E-Mails gelesen, aber fast alle Medien übernehmen dankbar Moranos Interpretation: „Der letzte Nagel im Sarg der globalen Erwärmung“. Fox News beschwört tagelang „das Waterloo der globalen Erwärmung“, die britische Tageszeitung Daily Telegraph warnt: „Wenn Sie Aktien in Firmen für erneuerbare Energie besitzen, dann verkaufen Sie sie JETZT.“ Sogar das renommierte Magazin **The Atlantic** schreibt angewidert: „Der Gestank von intellektueller Korruption ist übermächtig.“

Die Weltklimakonferenz in Kopenhagen endet ergebnislos. Das lang erwartete, vom neuen US-Präsidenten Barack Obama vorbereitete Klimaschutzgesetz scheitert im amerikanischen Senat. Wenige Wochen später, im Frühjahr 2010, sprechen parlamentarische Untersuchungsausschüsse in Amerika und Großbritannien die Forscher von allen Vorwürfen frei: Die belastenden Zitate wurden aus ihrem Kontext gerissen, Michael Mann hat mit dem Wort „trick“ lediglich die zulässige Lösung eines statistischen Problems beschrieben, in den Datensätzen finden sich keine Hinweise auf Manipulation. Auch diese Meldung erscheint in den Zeitungen, aber irgendwo auf den hinteren Seiten. Nicht einmal jeder zweite Amerikaner glaubt jetzt noch an den Klimawandel.

### „WIR SOLLTEN DIE KLIMAWISSENSCHAFTLER TRETEN, SOLANGE SIE AM BODEN LIEGEN. SIE HABEN ES VERDIENT, ÖFFENTLICH AUSGEPEITSCHT ZU WERDEN.“\*

„Morano hat ganze Arbeit geleistet“, sagt Michael Mann im Herbst 2012 in seinem Büro. Morano hat die Erzählung der Leugner verändert. Die Klimaforscher sind nicht mehr bloß im Unrecht – sie sind jetzt Kriminelle, die bewusst betrügen. Große Teile der Öffentlichkeit glauben ihm.

Im August 2010 öffnet Mann in seinem Büro einen Brief. Weißes Pulver rieselt ihm entgegen. Die Polizei evakuiert das Gebäude: Verdacht auf einen chemischen Anschlag, das FBI ermittelt. Das Pulver stellt sich als Mehl heraus, aber Mann dämmert, dass sein Leben nie wieder so wie früher sein wird.

Die Commonwealth Foundation, eine Stiftung aus Philadelphia, die sich für „den freien Markt“ einsetzt, fordert die Pennsylvania State University auf, Michael Mann zu feuern. Beinahe täglich organisiert sie Demonstrationen auf dem Campus. Eine von der Kohleindustrie finanzierte Gruppierung ruft auf Facebook dazu auf, Manns Vorlesungen zu boykottieren, auf YouTube kursieren Videos, die ihn mit einer singenden Karikatur lächerlich machen – produziert von einer PR-Firma der Republikaner in Washington. Wenn Mann Vorträge hält, sitzen auf einmal Leute im Publikum, die Schlingen zum Aufknüpfen in die Luft halten. Mann lässt sich eine neue Telefonnummer geben. Später wird er sagen: „Die meisten Drohbriefe habe ich meiner Frau verschwiegen.“

Gemeinsam mit anderen Klimaforschern betreibt Mann jetzt eine eigene Website, [realclimate.org](http://realclimate.org). Sie kontern jeden Vorwurf und sind doch hoffnungslos unterlegen: Die Wissenschaftler müssen

jede Aussage beweisen, ihre Gegner behaupten, was sie wollen. Die Wissenschaftler sind zu akademischer Langsamkeit gezwungen, ihre Gegner brauchen nur einen Internetanschluss. So treibt ein kleiner Trupp von Radikalen die internationale Wissenschaft in die Defensive, ein von Zeitungen und Fernsehen aufgepumpter Scheinriese, dessen Helfer sich inzwischen auch in der staatlichen Justiz finden.

Ken Cuccinelli, der Generalstaatsanwalt von Virginia, leitet im Jahr 2010 ein Gerichtsverfahren ein, um zu klären, ob Michael Mann der akademische Titel entzogen werden könne. Cuccinelli, ein Republikaner, fordert die Universität von Virginia, Manns ehemaligen Arbeitgeber, auf, sämtliche E-Mails, Dokumente und Daten von Mann herauszugeben. Erst im März 2012 stellt sich das Gericht auf Manns Seite.

Drei Monate später, am 4. Juni 2012, steht Michael Mann in einem blauen Fernsehstudio des Senders MSNBC, die Show heißt **Now with Alex Wagner**. Mann lehnt konzentriert an einem Stehpult, er sagt: „Seit Jahren versuchen industriefinanzierte Kampfgruppen, mich zu diskreditieren, mit einem einzigen Ziel: politisches Handeln zu verhindern.“ Seit Anfang dieses Jahres tourt er durch Fernsehsendungen und Universitäten, gibt Radio- und Zeitungsinterviews. Mann hat aus seiner Geschichte ein Buch gemacht, **Der Hockeyschläger und die Klimakriege**. Es sind kleine Radiosendungen, kleine Zeitungen, die sich für ihn interessieren. Er produziert keine großen Schlagzeilen, aber er formuliert präzise und klar.

Michael Mann hat die öffentliche Bühne betreten, um Marc Morano auf seinem eigenen Gebiet zu schlagen: der Kommunikation. Mann ist immer noch schüchtern, vor der Kamera drückt er den Rücken steif durch, aber er will sich jetzt endlich wehren. Vor Kurzem hat er wieder eine anonyme E-Mail erhalten: „Sie und Ihre Kollegen sollten erschossen, gevierteilt und an die Schweine verfüttert werden, gemeinsam mit Ihren verdammten Familien“, stand darin. Wenn Mann öffentlich auftritt, wird er inzwischen von Polizisten bewacht. Mehrere seiner Kollegen haben ihre Büros in Sicherheitstrakte verlegt, deren Türen sich nur mit Geheimnummern öffnen lassen. Warum tut er sich das alles an? Mann erzählt von seiner siebenjährigen Tochter. „Für sie“, sagt er, „ist dieser Kampf notwendig. Und für ihre Kinder.“

Auch Manns Gegner denken an die Kinder. Das Heartland Institute hat einem Berater des Energieministeriums 100.000 Dollar bezahlt, damit er einen alternativen Lehrplan zusammenstellt, der Schulkindern erklärt, dass der Klimawandel nicht bewiesen sei. Marc Morano widmet sich inzwischen ganz dem Kampf gegen die erneuerbaren Energien. Er sagt: „Das Thema Erderwärmung ist in

## „DAS ERINNERT AN HEXENGLAUBEN IM MITTELALTER, ALS WIR HEXEN FÜR DAS WETTER VERANTWORTLICH MACHTEN.“\*

Washington durch.“ Doha ist die erste Klimakonferenz, zu der er gar nicht erst hinfährt. Er hält den Krieg für gewonnen.

Nur in Europa sind die Klimaleugner noch in der Defensive. Fred Singer, der inzwischen 88-jährige Verkäufer des Zweifels, fliegt jetzt oft über den Atlantik, vor allem nach Deutschland. Hier glauben die meisten Leute noch an die Ergebnisse der Wissenschaft. Singer will das ändern.

Im September 2010 war er auf Einladung der FDP im Deutschen Bundestag zu Gast. Die umweltpolitische Sprecherin der CDU-Fraktion, Marie-Luise Dött, zeigte sich beeindruckt: „Ich fand Ihre Ausführungen, Professor Singer, sehr, sehr einleuchtend und sehr schön amerikanisch vorgetragen“, sagte sie laut Zeitungsberichten. Die Frage sei nun, wie man die Politik auf einen anderen Kurs bekomme, die Skeptiker bräuchten „gesellschaftliche Mehrheiten“. Dött sei falsch zitiert worden, heißt es später aus der CDU. Für Singer hätte es dennoch kaum besser laufen können.

In diesen Tagen, im November 2012, reist er wieder nach Deutschland, wo das Europäische Institut für Klima und Energie (EIKE) eine Konferenz in München abhält, wie immer mit Unterstützung des Committee for a Constructive Tomorrow, des Arbeitgebers von Marc Morano. „Wir werden im Bayerischen Hof tagen, mit einer internationalen Besetzung vom Feinsten“, sagt Horst Lüdecke. Neben Singer werde jemand vom Heartland Institute reden. Eine kanadische Bloggerin werde ihr neues, kritisches Buch über den Weltklimarat vorstellen.

Horst Lüdecke ist der Pressesprecher von EIKE, ein 70-jähriger emeritierter Physikprofessor, der sich seit seiner Pensionierung mit dem Klima beschäftigt. „Ich habe mich selbst in die Materie eingearbeitet“, sagt er stolz. Im Fachbeirat von EIKE sitzen ein Journalist und ein Forstwissenschaftler, der Präsident ist ein Historiker, der zweite Vorsitzende ein Elektroingenieur, der bei Vorträgen gerne das Horrorszenario einer Ökodiktatur beschreibt: keine Heizung, keine Autos, keine Fabriken. „Wir sind fast alle Rentner“, sagt Lüdecke.

Das „Institut“ hat keine Büroräume, nur ein Postfach in Jena, trotzdem ist die EIKE-Website die wichtigste deutsche Plattform der Klimaleugner: Ein blauer Himmel mit Schäfchenwolken spannt

sich über eine saftige Wiese. Das blau-gelbe Logo mit dem Sternkranz erinnert an das EU-Signet, alles wirkt freundlich, seriös, wissenschaftlich. Man findet Links zu amerikanischen Websites wie der von Marc Morano oder zu klimaskeptiker.info, dem „Forum gegen die Irrlehren von Treibhauseffekt und Klimaschutz“.

Seit Kurzem ist das 2007 gegründete EIKE als gemeinnütziger Verein eingetragen. Das Institut darf jetzt offiziell zu Spenden aufrufen. Wer spendet für EIKE? „Das ist geheim“, sagt Lüdecke. Wie viele Mitglieder hat der Förderverein? „Alles kann gegen uns verwendet werden“, sagt er mit gesenkter Stimme, man habe jedoch beste Kontakte zu Abgeordneten aller Parteien. Zu wem genau? Lüdecke schüttelt verschwörerisch den Kopf. „Zu brisant!“

Man könnte die deutsche Leugnerszene als harmlos belächeln, hätte nicht vor Kurzem ein politisches Schwergewicht die Bühne betreten. Fritz Vahrenholt ist SPD-Mitglied. Er war mal Umweltsektor in Hamburg, Ende der neunziger Jahre wechselte er als Manager zum Ölkonzern Shell, später zum Energiekonzern RWE, heute sitzt er im Aufsichtsrat des Tochterunternehmens RWE Innogy.

Noch im Jahr 2006 befand RWE in einem Rechtsstreit mit Greenpeace, der Klimawandel sei nur „eine subjektive Wahrnehmung einer angenommenen Gefahr, die weder konkret noch gegenwärtig“ sei. Ein Jahr zuvor hatte ein amerikanischer PR-Berater für RWE ein Strategiepapier zur Bekämpfung der Energiewende verfasst. Er empfahl, eine „Koalition mit anderen interessierten Konzernen“ zu schmieden und von Amerikanern wie Marc Morano zu lernen.

Anfang Februar dieses Jahres veröffentlichte Vahrenholt im renommierten Verlag Hoffmann und Campe das Buch **Die kalte Sonne**. Vahrenholt behauptet nicht, die Klimaforscher seien Betrüger, aber er suggeriert, sie seien dümmer als er. In Wahrheit erwärme sich die Erde wesentlich langsamer als bisher angenommen. Er, Vahrenholt, habe das herausgefunden. Als das Buch erscheint, startet die **Bild**-Zeitung eine große Serie über „Die CO<sub>2</sub>-Lüge“. Vahrenholt wird ausführlich im **Spiegel** interviewt, der **Zeit** ist er eine Titelgeschichte wert, er sitzt in den Talkshows **Maybrit Illner** im ZDF und **Unter den Linden** auf Phoenix. Der Hessische Rundfunk lädt ihn zum Gespräch, der Norddeutsche Rundfunk, der Südwestrundfunk. Fritz Vahrenholt ist der prominente, vermeintlich seriöse Experte, auf den die deutschen Klimaskeptiker gewartet haben. Als Vahrenholt am 20. September dieses Jahres vor den goldstrahlenden Altar der Dresdner Frauenkirche tritt, breitet er die Arme aus und lächelt gütig. „Ich habe eine gute Botschaft für Sie“, sagt er. „Seit 14 Jahren gibt es keine Temperaturerhöhung mehr, jetzt kühlt sich zudem die Sonne ab,

das heißt, die Tempera-tur wird weiter fallen.“ Dann ruft er ins Publikum: „Der berühmte hockey stick – alles falsche Messungen!“

Vor ihm sitzen Pensionäre in teuren Wanderjacken und nicken zustimmend. „Das Ende der Gewissheit“ heißt die Veranstaltungsreihe der sächsischen Staatskanzlei. Vahrenholt befindet sich in guter Gesellschaft: Innerhalb der Vortragsreihe sprechen der ehemalige Ministerpräsident Kurt Biedenkopf, Verteidigungsminister Thomas de Maizière, der Sicherheitsexperte Winfried Nachtwei von den Grünen, die österreichische Schriftstellerin Kathrin Röggla. Vahrenholt wird an diesem Abend als Wissenschaftler vorgestellt, als Experte für Klimafragen, als Umweltpolitiker, als Manager, als Buchautor. Mit keinem Wort wird erwähnt, dass er eine Außenseitermeinung vertritt. Dass Fachjournalisten sein Buch als das populistische Werk eines Laien verrissen haben. Ein paar Studenten stellen kritische Fragen, aber Vahrenholt hat für jedes Argument eine Studie, für jede These eine passende Zahl parat. Welche Studien, welche Zahlen seriös sind, geht unter. Am Ende sieht es aus, als säßen dort unten ein paar Spinner, als stünde dort oben vor dem Altar ein klar denkender Mann, der alles verstanden hat.

Als Fritz Vahrenholt in Dresden spricht, liegt der Tag, an dem Michael Mann und seine beiden Kollegen das „Hockeyschläger-Diagramm“ veröffentlichten, 14 Jahre zurück. In diesem Zeitraum ist der jährliche Ausstoß von Kohlendioxid auf der Welt um mehr als 40 Prozent gestiegen. ■

Zu finden unter: »<http://www.zeit.de/2012/48/Klimawandel-Marc-Morano-Lobby-Klimaskeptiker>

\* Alle Zitate stammen von Marc Morano oder seiner Website »[climatedepot.com](http://climatedepot.com)

## ► KLIMAWANDEL

## „DRINGLICHEN FRAGEN JENSEITS DES AKTUELLEN MEDIENSTROMS NACHGEHEN“

In der Klimadebatte werden die Stimmen der Klimaleugner immer lauter, während seriöse Klimawissenschaftler zunehmend diffamiert und attackiert werden. – Was ist da los? Anita Blasberg und Kerstin Kohlenberg entlarven eine Desinformationskampagne.

## Recherchebericht von ANITA BLASBERG und KERSTIN KOHLENBERG

Bei vorherigen Recherchen zum Thema Klimawandel – erstmals im Jahr 2007 – war uns aufgefallen, dass die sogenannten Klimaleugner oder Klimaskeptiker in der öffentlichen Debatte erstaunlich großen Raum einnehmen, also jene Personen, die entweder die Erderwärmung als solche anzweifeln oder aber die Tatsache, dass diese durch den steigenden Kohlendioxid-Ausstoß vorangetrieben wird. Gleichzeitig fiel uns auf, dass ihre Präsenz in den Medien in keinem Verhältnis zu ihrer wissenschaftlichen Expertise stand: Es waren Biologie-Lehrer, Ingenieure und Sozialwissenschaftler, die die „Klima-Hysterie“ anprangerten und mit eigenen Forschungsergebnissen aufwarteten, die angeblich die Studien der renommiertesten Klima-Wissenschaftler weltweit entkräfteten.

Doch während im Jahr 2007 noch eine breite Bevölkerungsmehrheit von einer globalen Erwärmung überzeugt war, bröckelte dieser Glaube immer stärker – in dem gleichen Zeitraum, in dem sich der internationale wissenschaftliche Konsens über den Klimawandel verfestigte. In den Medien kamen nun immer seltener echte Klimaforscher zu Wort, stattdessen selbst ernannte Experten wie der RWE-Manager Fritz Vahrenholt. Unsere Frage war: Wie konnte das passieren?

Nach einer Archiv-Vorrecherche und dem Lesen diverser Bücher, die zu dem Thema bereits in den USA publiziert worden waren, machten wir Termine: Wir trafen zunächst in Potsdam den weltweit anerkannten Klimaforscher Stefan Rahmstorf, um uns ein erstes Bild zu machen: einerseits vom aktuellen wissenschaftlichen Stand, andererseits von der „Gefechtslage“, mit der er und seine Kollegen konfrontiert waren. Uns interessierte vor allem: Wie konnte die professionelle Klimaforschung derart in die Defensive geraten?

Schnell war klar, dass wir unsere Recherche auf die USA ausweiten würden, da die Auseinandersetzung dort bereits wesentlich brutaler und weiter fortgeschritten war. Wir flogen nach Pennsylvania und trafen an der dortigen Universität den Klimatologen Mike Mann, der mit seinen Forschungen ins Zentrum

eines regelrechten PR-Krieges geraten war, der darin gipfelte, dass Mann seine Vorlesungen nur noch unter Polizeischutz halten konnte. Mann hatte zuvor ein Buch veröffentlicht, um sich gegen Diffamierungen zu wehren. Nach den Gesprächen wussten wir, dass Mann in unserem Artikel eine tragende Rolle spielen würde – an seiner Geschichte konnte man exemplarisch und umfassend zeigen, wie die Klimawissenschaft als solche attackiert wurde.

Gleichzeitig trafen wir in Washington Marc Morano, einen PR-Manager und Spin Doctor, der für eben jene Schlammschlacht gegen einzelne Forscher verantwortlich zeichnet. Andere Vertreter aus dem Lager der „Klimaleugner“ lehnten Gespräche mit uns ab oder leugneten jegliche Beteiligung an diesem Kampf um die öffentliche Meinung. – Morano aber gewährte uns einen offenen und hochinteressanten Einblick in seine Arbeit. Er nahm uns sogar mit zu einem seiner Auftritte bei einer Fernsehshow.

In den USA wurden uns Dokumente zugespielt, die Finanzströme belegen – zwischen Industrie oder industrienahen Organisationen und Forschern, die sich haben bezahlen lassen. Nach Gesprächen mit weiteren Wissenschaftlern – aber auch der Durchsicht etlicher Internetseiten, die versuchen Transparenz herzustellen – kamen wir zu dem Schluss, dass wir eine groß angelegte Lobby-Offensive nachzeichnen würden: jenen (größtenteils von der Industrie finanzierten) Feldzug, der es sich zum Ziel gesetzt hat, die internationale Wissenschaft unglaubwürdig zu machen.

Zurück in Deutschland trafen wir die Hobby-Wissenschaftler des Vereins EIKE, der die „Wahrheit über den Klimawandel“ verbreiten will. Die Arbeit von EIKE, eine Art Grassroot-Organisation, hauptsächlich betrieben von Rentnern, beschreiben wir in unserem Artikel nicht, weil sie so einflussreich ist, sondern weil sie sehr beispielhaft zeigt, wie Meinungsmache in Zeiten des Internet funktionieren kann.

Des Weiteren sprachen wir den erfolgreichen Buchautor und ehemaligen RWE-Manager Fritz Vahrenholt. Vahrenholt, der ebenfalls einmal Umweltpolitiker war, ist der erste Klimaleugner auf deut-

scher Bühne, der im glaubwürdigen Gewand des Wissenschaftlers reüssiert – und es mit seinen Thesen auf etliche Titelseiten schaffte, unter anderem auf die der „Zeit“. Vahrenholt, der immer wieder auf seine Unabhängigkeit hinweist, empfing uns in seinem Büro beim Stromkonzern RWE.

Je tiefer wir in unsere Recherchen eindringen, umso erstaunter waren wir von der Radikalisierung der Debatte. Wir selbst bekamen nach dem Erscheinen unseres Artikels die geballte Wucht der Anti-Klimawandel-Lobby zu spüren: Auf Webseiten in Deutschland und in den USA wurden wir persönlich angegriffen, angefügt wurde nicht nur unser Lebenslauf, sondern auch unsere E-Mail-Adressen. Wir bekamen mehr als hundert Mails, die in Ton und Inhalt jenseits allem lagen, was wir bisher an Reaktionen auf Artikel erhalten haben.

Insgesamt brauchten wir etwa acht Wochen, bis wir den Stoff aufschreiben konnten. Wir flogen zweimal in die USA, hinzu kamen einige Zugreisen innerhalb Deutschlands. Der schwierigste Teil der Recherche war es, das Misstrauen der Klimaskeptiker aufzubrechen und diese zu überzeugen, mit uns zu sprechen. Weiterhin war es ein Kernstück der Arbeit, belastbare Fakten zusammenzutragen, welche die Verstrickung der Industrie in die Meinungsmache belegen.

Als Tipp für Nachwuchsjournalisten haben wir eigentlich nur einen, in dieser Reihenfolge: Seinen eigenen Fragen vertrauen, diese Fragen hartnäckig verfolgen, sich Zweifel leisten, aber sich nicht durch Nebelkerzen, Einschüchterungsversuche und andere Hindernisse abschrecken lassen.

## JOURNALISMUS IST DANN NACHHALTIG, ...

... WENN ER DRINGLICHEN FRAGEN JENSEITS DES AKTUELLEN NACHRICHTENSTROMS NACHGEHT. GRUNDSÄTZLICHE FRAGEN, DIE DAS ZUSAMMENLEBEN DER MENSCHEN BERÜHREN UND DEREN BEANTWORTUNG WOMÖGLICH EXEMPLARISCHEN CHARAKTER HAT.

Anita Blasberg und Kerstin Kohlenberg



**ANITA BLASBERG** studierte Sozialwissenschaften, Politikwissenschaften, Psychologie und Germanistik. Anschließend besuchte sie die Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg. Seit 2009 ist Blasberg Redakteurin im „Zeit“-Dossier. Sie wurde mit dem Medienpreis des deutschen Bundestages, dem Deutschen Sozialpreis, dem Deutschen Reporterpreis und dem Otto-Brenner-Preis für kritischen Journalismus ausgezeichnet.



**KERSTIN KOHLENBERG** begann nach einem Au-pair-Jahr in Paris Soziologie in Marburg, Berlin und New York zu studieren. Sie arbeitete für das ZDF, war Volontärin beim „Tagesspiegel“ und wurde dann Redakteurin in seiner Sonntagsbeilage. 2004 wechselte sie ins Dossier der „Zeit“. 2007/8 hat sie für die „Zeit“ aus New York berichtet, danach war sie stellvertretende Ressortleiterin im Ressort Dossier. 2011 wurde sie stellvertretende Ressortleiterin im neuen Investigativ Ressort der „Zeit“ in Berlin. Seit September 2014 ist sie Amerika-Korrespondentin der „Zeit“. Kerstin Kohlenberg hat unter anderem den Herbert-Riehl-Heyse-Preis, den Theodor-Wolff-Preis und den Reporterpreis erhalten und war zusammen mit Wolfgang Uchatius für den Henri-Nannen-Preis 2008, 2009 und 2011 nominiert. 2005 erschien von ihr das Buch „Leben ist verdammt schwer“, das sie zusammen mit Stephan Lebert geschrieben hat.

## GELD SUCHT LAND

**Auch in Ostdeutschland wird fruchtbarer Boden mehr und mehr zum Spekulationsobjekt. Eine Geschichte über verhängnisvolle Verkettungen.**

Von JAN RÜBEL

Erschienen in „Zeitzeichen“, 1/2014

So sieht nun die Zukunft Brandenburgs aus – zumindest im Sommer, unweit der polnischen Grenze: Alles flieht gen Himmel, Blätter und Stiele und Früchte. Kein Laut in dieser grünen gotischen Kathedrale auf grauem kaltem Grund. So weit das Auge reicht in diesem kahlen Dickicht, steht der Mais aufrecht in Dutzenden von Reihen, zwei Männer hoch. Die Süßgräser lohnen sich. Seit Deutschland sich der Energiewende verschrieben hat, wandern sie zunehmend in Biogasanlagen; speichert der Mais doch so gut die Sonnenenergie. Getreide, Kartoffeln oder Rüben weichen ihm, der Tank schlägt den Teller, die Margen der in Strom umgewandelten Gase jene der Nahrungsproduktion.

Brandenburg vermaist. Auch Grünland verschwindet dafür. Manche nennen dies die Renaissance der ländlichen Räume in Deutschland. Nur findet sie ohne die Menschen statt. Zwanzig Kilometer östlich steht Udo Kutzke auf dem Acker und mustert das Stroh seines gemähten Hartweizens. Der Wind war gut hinein gefahren, der letzte Regenguss vergessen. „Kannst gleich die Ballen machen“, spricht er ins Handy. Es ist Mitte August, Erntezeit im Oderbruch. Udo Kutzke, der mit seinem Vollbart und der einst blonden Mähne auch als Matrose auf hoher See durchginge, dirigiert einen 1200 Hektar großen Hof mit zwölf Angestellten. „Unseren Mais verfüttern wir“, sagt er. Vieh ist dabei, und Raps und der gute Hartweizen für Nudeln. Udo Kutzke ist ein gefragter Mann. Deshalb auch dieser Anruf vor sechs Jahren.

Ein Mann aus Süddeutschland meldete sich, ein Industriemanager. „Der wollte sein Privatkapital bei mir parken, 3,4 Prozent Rendite gab er vor.“ Das Gespräch dauerte fünfzehn Minuten, Udo Kutzke lehnte ab. Hin und wieder wird ihm eine Telefonnummer zusteckt, dazu die Frage: „Brauchst Du Geld?“ Denn der Markt mit fruchtbarer Erde boomt.

Noch leben manche Bauern vom privaten Verkauf selbst produzierten Gemüses oder Geflügels. Zwischen 2005 und 2011 erhöhten sich die Bodenpreise je Hektar von 8692 Euro auf 13.493 Euro. Da ist das gute Geschäft mit der Biomasse, kräftig

subventioniert von den Technikern der Energiewende. Und da war die Finanzkrise, die Inflation, die Idee: Kapital in Land als sichere Anlage, die sich im Schatten steigenden Energie- und Nahrungsbedarfs strategisch positioniert. Doch der Hype erfasst kaum die klassischen Familienbetriebe; in Deutschland hat sich die Zahl der Höfe seit 1991 halbiert. Konzerne rücken nach.

Udo Kutzke steigt in seinen blauen Nissan X-Trail, einige Felder sind heute noch abzufahren. „Die Konsortien kaufen auf, was sie kriegen können.“ Sobald ein Betrieb schwächelt, stehe ein Agent auf dem Hof. Die Investitionen werden von Brüssel subventioniert, rund 300 Euro fließen jährlich für jeden Hektar. So gelangen Millionen an Steuergeldern in die Kassen der neuen Agrarkapitalisten: KTG Agrar AG beackert in Ostdeutschland 31.000 Hektar, der Immobilienmillionär Jürgen Lindhorst verfügt über 25.000 Hektar, weiterer westdeutscher Geldadel wie die Familien hinter Fielmann, Remondis oder Dornier eilt hinterher. Zudem sammeln Fonds Geld zum Einstieg in das neue Investment. Zwar darf nur Land erwerben, wer eingetragener Landwirt ist. Aber: „Hier in der Region ist schon fast jeder Landwirt gefragt worden, ob er als Strohhalm Land aufkauft“, sagt Udo Kutzke. „Und mancher willigt ein.“

Ein Gespenst geht um in Ostdeutschland, es ist das „Landgrabbing“. Bisher spukte es nur in Afrika und anderen armen Regionen, wo Boden zum globalen Spekulationsobjekt verkommt mit meist schlimmen Folgen für die lokalen Bauern. Brandenburg unterscheidet sich von Botswana indes dadurch, dass sich der große Landtransfer im Rahmen des Rechtsstaats vollzieht. In Brandenburg gehören nach Schätzungen des Bauernbunds schon 15 Prozent des Agrarlands großen Investoren.

Landwirtschaft geschieht zunehmend vom Tieflader aus: Wenn Wanderarbeiter die Mährescher ausladen, die Felder abernten, ihre Maschinen wieder aufladen und mit den Trucks weiter durchs Land ziehen. Weder die Wertschöpfung noch der Gewinn bleiben mehr im Ort, das ganze Kulturleben stirbt, maisgrüne Ödnis bricht sich Bahn wie in den Weiten der USA. In einem Dorf habe ein Hahn

zu krähen, sagt Udo Kutzke, eine Schule zu stehen, und eine Kneipe. All das hat er nicht mehr in seinem Dorf Küstrin-Kietz an der Grenze zu Polen. Die industrielle Landwirtschaft macht sich breit, auch mit bisher nicht absehbaren Folgen für die Umwelt: „Welche Beziehung zum Boden hat ein Aktionär? Weiß er, wie er riecht?“, fragt Kutzke. Das Haar steht jetzt etwas wirr ab. „Ein Landwirt denkt immer in Generationen, versucht nicht, das Maximale aus dem Boden herauszuholen.“ Das könnte den nämlich auslaugen. Und ob die neuen Agrarspekulanten die Fruchtfolgen, den Anbau unterschiedlicher Pflanzen, einhalten, müsse sich erst zeigen. „Monokulturen stressen den Boden, züchten Krankheiten heran.“ Wechselnder Fruchtanbau dagegen hält die Erde intakt.

Doch für die ortsansässigen Bauern wird es eng. In Udo Kutzkes Nachbarschaft haben sich unlängst zwei Bauern erfolglos um Land bemüht, sie verloren die Ausschreibung gegen Investoren. Die haben zwar oft keine Erfahrung in der Landwirtschaft, aber tiefe Taschen. Beim Bieten sind die Kräfte ungleich verteilt. Wenn die Preise anziehen, haben die Bauern meist das Nachsehen. In Brandenburg bewirtschaften sie zu 75 Prozent gepachtete Stellen. Müssen sie mehr dafür zahlen, steigt der Druck auf die Ernte. Und Jungbauern kommen kaum zum Zug.

Ein Anruf bei Johannes Erz, der 29-Jährige hat Landwirtschaft studiert und träumt vom eigenen Hof, gerade ist er auf der Autobahn irgendwo zwischen seiner alten Heimat bei Stuttgart und seiner neuen im brandenburgischen Friedensdorf. „Zehn Hektar würden uns reichen“, sagt er, „wir würden uns auf Nischen wie Grünspargel, Beeren oder Obst konzentrieren.“ Dem Land täte diese Vielfalt gut, in Berlin würde man ihnen die Bioprodukte aus den Händen reißen. Doch Land wird meist in größeren Zellen verkauft, da haben es Einsteiger schwer. „Und bei den Preisen muss man sich schon fragen, ob sich traditionelle Landwirtschaft noch lohnt.“ Johannes Erz und seine Freundin Hanna Stiehler, ebenfalls studierte Landwirtin, gingen bislang jedenfalls leer aus. Nur zwei Kilometer von ihrem Ein-Hektar-Hof wurden vor einem Jahr 250 Hektar versteigert. „Man redet, dass die unter anderem an Investoren gegangen sind. Man weiß nie, wer dahintersteckt.“

Das liegt auch an Wolfgang Schäuble. Es gäbe ja das Land. Rund 250.000 Hektar ostdeutsches Agrarland stehen bei der bundeseigenen Bodenverwertungs- und Verwaltungsgesellschaft (BVVG) zum Verkauf oder zur Pacht bereit, alles ehemals volkseigene Güter der DDR, die nach dem Fall der Mauer der Staat schlicht übernahm. Der Bundesfinanzminister pocht darauf, dass die BVVG nach Marktpreisen veräußert, der globale Trend der Bodenspekulation bringt so mehr Einnahmen. Es ist eine tragische

Geschichte, bei der viele Gutes wollen, eine Energiewende zum Beispiel, oder einen ausgeglichenen Etat, aber dies auf Kosten von Wiesen, des Landlebens und kleinbäuerlicher Eigeninitiative.

Es kommt noch verrückter. Dieser schleichende, aber gewaltige Eingriff in die Kulturlandschaft schmiedet ungewöhnliche Allianzen. „Grüne und CDU unterstützen uns“, sagt Johannes Erz, er hat eine Initiative gegründet – „Bauer sucht Land“. Auf der anderen Seite stehen SPD und Linkspartei, während die FDP, wie immer, bei Agrarfragen keine Rolle spielt. Tatsächlich setzen sich CDU-Politiker wie der Bundestagsabgeordnete Hans-Georg von der Marwitz für eine Stärkung der Bauern am Ort ein. „Wir können es niemandem verbieten, in landwirtschaftliche Betriebe zu investieren oder mit ihnen zu spekulieren, um immer größere Einheiten zu schaffen“, sagt er. „Aber müssen wir diese Konzentrationsentwicklungen auch noch mit Subventionen unterstützen?“ Konservative und linke Umweltschützer setzen sich für eine „Degression“ ein, für eine Senkung der EU-Agrarsubventionen ab einer gewissen Größe – und dass Investoren diese Gelder nicht bei mehreren Betrieben gleichzeitig kassieren können. Solch eine Kappungsgrenze verfolgte auch EU-Agrarkommissar Dacian Cioloș. Doch gestoppt wurde er mitunter aus Deutschland.

Die frühere Bundeslandwirtschaftsministerin Ilse Aigner stemmte sich im Brüsseler Ministerrat erfolgreich gegen die Degression. Man sägt doch nicht am Ast, auf dem man sitzt. Im brandenburgischen Ministerium für Landwirtschaft und Infrastruktur zuckt man beim Thema in den alten Reflexen. „Herr von der Marwitz ist Erbe der ostelbischen Junker“, sagt Sprecher Jens-Uwe Schade. Und schiebt nach einer längeren Pause nach: „Und sollte deshalb wissen, dass die großen Strukturen mit den natürlichen Gegebenheiten der ‚märkischen Streusandbüchse‘ zu tun haben.“ Die rot-rote Landeskoalition hat bei ihrer Politik vor allem die riesigen Einheiten der ehemaligen LPG-Betriebe aus DDR-Zeiten im Blick. „Wir sind gegen eine Degression, denn diese würde besonders größere Betriebe wie Agrargenossenschaften, die letztlich Mehrfamilienbetriebe sind, treffen.“ Dass damit auch die Investoren profitieren, nimmt man in Kauf. Verkehrte Welt in Brandenburg: Hier eine turbokapitalistische SPD und Linke, dort die konservativen Bremser von CDU und Grünen.

Auf den Äckern dominiert der Mais für die Biogasanlage. Auf Udo Kutzkes Hof schleppt ein Fendt einen Anhänger voller Dung für die Biogasanlage heran, zwei Mal 400 Kilowatt schafft sie. „Im Prinzip ist das ja eine gute Sache“, sagt er und schaut aus seinem Büro heraus. „Nur sollten die Anlagen nicht überdimensioniert sein, sondern zu den Hofgrößen passen.“ Müde schaut er aus, die Ernte schlaucht.

In seiner Familie waren sie alle Bauern gewesen, während der DDR in der LPG, dort hatte er sich zum Leiter hochgearbeitet, trotz fehlenden Parteiausweises. Nach der Wende machte er mit der LPG als Gesellschafter einfach weiter, hielt den Laden zusammen. „Die Entwicklung seitdem ist schon verrückt. Wir stehen gut da, aber um uns herum wird es einsam.“ Die Schreibtischwand schmückt ein Holzregal aus vergangenen Jahrzehnten, die Tapete gilbt vor sich hin. Die Zeit scheint still zu stehen.

Sein Sohn will den Hof nicht übernehmen, keine Leidenschaft. Würde Udo Kutzke verkaufen, wäre er ein reicher Mann. „Aber mit dem Geld könnte ich gar nichts anfangen.“ Bald wird er den Hof übergeben, an einen jungen Nachbarbauern. „Der tickt so wie ich.“ An den Ställen kräht ein Hahn. Geld? „Irgendwann, ein bisschen, wenn der Betrieb gut läuft. Das Geld ist auf dem Hof besser aufgehoben als unter meinem Kopfkissen.“ Draußen steht ein Storch auf dem Acker, bewegt sich nicht. Er wartet auf den Pflug.

Und auf die Mäuse, die dann springen. ■

## ► LANDGRABBING

### „WANDEL IST OFT SCHLEICHEND“

**Spekulationen mit Agrarland scheinen auf den ersten Blick hierzulande nicht allzu bedeutend zu sein. Doch die Lage in Ostdeutschland wird dramatisch verkannt: Große Agrarbetriebe verdrängen dort die Kleinbauern, die sich die hohen Bodenpreise nicht mehr leisten können. Für diese Reportage wurde Jan Rübel mit dem ERM-Medienpreis 2014 ausgezeichnet.**

#### Recherchebericht von JAN RÜBEL

Anstoß zur Geschichte bildeten Fotos. Die Fotografin Isabell Zipfel war durch Hörensagen auf das Phänomen aufmerksam gemacht worden, dass besonders in Ostdeutschland Spekulationen mit Agrarland zunehmen – mit Folgen, wie man sie gemeinhin nur aus Afrika kennt: Industrialisierung, Verdrängung von Kleinbauern, Schäden für die Umwelt. Zipfel recherchierte im Internet, lernte Bauern kennen und realisierte eine Fotoreportage, ohne Text. Diese bot sie der Zeitschrift „The Germans“ an, welche mich beauftragte, zum Thema zu recherchieren und eine Reportage zu schreiben.

Ich nahm an, weil ich im Thema eine große Relevanz sah. Das oben beschriebene Phänomen ist durchaus bekannt, man liest darüber hin und wieder; aber meist wird es nur angeschnitten, nicht in seiner Breite ausführlich beschrieben und eingeordnet. Dafür, fand ich, sei es nun Zeit.

Auf Schwierigkeiten bei der Recherche stieß ich nicht. Vor Ort bei Landwirten war ich nur einen Tag lang unterwegs. Am Telefon und mit Datenrecherche übers Internet habe ich vier Tage investiert, die Geschichte aufgeschrieben habe ich in zwei Tagen. Alle von mir avisierten Personen redeten mit mir. Es entstanden Kosten in Höhe von rund 35 Euro.

Ich war sehr beeindruckt, wie stark ein Trend wie das Landgrabbing eine Gesellschaft beeinflusst und verändert – und wie wenig man dies zur Kenntnis nimmt. Wandel ist oft schleichend, so dass man sich daran gewöhnt. So ist es wohlmöglich auch bei der Öffentlichkeit und ihrer Rezeption des Landgrabblings. Die Resonanz war groß. Mehrere Medien bemühten sich um Abdruck des Artikels, besonders aus ländlichen Regionen.

Mein Tipp an Nachwuchsjournalisten: Sich in ein Thema verbeißen, es auf seine Relevanz hin zu untersuchen, sich kritisch zu hinterfragen und nicht nur nach einem exklusiven Scoop, einer neuen Nachricht hinterherzujagen – es gibt auch den scoop of interpretation.

#### NACHHALTIGKEIT ...

... IST FÜR MICH EIN ALLZU STRAPAZIERTES WORT. ES BEDEUTET FÜR MICH VOR ALLEM EINEN LANGEN ATEM.

Jan Rübel



**JAN RÜBEL** studierte Islamwissenschaft und Nahostgeschichte. Er ist Partner der Reportage-Agentur Zeitspiegel, lebt und arbeitet in Berlin.

Seite 82  
Special

SPECIAL

# Jetzt iss mal richtig!

Was wir essen, beeinflusst unsere Gesundheit, die Umwelt, das Klima – und die Hungersnöte in der Dritten Welt. Die meisten deutschen Verbraucher sind trotzdem kaum sensibilisiert, sie erwarten von Lebensmitteln nur eines: Sie sollen günstig sein. Neue Lösungsansätze fördern jetzt ein Umdenken

TEXT Bastian Henrichs DESIGN Thilo Kasper FOTOS Andreas Labes





Seite 84  
Special

**E**ssen, die tägliche Nahrungsaufnahme, das, was wir in Gesellschaft zelebrieren oder im Geheimen erledigen, worauf wir uns freuen und was zur Sucht werden kann, wird immer mehr zum Problem. Nicht, weil es nicht genug Nahrung gibt, sondern weil sie ungleich verteilt ist. Und weil ihre Qualität Auswirkungen hat: auf unsere Gesundheit, die Umwelt, den Klimawandel, auf die Hungersnöte in den Entwicklungsländern. Die Ursachen sind vielfältig: Es geht um Wohlstandsernährung und die Wegwerf-Mentalität, um unfaire Preise und falsche Politik.

Um dagegen aktiv zu werden, sind sie heute Abend gekommen, 24 Männer und Frauen, sie sitzen in der Kapelle des Diakonischen Werks in Rendsburg. In der Ecke steht eine kleine Orgel, davor ein Regal mit Gesangsbüchern, gepolsterte Stühle in Reihen. Vor einem Vorhang hängt eine Leinwand, auf die ein Beamer den Bildschirm eines Laptops projiziert, auf einem Tisch liegen Prospekte, Flyer und Unterschriftenlisten aus. Eingeladen haben zwei Frauen: Christine Weißenberg vom Verein Agrar Koordination, und Christel

*„Früher ging es darum, hungrige Menschen satt zu machen. Heute werden satte Menschen durch optische Reize hungrig gemacht“*

Kohnert von Brot für die Welt. Viele ihrer temperamentvoll vorgetragenen Sätze beginnen mit „Wir wollen...“ oder mit „Wir wollen nicht...“

Zur Einstimmung zeigen sie den Dokumentarfilm „Essen im Eimer“. Die Kernaussage: Fast 50 Prozent der produzierten Lebensmittel in Deutschland landen im Müll, weil sie nicht die richtige Größe, Form oder Farbe haben oder weil sie abgelaufen sind, obwohl sie noch genießbar wären. Der Film ruft Kopfschütteln und tiefes Ein- und Ausatmen hervor. Ein Gast sagt: „Meine Eltern wären rausgegangen, die hätten sich das nicht anschauen können. Früher ging es darum, hungernde

Menschen satt zu machen. Heute sollen satte Menschen durch optische Reize hungrig gemacht werden.“

Seit 1966 hat nach dem UN-Sozialpakt jeder Mensch das Recht auf Nahrung. 1990 erkannte die UNO, dass ein Recht allein nicht ausreicht und erklärte, die weltweit hungerleidende Bevölkerung bis 2015 auf 400 Millionen Menschen zu drücken.

Das Ziel wird weit verfehlt. Im vergangenen Jahr lag die Zahl bei knapp einer Milliarde Menschen, fast alle leben in Entwicklungsländern. Die Zahl der übergewichtigen Menschen liegt ebenfalls bei rund einer Milliarde. Fast alle leben in westlichen Industriestaaten.

Selbst wenn die Weltbevölkerung wie prognostiziert bis 2050 auf über neun Milliarden steigen sollte, wäre es theoretisch möglich, alle Menschen zu ernähren. Denn auch die Erzeugung und damit die verfügbare Nahrungsenergie pro Weltbürger nimmt zu. Viele aber können sich die Lebensmittel schlicht nicht leisten. Wie kommt das Ungleichgewicht zustande?

Pauschal könnte man sagen: Wir ernähren uns falsch. Immer mehr Menschen ziehen vom Land in die Städte, was einen Einfluss auf den Lebensstil und damit auf die Ernährungsgewohnheiten hat. Doch die westliche Wohlstandsernährung, die viele tierische Produkte, viel mehr Fett, Zucker und stark behandelte Fertigprodukte bereit hält, schadet nicht nur der Umwelt und ist ungesund. Sie beeinflusst auch das Leben der Menschen in den Entwicklungsländern. Denn ein Großteil der Ernten wandert eben nicht auf den Teller, sondern in die Mägen der Tiere. Die Tierhaltung beansprucht inklusive der Weideflächen weltweit etwa 80 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzflächen, liefert aber nur 17 Prozent der Nahrungsenergie.

Es entsteht ein Flächenproblem. In den EU-Ländern beispielsweise werden deutlich mehr agrarische Rohstoffe verbraucht, als auf den zur Verfügung stehenden Flächen produziert werden können. Das bedeutet für die exportierenden Länder, dass die für die Futtermittelproduktion verwendeten Flächen nicht mehr zur Produktion von eigenen Nahrungsmitteln zur Verfügung stehen. Und was übrig bleibt, können sich viele nicht leisten. In den letzten

# 10

## Lebensmittel und die Frage: Muss es bio sein?!



Für Jürgen Kretschmer, 44, Ernährungswissenschaftler am Institut für alternative und nachhaltige Ernährung ([www.ifane.org](http://www.ifane.org)), gibt es sechs Grundsätze der nachhaltigen Ernährung:

1. bevorzugt pflanzliche Ernährungsweise;
2. soviel bio wie möglich;
3. regional und saisonal;
4. frisch und wenig verarbeitet;
5. im Sinne der Umwelt und der Nachhaltigkeit fair gehandelt;
6. schmackhaft soll es sein.

Im Alltag klappt es aber nicht immer, sich an diese Regeln zu halten. Wer mit Mühe auf dem Wochenmarkt wandelt, wägt noch ab: Was sollte bio sein, was muss nicht? Wie wichtig ist Regionalität? Und für welches Lebensmittel ist man bereit, mehr Geld auszugeben? Doch wenn man kurz vor Ladenschluss in den Discounter hetzt? enorm hat Jürgen Kretschmer gebeten, die spezifischen Probleme von 10 Lebensmitteln zu benennen und eine Empfehlung abzugeben.

hundert Jahren hat sich der Fleischkonsum verdoppelt. Mittlerweile liegt er in den Industrieländern bei über 90 Kilo pro Person und Jahr.

Die EU will ihre Agrarpolitik neu ausrichten. Im Laufe des Jahres wird das Parlament einen Bericht vorlegen und bis Ende 2012 Entscheidungen treffen. Bis dahin ist Einflussnahme möglich. Die Kampagne „Meine Landwirtschaft“, die von über 40 Verbänden, Initiativen und Vereinen aus Deutschland unterstützt wird, nimmt die Möglichkeit wahr und hat Forderungen aufgestellt. Sie bringt die Produzenten und Verbraucher zusammen.

So wie in Rendsburg. Der Tenor ist eindeutig: Die Politik muss andere Regeln



## Nudeln

„Das Bio-Siegel gewährleistet, dass Zusatzstoffe stark beschränkt sind. Bei der Erzeugung des Weizens und der Verarbeitung zu Nudeln landen demnach keine – aus gesundheitlicher Sicht – ungewollten Stoffe in dem Produkt. Es ist also auch bei Nudeln immer besser, sie in Bio-Qualität zu kaufen. Im Vergleich zu anderen Lebensmitteln ist es allerdings nicht ganz so wichtig.“

## Eier

„Viele Eier werden vollautomatisch und unter ethisch fragwürdigen Bedingungen hergestellt. Es gibt sogar Kritik an Bio-Eiern: Denn auch da sind Ställe mit mehreren tausend Hennen zulässig. Die haben zwar vorgeschriebene Auslaufflächen, ob diese aber genutzt werden, bleibt den Bauern und Hennen überlassen. Das ist trotzdem weit besser als konventionelle Haltung. Ausschlaggebend ist auch das Futter. Im Bio-Bereich ist klar geregelt, dass die Futtermittel in der Regel bio sein müssen. Deshalb reicht Freilandhaltung als Kaufgrund nicht unbedingt aus.“



schaffen. Mit 60 Milliarden Euro subventioniert die EU jährlich den Agrarsektor, es ist der zweitgrößte Posten des EU-Haushalts. Doch regionale Wertschöpfungsketten, naheliegende Verbindungen von Produzenten, Verarbeitungsbetrieben, Händlern und Verbrauchern werden nur wenig gefördert. Im Gegenteil: Je größer ein Hof ist, desto mehr Geld erhält er, klagen die Diskutanten, die Bauern werden nicht zu mehr Qualität ermutigt, sondern zur Massenproduktion. „Ich will von meinem Produkt leben, nicht von den Subventionen“, sagt ein Bio-Bauer in Rendsburg. Stefan Johnigk, der Geschäftsführer von Pro Vieh, sagt, dass der Handel den Verbrauchern nicht weismachen dürfte, dass

ein Huhn nur drei Euro kostet und bekommt Applaus. Ein anderer weist auf die Verantwortung der Verbraucher hin. „Wir sind die Mächtigen“, sagt er. Johnigk ergänzt: „Jeder hat Verantwortung.“

Wie es anders geht, zeigen 25 deutsche Bauernhöfe. Ihr Konzept kommt aus den USA, nennt sich „Community Supported Agriculture (CSA)“ und ist ganz einfach: Konsumenten schließen sich zusammen und zahlen dem Bauern in ihrer Nähe einen monatlichen Betrag. Auf dieser Grundlage kann er wirtschaften, die garantierte Summe macht ihn frei von den üblichen Marktzwängen. Im Gegenzug bekommen seine Kunden alle Lebensmittel des Hofes. So viel sie brauchen, so viel wie da ist.

Karsten Hildebrandt führte das Modell 1988 ein, sein Buschberghof nahe Hamburg gilt als der erste CSA-Hof Europas. Der Landwirt schätzt seine Situation. „Wir produzieren nicht, um Geld zu verdienen, sondern nach den Bedürfnissen der Menschen, die uns finanzieren.“

95 Familien oder 350 Personen kann der Demeter-Hof versorgen, jedes Mitglied der Kooperative zahlt etwa 1200 Euro im Jahr; 360 000 Euro benötigt der Hof für das Wirtschaftsjahr 2012. Die Gemeinschaft ist eine große Erleichterung für Bauer Hildebrandt. Der Landwirt hat keinen Druck mehr, seine Produkte verkaufen zu müssen, er muss sich nicht nach den Preisen und optischen Vorgaben des Handels

Seite 86  
Special

richten, da die Mitglieder im Voraus für die Aufrechterhaltung des ökologischen Betriebs sorgen. Sie können Wünsche und Bestellungen abgeben, bekommen aber stets nur das, was der Hof produziert, je nach Saison. Der Buschberghof baut vor allem Gemüse an, hält aber auch Tiere und stellt unter anderem Käse und Brot her.

Felix Prinz zu Löwenstein, seit zwanzig Jahren Ökobauer in Hessen und Autor des Buchs „Food Crash“, vertritt die These, dass es in Zukunft nur noch eine Möglichkeit geben kann, sich zu ernähren: so wie es die Mitglieder des Buschberghofes bereits tun. „Die zur Konvention gewordene Landwirtschaft verbraucht mehr Ressourcen als auf Dauer zur Verfügung stehen und beeinträchtigt die Biodiversität und die Bodenfruchtbarkeit. Das sind aber die Grundlagen der landwirtschaftlichen Produktion. Diese gilt es zu schützen für künftige Generationen“, sagt zu Löwenstein.

Die nötigen Instrumente, um einen Paradigmenwechsel in der Landwirtschaft

herbeizuführen, müsse die Politik liefern. Seine konkreten Vorstellungen von der Agrarreform der EU: „Wir brauchen einen Umbau der Subventionen. Das Geld muss gezielt eingesetzt werden, um Dinge zu bewirken, die der Markt von alleine nicht bewirkt“, sagt er. Etwa achtzig Prozent der Subventionen würden bedingungslos mit der Gießkanne verteilt.

Jeder deutsche Steuerzahler unterstützt den Agrarsektor jährlich mit rund 100 Euro, ein Schnitzel vom Discounter ist vom Verbraucher also schon mal bezahlt worden, rechnet Richard Rickelmann in seinem Buch „Tödliche Ernte“ vor. Kleinbauern profitieren von diesem Geld aber kaum. Nutznießer sind vor allem Konzerne – und Unternehmen, die mit gesunder Ernährung kaum etwas zu tun haben. Unter ihnen Ferrero, Hersteller des Schokoladenaufstrichs „Nutella“, Lufthansa, RWE und der Panzerhersteller Rheinmetall. Dessen Tochter Forstverwaltung Rheinmetall Waffe Munition GmbH kassierte

## Solidarische Landwirtschaft

Die Zahl der Verbraucher, die den Marken im Supermarkt misstrauen, wächst. Sie lassen sich Biokisten nach Hause und ins Büro liefern oder schließen sich mit einem Bauernhof zusammen. Solidarische Landwirtschaft nennt sich das Prinzip: Die Mitglieder verpflichten sich vorab, einem Hof jeden Monat eine feste Summe zu zahlen. Im Gegenzug erhalten sie sämtliche Lebensmittel, die der Bauer produziert. Vorteil: Der Landwirt kann unabhängig vom Markt wirtschaften und wird auch krumme Möhren los, die Konsumenten wissen ganz genau, unter welchen Bedingungen ihre Nahrung produziert wird. 25 Höfe in ganz Deutschland listet das Portal Solidarische Landwirtschaft momentan auf, in Brandenburg, bei Hannover, München, Freiburg und Heidelberg. Die Zahl wächst, die jeweils aktuelle Liste gibt es unter:

[www.solidarische-landwirtschaft.org](http://www.solidarische-landwirtschaft.org)

## Brot

„Aus gesundheitlicher Sicht ist es wichtig, Vollkornbrot zu essen, da in ihm noch die wertvollen Inhaltsstoffe aus dem Schalenbereich des Getreidekorns enthalten sind. Bestenfalls sollte man Öko-Brot aus regionaler Erzeugung kaufen – auch, weil viele Bäcker mit Strom aus regenerativen Quellen backen. Es fällt einigen aber schwer, Getreide aus dem Umland zu beziehen: Es ist für viele Bauern inzwischen lukrativ, ihre Ernte für Agrosprit zu vermarkten.“



## Kaffee

„Kaffee ist wie Kakao und Schokolade ein Genussmittel. Und wenn wir ihn genießen, sollte sichergestellt sein, dass die Erzeuger faire Preise und Bedingungen bekommen. Fair-Trade-Kaffee unterstützt bäuerliche Genossenschaften: Dem Produzenten wird ein höherer Preis garantiert, die Ernte wird vorfinanziert, ausbeuterische Kinderarbeit ist ausgeschlossen. Fairer Handel bedeutet nicht gleich bio, beides wächst aber immer mehr zusammen.“



## Äpfel

„Bei der klassischen Abwägung zwischen einem Bio-Äpfel aus Neuseeland und einem konventionellen Äpfel aus der Region gilt: Der Bio-Anbau bietet meist einen größeren Umweltvorteil als der Vorteil der kurzen Wege. Zumal die kühle Lagerung heimischer Äpfel eine Menge Energie verbraucht. Allerdings schlägt bei diesem Beispiel natürlich der weite Transport zu Buche, so dass die Energie- bzw. Abgasbilanz beider Äpfel in ähnlicher Größenordnung liegen.“

Seite 87  
Special

2009 knapp 84 000 Euro für die Waldumwandlung auf ihrem Kanonenschießplatz Unterlüß in Niedersachsen. „Der Irrsinn deutscher Agrarsubventionen kennt keine Grenzen“, schreibt Rickelmann.

Die Vorteile der ökologischen Landwirtschaft sind dagegen eindeutig: Weltweit werden durch die Herstellung von Nahrungsmitteln rund zwanzig Prozent der gesamten Treibhausgase freigesetzt, so viel wie durch den Verkehr. Biobetriebe setzen ein Viertel weniger Treibhausgase frei als konventionelle. Sie verbrauchen zudem weniger Energie und Ressourcen, die Ackerböden werden schonender behandelt, die Biodiversität erhalten und es wird auf chemisch-synthetische Pflanzenschutzmittel verzichtet. Warum also beträgt die ökologisch bebaute Agrarfläche in Deutschland gerade mal sechs Prozent?

Die einen sagen, die Verbraucher seien schuld. Sie essen, was ihnen im Supermarkt vorgelegt wird, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie es sein kann, dass

ein Huhn drei Euro kostet und dass dieser Ernährungsstil krank macht. Zu Löwenstein sagt, die Konsumenten müssten behutsam an einen Wertewandel herangeführt werden. Aber wie? Statt des Preises müsste die „Produktionsqualität mehr im Mittelpunkt stehen“.

Mit der Produktionsqualität steigen auch die Preise. Kein Problem, sagt zu Löwenstein, konstant teure Lebensmittel würden dazu führen, dass sich die Verbraucher mehr Gedanken machten, was sie essen und wie sie verhindern, einen Teil ihrer Nahrung wegzuschmeißen. Im globalen Vergleich wären höhere Preise vertretbar. Während Menschen in Entwicklungsländern bis zu 80 Prozent ihres Einkommens für Nahrung ausgeben müssen, sind es bei den Deutschen gerade mal 12 Prozent.

Lebensmittel müssen bezahlbar sein, für alle Deutschen, lautet ein Argument der Politik. Die Massenhaltung von Tieren ist in der Gesellschaft allerdings stark umstritten. Die angelegten Tierschutzstan-

## Infoportale im Netz

Initiative, die Bio-Produkte erlebbar und deren Herstellung transparent machen will [www.bio-mit-gesicht.de](http://www.bio-mit-gesicht.de)

Neue Erkenntnisse und Vorschläge für eine Landwirtschaft von morgen [www.welttagarbericht.de](http://www.welttagarbericht.de)

Ratgeber „Einfach besser einkaufen“ inkl. Saisonkalender zum Herunterladen [www.nachhaltigkeitsrat.de](http://www.nachhaltigkeitsrat.de)

Ausführliches Lexikon zu Lebensmitteln, Inhaltsstoffen und E-Nummern [www.lebensmittel-warenkunde.de](http://www.lebensmittel-warenkunde.de)

Portal zum ökologischen und fairen Handel [www.oeko-fair.de](http://www.oeko-fair.de)

Datenbank: Welche Zusatzstoffe stecken im Essen? [www.zusatzstoffe-online.de](http://www.zusatzstoffe-online.de)

Offizielle Seite der Bundesregierung, um die Wegwerfmentalität zu bekämpfen [www.zugut fuer dietonne.de](http://www.zugut fuer dietonne.de)

## Fleisch

„Man muss nicht auf Fleisch verzichten, sollte es nur sparsam essen. 300 Gramm pro Person und Woche sind verträglich, wenn es aus ökologischer Erzeugung und nicht aus Massentierhaltung stammt. Die großen Umweltprobleme, die es im Fleisch-Bereich gibt, kommen aus der ‚nicht flächengebundenen Mast‘, bei der Fleisch unter hohem Energieverbrauch und mit sehr viel Kraftfutter hergestellt wird und die Abfallprodukte sehr teuer entsorgt werden müssen. Auf dem Ökobetrieb gibt es nur so viele Tiere wie Ausgleichsflächen zur Verfügung stehen, die der Ernährung der Tiere dienen. Zudem entstehen nur so viele Exkremte, wie als natürlicher Dünger wieder umweltverträglich ausgebracht werden. Im Supermarkt gibt es nur selten Ökofleisch. Dazu müssen Sie in einen Biomarkt. Der Preisunterschied ist erheblich – das muss aufgrund der unterschiedlichen Erzeugungsbedingungen aber auch so sein.“



## Milch

„Auch klar: bio und regional. Aus ernährungsökologischer Sicht ist es auch wichtig, Frischmilch zu kaufen und keine H-Milch, da deren Verarbeitung mehr Energie verbraucht; H-Milch wird wesentlich länger und stärker erhitzt. Zudem gilt es, den Gedanken der fairen Bezahlung und letztlich der fairen Arbeitsbedingungen auch in Deutschland auf die regionalen Bauern umzumünzen und entsprechend einzukaufen.“

## Südfrüchte

„Bei Bio-Früchten ist die Frage: Wie werden sie transportiert? Ein Flug ‚schlägt‘ alle anderen Umweltbelastungen. Das Problem: Verbraucher können den Transportweg nicht erkennen. Wir versuchen schon lange, ein Siegel zu etablieren, das Flugware kennzeichnet. In England wurde – vergeblich – versucht, bei Flugware das Biosiegel abzuerkennen. Wenn Bio-Früchte per Schiff kommen, ist das in Ordnung, Bananen zum Beispiel.“



## Kartoffeln

„Im Frühjahr kann man Frühkartoffeln aus dem Süden kaufen, die schmecken natürlich anders und haben eine dünnere Schale. Aus ökologischer Sicht sollte man aber die einheimischen Lagerkartoffeln essen, bis auch hier die neuen Kartoffeln kommen. Bei Kartoffeln zählt, was für alle Obst- und Gemüsesorten gilt: Es sind die Lebensmittel die Besten, die aus biologischer Erzeugung kommen und die regional angebaut, verarbeitet und gehandelt werden. Wenn bio und regional zusammenkommt, ist das immer optimal.“

## Fisch

„Ein Sonderfall. Fisch aus der dörflichen Teichwirtschaft ist gesundheitlich und nachhaltig empfehlenswert. Bei Seefisch ist das Problem, dass 80 Prozent der Fischbestände weltweit gefährdet sind. Daher sollte man Seefisch nur sehr dosiert verzehren und sich vorab informieren: WWF und Greenpeace haben ‚Fischführer‘ erstellt, an denen man sich orientieren kann. Viele Fischarten gibt es inzwischen auch in Bio-Qualität, etwa Lachs aus dem Nordatlantik – der ist dann aber auch ziemlich teuer.“



dards hält kaum jemand für ausreichend. Jeder, der in diesem System produziert, ist mehr oder minder gezwungen, die Augen vor der Tierquälerei zu schließen. Weil er sonst auf dem Markt nicht bestehen kann – und weniger Subventionen kassiert. Das schlägt sich in den Preisen nieder.

Doch obwohl Bio-Produkte teurer sind, steigt der Umsatz der Branche stetig, im letzten Jahr auf 2,5 Milliarden Euro – die Verbraucher haben begonnen, sich Gedanken über ihre Essgewohnheiten zu machen. Zusätzlich kommen immer mehr Produkte von Anbauverbänden wie Bioland und Demeter auf den Markt, deren Richtlinien strenger sind als die der EU-Öko-Verordnung und die gänzlich auf Zusatzstoffe verzichten. Und die es auch untersagen, Schweine, Rinder und Geflügel mit Antibiotika vollzupumpen. In der konventionellen Landwirtschaft gehört das zum Alltag – neu auftretende Keime haben sich längst angepasst. Sie sind gegen die entwickelten Medikamente resistent, was für Menschen tödliche Folgen hat.

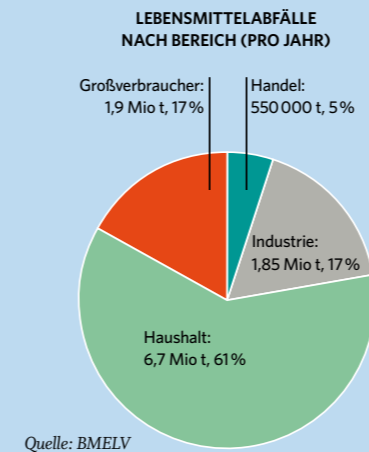
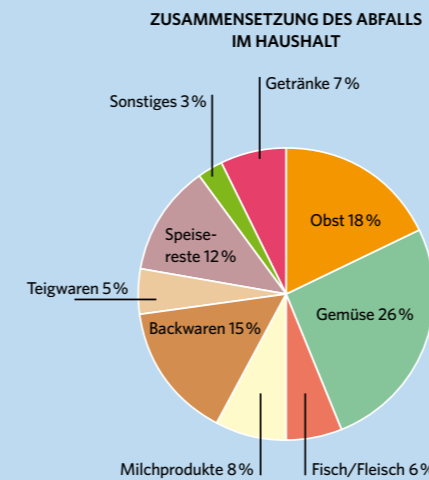
Kann man diese Probleme lösen, den Hunger in Afrika, die fehlgeleiteten Subventionen, die Arzneimittel im Fleisch? Die 24 Diskutanten in Rendsburg sind skeptisch. „Diese Veranstaltung zeigt doch, dass sich nur wenige für das Thema interessieren“, sagt ein Bauer aus Pinneberg. Das passt Christine Weißenberg, der Aktivistin von Agrar Koordination, nicht. Sie haut auf den Stehtisch und erschrickt kurz über sich selbst. Sie erklärt noch einmal, was „Meine Landwirtschaft“ schon alles getan hat und wie man Einfluss nehmen könne, indem man Aufmerksamkeit erregt. „Mit diesen paar Hanseln kriegen Sie doch keine Bewegung hin“, entgegnet der Bauer. Stefan Johnigk von Pro Vieh greift schlichtend ein: „Wenn wir uns als Saat betrachten, als erste Blüten, dann kann es etwas werden.“ /

# Für die Tonne

Jeder Deutsche wirft pro Jahr knapp 82 Kilo Lebensmittel weg. Dass ein Großteil noch essbar ist, wird ignoriert

Seite 89  
Special

Ein Frühstück landet im Müll. Jeden Tag. 82 Millionen Mal. So viel werfen die Deutschen im Schnitt weg, das hat die Uni Stuttgart kürzlich im Auftrag des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz errechnet. 11 Millionen Tonnen jährlich sind es insgesamt, wenn man die Industrie, den Handel und die Großverbraucher mit einbezieht.



61 Prozent davon aber fallen im Haushalt an, und die Gründe sind vielfältig: Den einen sind die Nahrungsmittel zu krumm, zu klein und sie haben zu viele Macken. Andere stören sich an der Farbe, am eben abgelaufenen Mindesthaltbarkeitsdatum und bevorzugen den frischeren Nachschub im Supermarkt. Dass ein Großteil der Nahrungsmittel noch essbar ist, wird ignoriert. Die meisten Deutschen leben im Überfluss, das Angebot im Supermarkt, das keine leeren Regale kennt, ist groß und verlockend – und die Konsumenten nehmen es wahr. Sie kaufen mehr als sie essen können, doch bevor sie das erkennen, ist die Hälfte des 3-Kilo-Beutels Kartoffeln verschwunden. Was kann man tun?

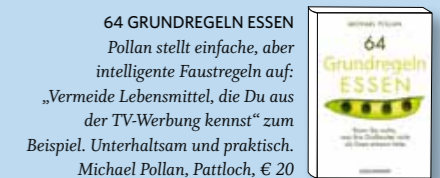
Pauschal lässt sich sagen: besser planen. Die Mahlzeiten der kommenden Woche vorab definieren, mit der eigenen Speisekammer abgleichen und mit einem konkreten Einkaufszettel losziehen. Zu den häufigsten Gründen, warum Nahrungsmittel weggeworfen werden, zählt der Kauf von Zutaten, die man nur selten verwendet, dazu kommen falsche Lagerung und ein mangelnder Überblick über die eigenen Vorräte. Auch bereits verdorben gekaufte Lebensmittel sowie der Wunsch, alles immer frisch im Haushalt haben zu wollen, tragen zu der Entwicklung bei.

Eine Neuregelung des Mindesthaltbarkeitsdatums halten die Forscher für nicht nötig. Sie sprechen von einem „psychologischen Reflex“, der sich gebildet hat: Im Zweifel werde häufig die Entscheidung getroffen, Produkte mit Überschreiten des Mindesthaltbarkeitsdatums wegzuerwerfen. Die Verlängerung des Datums würde nichts ändern. Entscheidend ist vielmehr die Frage, warum die Lebensmittel nicht vor dem Ablauf verzehrt werden. Oder kurz danach. Denn nur die wenigsten – wie Hackfleisch oder Geflügel – sind dann tatsächlich verdorben. /

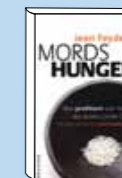
## Zum Weiterlesen



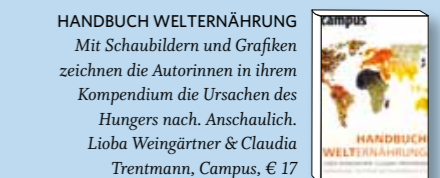
**TÖDLICHE ERNTE**  
Die Agrarindustrie mächtig, der Verbraucher (fast) machtlos: Richard Rickelmann beschreibt, wie das System in EU und Deutschland Umwelt und Menschen schädigt. Richard Rickelmann, Econ, € 18



**64 GRUNDREGELN ESSEN**  
Pollan stellt einfache, aber intelligente Faustregeln auf: „Vermeide Lebensmittel, die Du aus der TV-Werbung kennst“ zum Beispiel. Unterhaltsam und praktisch. Michael Pollan, Pattloch, € 20



**MORDSHUNGER**  
Feyder, luxemburgischer Diplomat bei der UN, klagt den globalen Freihandel an, erklärt, wer vom Elend der armen Länder profitiert und schlägt Reformen vor. Jean Feyder, Westend, € 25



**HANDBUCH WELTERNÄHRUNG**  
Mit Schaubildern und Grafiken zeichnen die Autorinnen in ihrem Kompendium die Ursachen des Hungers nach. Anschaulich. Lioba Weingärtner & Claudia Trentmann, Campus, € 17

## ► ERNÄHRUNG / NACHHALTIGER KONSUM

## „SOVERÄNITÄT, THEMATISCHE KOMPETENZ UND EINE GEWISSE DREISTIGKEIT“

„Jetzt iss mal richtig“ – dieser mütterliche Ausspruch hatte oft gar nicht so viel mit dem zu tun, was man aß – sondern dass man aß. Bastian Henrichs hingegen beleuchtete für diese Geschichte die globalen Auswirkungen unserer Ernährungsgewohnheiten und hinterfragte auch seine eigenen.

## Recherchebericht von BASTIAN HENRICH

**Was gab den Anstoß zu dieser Geschichte, zu diesem Thema?**

Seit der Gründung des Magazins „enorm“ im Jahr 2010 arbeite ich relativ regelmäßig und eng mit dem Magazin zusammen, schlage Themen vor und bekomme unregelmäßig Aufträge. Zu einem solchen Auftrag gehört auch das „Special“, das ich 2012 verfasst habe. Im „Special“ werden regelmäßig Themen wie Ernährung, Mobilität, grüne Geldanlagen etc. behandelt und neue Entwicklungen vorgestellt.

Das Jahresthema 2012 der UN-Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ hieß „Ernährung“. Daher der Entschluss das Thema aufzugreifen. Meine Aufgabe bestand zunächst darin, ein Konzept zu erarbeiten, die Fragestellung und These zu formulieren und es dann gemeinsam mit der Redaktion zu konkretisieren.

**Wie ist die Recherche verlaufen? Welche Schwierigkeiten gab es?**

Relativ schnell war klar, dass wir die Grundproblematik, nämlich die wachsende Bevölkerung auf der Erde und die damit einhergehende Versorgungsproblematik sowie den Einfluss unserer Ernährungsweise auf den Klimawandel, thematisieren wollen. Ein globales Problem, das natürlich nie zu Ende erzählt ist. Die Schwierigkeit bestand also darin, das globale Problem aus Deutschland heraus zu erfassen. Ziel war es zudem, herauszufinden, was die ökologische Landwirtschaft leisten kann, um die Probleme in den Griff zu bekommen.

Ein guter Einstieg ins Thema war der Besuch der Messe Biofach in Nürnberg, die jedes Jahr stattfindet. Dort ließen sich viele Gesprächspartner und Anregungen finden.

Außerdem immer gut: aktuelle Buchveröffentlichungen zum Thema scannen. Oft sind die Autoren der Bücher wertvolle Informanten, die Beispiele parat haben. So geschehen mit Felix Prinz zu Löwenstein, dessen Buch ich quer las und danach mit ihm ein ausführliches Gespräch führte. Oder Tanja Busse, eine Journalistin und Buchautorin, die als Expertin auf diesem Gebiet gilt. Auch mit ihr sprach ich auf der Messe.

Zusätzlich waren für mich (und sind eigentlich immer) Studien eine gute Quelle, um Zahlen, Daten und Fakten zu recherchieren und Thesen zu untermauern. Die UN (in diesem Fall die FAO) ist da recht aktiv, der Weltagrarbericht dient ebenfalls zur Erfassung des Themas.

Weitere Ansprechpartner sind jeweils die Dachverbände (Bauernverband), Wissenschaftler, Initiativen. Wobei die Initiativen die dankbareren Ansprechpartner sind, da sie meist auskunftsfreudiger sind. In diesem Fall stieß ich auf die Initiative „Meine Landwirtschaft“, die von vielen Verbänden und Institutionen unterstützt wird und mich letztlich zu dem Besuch in Rendsburg inspirierte. Mir war im Vorfeld klar, dass ich dort nicht auf die große Masse treffen würde, aber genau das wollte ich ja auch dokumentieren.

**Welchen Rechercheaufwand hat es gebraucht?**

Das ist immer sehr schwer zu sagen, da ich das Thema nicht durchgehend bearbeitet habe. Zwischen Auftragserteilung und Abgabe lagen sicher knapp acht Wochen. Reine Recherchezeit waren es circa sieben Tage plus Schreibtage plus ein bisschen Lesezeit. Eigene Kosten hatte ich in diesem Fall keine, da der Auftraggeber die Reise- und Übernachtungskosten übernommen hat. Die beliefen sich auf knapp 400 Euro. Das Honorar für das Special ist auf 1500 Euro festgelegt. Das ist im Vergleich ein gutes Honorar, wobei der Aufwand auch recht hoch ist.

**Welchen Erkenntnisgewinn hatte die Geschichte für Sie?**

Der war in diesem Fall wirklich hoch, da ich mich mit dem Thema bis dahin nur am Rande befasst hatte. Mir wurden sehr viele Zusammenhänge klar und ich habe begriffen, welche Auswirkungen unser (Ernährungs-)Konsum in anderen Ländern hat. Ich habe angefangen, selbst mehr auf meine Ernährung zu achten, esse weniger Fleisch und kaufe mehr Bioprodukte.

**Wie war die Resonanz auf die Publikation?**

Leserresonanz auf den Magazinbeitrag gab es kaum. Allerdings wurde der Text über eine Kooperation des Social Publish Verlags

mit Spiegel Online dort ein zweites Mal veröffentlicht. Im Internet sind die Leser deutlich kommentarfreudiger – der Thread umfasst sieben Seiten. Sowohl positive wie negative und kritische Kommentare. (Ich habe nicht alles gelesen ...)

Für mich persönlich hatte der Text die Folge, dass ich mich weiter und eingehender mit dem Thema beschäftigt habe, weitere Ernährungstexte für „enorm“ schreiben durfte und darf und das Themenfeld als eine meiner Expertisen bezeichnen würde.

**Welche Tipps würden Sie Nachwuchsjournalisten mit auf den Weg geben?**

Tipps will ich gar nicht geben, jeder macht eigene Erfahrungen und findet seinen Weg, denke ich. Wichtig finde ich, dass Journalisten bestimmte Eigenschaften mitbringen: Mut und eine gewisse Dreistigkeit, um Nachhaltigkeitsthemen auch bei im ersten Moment unerreichbaren Redaktionen („SZ-Magazin“, „Zeit“, „Stern“ ...) anzubieten. Immer wieder. Und um die richtigen Leute anzusprechen in Regierungen, Verbänden etc. Dazu bedarf es Souveränität und möglichst viel thematische Kompetenz.

Wichtig auch: Ausdauer in der Recherche, Unnachgiebigkeit, Neugier, eine gute Zeiteinteilung und Planung und natürlich Kreativität. Gerade um das Thema Nachhaltigkeit zu bearbeiten, ist eine gute Vernetzung sicher hilfreich. Man sollte versuchen, zu relevanten Personen Kontakt aufzunehmen und zu halten.

Um nachhaltige Themen für Mainstreammedien interessant zu machen, bedarf es guter Geschichten, das Thema allein reicht meist nicht. Die Geschichten findet man, indem man unterwegs ist und mit Menschen redet.



**BASTIAN HENRICH** hat Publizistik, Sportwissenschaften und Kulturanthropologie in Mainz und Lissabon studiert und besuchte im Anschluss daran die Zeitspiegel Reportageschule. Seit 2009 arbeitet er als freier Journalist für verschiedene Zeitungen und Magazine und ist Mitglied im Reporter Netzwerk Textsalon. Aus Überzeugung selbstständig, schreibt er über gesellschaftlichen Wandel und soziale Innovationen, sucht die Geschichten hinter den Nachrichten, berichtet von Sportereignissen und liefert die entsprechende Hintergrundberichterstattung. 2014 gründete er zusammen mit Thomas Friemel u. a. den Kombüse e.V., ein Kommunikationsbüro für soziale Initiativen und Social Entrepreneurs. Er lebt in Hamburg.

**NACHHALTIGKEIT ...**

... IST EIN WORT, DAS ICH PERSÖNLICH MITTLERWEILE VERSUCHE ZU VERMEIDEN. AUF INTERNETSEITEN VON MCDONALDS, NESTLÉ ODER COCA COLA WIRD DAS WORT EXZESSIV GEBRAUCHT UND LEIDER BEDEUTET ES DORT NICHT MEHR DAS, WAS DIE FORSTWIRTSCHAFT VOR 300 JAHREN BEZWECKEN WOLLTE. DAS WORT WIRD ZU OFT MISSBRAUCHT.

DENNOCH HAT NACHHALTIGKEIT NATÜRLICH EINE BEDEUTUNG FÜR MICH. ICH VERBINDE DAMIT VOR ALLEM ETWAS GLOBALES, DENN GERADE IM UMGANG MIT DER ERDE MÜSSEN WIR NACHHALTIGER DENKEN. WIR MÜSSEN LANGFRISTIG DENKEN UND UNS DER LANGFRISTIGEN AUSWIRKUNGEN UNSERES HANDELNS BEWUSST WERDEN UND DÜRFEN NICHT NUR DEN KURZFRISTIGEN ERFOLG SEHEN. ICH DENKE IMMER AUCH AN „NACHHALL“ – ALLES, WAS WIR TUN, HAT FOLGEN, DERER WIR UNS BEWUSST SEIN SOLLTEN.

Bastian Henrichs

## SELBSTERFAHRUNG

Für das Kapitel „Selbsterfahrung“ haben wir zwei Arbeiten zusammengestellt, wenngleich es für dieses Genre noch unendlich viel mehr Beispiele gegeben hätte, denn gerade im Regionalen als auch im Fernsehen ist dieses Format überaus beliebt.

Hier machen die Autoren die Probe aufs Exempel und sich selbst zum Versuchsobjekt ihrer Geschichte: Lokalredakteur **Lars Fischer** probiert sich als Mülltaucher, Dokumentarfilmerin **Karin de Miguel Wessendorf** versucht, nachhaltig zu leben. Beide protokollieren ihre Erfahrungen auf sehr persönliche Art und Weise.

— „EIN GEFUNDENES FRESSEN“ von **Lars Fischer**.

Erschienen am 29.10.2011 in der „Wümme-Zeitung“. [S. 88]

— „WENIGER IST MEHR“ von **Karin de Miguel Wessendorf**.

Gesendet am 10.1.2014 auf Arte. [S. 95]

# EIN GEFUNDENES FRESSEN

Von LARS FISCHER

Erschienen in der „Wümme-Zeitung“ am 29. Oktober 2011

Wir leben im Überfluss, keine Frage. Aber was macht ein Lebensmittel zu Müll, welches ist der Punkt, an dem eine Ware ihren Wert verliert, ohne ihre Funktion eingebüßt zu haben? Um das herauszufinden, muss man in die Abfallcontainer der Supermärkte gucken. Es gibt Menschen, die davon leben. Statt einzukaufen, gehen sie containern. Kann man davon satt werden ohne Ekel? Und liegt tatsächlich so viel im Müll, wie behauptet wird? Probieren geht über theoretisieren: Eine Woche lang versuche ich, mich selbst so zu ernähren.

## SONNTAG, 23. OKTOBER

19.30 Uhr – der erste Markt in Borgfeld. Für den Anfang ist die Dunkelheit ganz beruhigend, man muss sich ja nicht gleich beim ersten Mal auf Diskussionen mit Passanten, Sicherheitsdienst- oder Marktmitarbeitern einlassen. Die Rampe allerdings ist hell erleuchtet. Auch nicht schlimm, das macht das „Tauchen“ einfacher. Auch dass direkt neben der gut gefüllten grünen „Bioabfall“-Tonne eine zweite leere steht, erweist sich als günstig und erledigt die Frage, wo eigentlich die Dinge bleiben, die oben liegen und die da bleiben sollen. Der Geruch, der einem entgegenkommt, wenn man den Deckel öffnet, ist nicht weiter schlimm, die kühlere Jahreszeit ist sicher auch die angenehmere Container-Saison.

Was Plastikverpackungen zwischen all dem Obst und Gemüse, das tatsächlich größtenteils nicht mehr genießbar ist, zu suchen haben, ist schleierhaft. So wird das sicher nicht kompostiert. Und es gibt klassische Fälle von kosmetischen Wegwürfen: die Gurke mit einer kleiner Blase in der Schale, der Bio-Kürbis, der mit seinen Verwachsungen kein Schmuckstück ist, oder die Dreier-Packung Paprika in Ampelfarben, in der nur der gelbe Vertreter eine Matschdelle hat. Eine Schale mit Suppengemüse enthält topfite Möhren.

Dazu gibt es sogar eine unerwartete Bereicherung der Container-Küche: einen Brühwürfel. Nur der Sellerie hinterlässt einen penetranten Geruch, und der zunächst noch ganz gut aussehende Broccoli wandert nach der Geruchsprobe auch zurück. Das Containern hier ist kinderleicht, die Hemmschwelle gering. Das macht Mut für den nächsten Markt im Stadtteil, der hat allerdings die meisten

Müllbehälter unter Verschluss. An einem großen Container fällt auf, was wir vergessen haben: Außer Tüten, Gummihandschuhen und Taschenlampe bräuchte man hier eine Art Angel, will man nicht selber in den Behälter klettern. Ein herumliegender Draht tut es auch, mit ihm lässt sich immerhin ein Joghurt-Becher herausfischen. Der Boden ist ein bisschen aufgeplatzt.

Fast schon beim Weggehen fällt der Blick auf einen Plastikbeutel, der vor dem Altglas steht – mit zehn fertig gerollten Lahmacun, auch bekannt als „türkische Pizza“. Ein bisschen hart am Rand, aber bedenkenlos essbar, weil ohne Füllung. Darf man sich darüber freuen oder sollte man entsetzt sein? Natürlich setzt jenes Hochgefühl ein, das die meisten von einem famosen Sperrmüllfund her vielleicht kennen. Irgendwo sind wir immer noch Jäger und Sammler. Andererseits stellt sich die Frage, was soll dieser

2 LOKALES SONNTAG 29. OKTOBER 2011

UND SEINE TOCHTER LEBEN EINE WOCHE LANG AUS DEM CONTAINER – TAGEBUCH EINES SELBSTVERSUCHS

### Ein gefundenes Fressen



**Sonntag, 23. Oktober**

**Montag, 24. Oktober**

**Dienstag, 25. Oktober**

**Mittwoch, 26. Oktober**

**Freitag, 28. Oktober**

Das Foto zeigt eine Person, die in einen Müllbehälter greift, um Lebensmittel zu finden. Die Behälter sind überfüllt mit verschiedenen Nahrungsmitteln wie Gemüse, Fleisch und Brot. Die Person trägt eine dunkle Jacke und eine Kapuze.

Irrsinn? Warum liegt unverdorbenes Essen im Müll, und warum wird anderswo tatsächlich gammeliges Fleisch umetikettiert und weiterverkauft? Man muss gar nicht bis zu den hungernden Menschen in gar nicht so weit entfernten Ländern denken, um zu merken, dass hier etwas völlig aus dem Ruder läuft. Geschätzt wird, dass weltweit rund ein Drittel aller Lebensmittel auf dem Weg zwischen Erzeuger und Verbraucher weggeworfen wird. In den Industrieländern dürfte der Wert um die 50 Prozent betragen. In Deutschland wandern rund 20 Millionen Tonnen Lebensmittel jährlich in den Abfall.

Zusammen mit meiner 16-jährigen Tochter hatte ich beschlossen, das Containern selbst auszuprobieren. Wir gaben uns selbst folgenden Kompromiss vor: Die letzten Reste, die wir noch im Kühlschrank haben, werden mit verbraucht, Gewürze werden benutzt, aber wir kaufen eine Woche lang keine Lebensmittel für uns ein.

Zurück am Container. Die Essensplanung kommt schnell voran: Auch wenn bei den folgenden vier Läden entweder die Tonnen leer, hinter Gitter weggeschlossen oder in der Obhut eines Lieferwagenfahrers sind – Teigfladen mit Gemüsefüllung sind ja keine Vorstellung, bei der einem bange werden muss. Der gefundene Kürbis hält sich länger, der kann später zu Suppe werden. Zwei Bananen

3 LOKALES SONNTAG 29. OKTOBER 2011

### Kontrolle mit allen Sinnen

„Es lohnt sich immer zu gucken“



Das Foto zeigt eine Reihe von kleinen Porträts von Menschen, die an dem Projekt teilgenommen haben. Die Personen sind von verschiedenen Altersgruppen und sind in Alltagskleidung zu sehen.

mit relativ wenig Flecken kommen dann doch noch dazu – aus den uns schon bekannten grünen Tonnen, dieses Mal hinter einem Lilienthaler Discounter. „Pure Biokraft“ steht darauf. Das klingt schon fast nach Hohn.

„Die Bananen esse ich in meinem Müsli“, meint meine Tochter. Bloß welches Müsli? Was uns bislang fehlt, ist eindeutig etwas, was zum Frühstück taugt. Also ist der letzte Stopp des Abends bei einem Bäcker. Ein Volltreffer: In der Mülltonne sind locker 100 Brötchen, die nicht älter als einen Tag sein dürften. Auch gefüllte Croissants sind dabei, so dass sich das Problem der Auflage auch schon geklärt hätte. Ein Franzbrötchen versüßt die Heimfahrt, und es schmeckt nicht anders als ein gekauftes, außer, dass ein paar Mohnspuren dran kleben. Eigentlich schmeckt es sogar ein bisschen besser, das kommt wohl von der Euphorie des Erfolgs. Wir werden vom Containern satt werden die nächsten Tage, ganz ohne Ekel. Das ist beruhigend.

## MONTAG, 24. OKTOBER

Das Frühstück ist mehr als akzeptabel. Die Fundbrötchen werden kurz aufgetoastet, zum Glück ist auch noch etwas Kaffee da, allerdings keine Milch mehr. Heute hilft noch der letzte Tropfen Sahne. Aber ist es wirklich so schlimm, wenn das, was vermeintlich immer da sein muss, mal nicht da ist? Im Urlaub oder zu Besuch bei Freunden geht das schließlich auch. Und genau das Konsumentendenken, dass alles jederzeit verfügbar sein muss, dass die Regale beim Bäcker auch kurz vor Feierabend noch voll zu sein haben, führt ja erst zu diesen aberwitzigen Überproduktionen. Ist es wirklich ein Einschnitt in unsere Lebensqualität, wenn wir einfach mal das essen, was noch da ist und sich nicht mehr ewig hält, anstatt es wegzuworfen und etwas anderes kaufen? Mit Brötchen, dem Joghurt aus der angedetschten Packung und den Bananen, die drinnen noch hell und fest sind, lässt sich der Tag ganz gut beginnen, und auch an der ersten warmen Mahlzeit mit türkischer Pizza ist nichts auszusetzen.

Abends dann der zweite „Einkauf“ ohne Geld. Bei diesem Supermarkt gibt es reichlich, was unsere Kühlschrankfüllung perfekt ergänzt: jede Menge eingeschweißte Kuchenteile für zwischendurch, zwei Minipackungen Nutella und gekochten Schinken als Auflage, dazu ein paar Gläser Meerrettich, Müsliriegel und gar eine Tafel Schokolade. Das meiste ist einen Tag über dem Mindesthaltbarkeitsdatum, was nicht spürbar ist. Auffällig ist, dass fast alle diese Artikel offensichtlich kurz vorm Ablauftermin reduziert wurden. Das belegen zahlreiche Aufkleber. Ein geplatzter Topf Rote Grütze sorgt für mächtig klebrige Handschuhe, dafür ist die

Packung daneben unversehrt und noch zwei Monate haltbar. Der Supermarkt ist noch geöffnet, sonst käme man nicht durch das Tor auf den Hinterhof zu den Containern. Weiterhin ziehen wir die Dunkelheit für unsere Beutezüge vor, und es ist schon ein wenig kribbelig, als eine Mitarbeiterin in einem der erleuchteten Hinteräume des Markts auftaucht. In Einzelfällen sind schon Mülltaucher angeklagt worden. Diebstahl ist es streng genommen schon, aber der Warenwert wird mit Nullkommanull beziffert. Jede Staatsanwaltschaft stellt ein solches Verfahren deshalb sofort ein. Hausfriedensbruch bleibt es aber wohl doch.

Die Mitarbeiterin sieht uns im Dunkeln nicht. Zum Glück, denn wir angeln eine Packung Dosenmilch. Nicht mein Favorit im Kaffee, aber immerhin. Beim zweiten Container geht es ganz schnell, denn obenauf liegen Fleischereiabfälle. Das sieht nicht so verlockend aus, als dass man den Gestank länger als einige Sekunden aushalten möchte. Deckel wieder drauf!

## DIENSTAG, 25. OKTOBER

Der Kühlschrank ist noch voll, containerfreier Tag. Kuchen und einige Stückchen Schokolade gibt es zwischendurch und mittags Möhrchen in Meerrettich-Sauce – wieder mit türkischer Pizza. Die riecht allmählich nicht mehr ganz so lecker, und ehrlich gesagt kann ich diese Teigfladen auch nicht mehr sehen. Also dann doch wieder auf den Müll damit? Verdorben sind sie nicht, also werden sie gerecht zwischen Hund, Katze und Huhn aufgeteilt. Natürlich werden die Tiere nicht ausschließlich von Resten ernährt, und sie sind auch nicht als Müllschlucker angeschafft worden, aber sie helfen doch, den Abfall an Essensabfällen deutlich zu reduzieren. Das gute alte Resteschwein hat ja nicht zufällig Tradition auf dem Lande. In der Stadt ist das sicher schwieriger. Bei uns wird das harte Brot für das Huhn eingeweicht, und es gibt uns dafür ein frisches Ei zurück: Nicht der schlechteste Tausch. Nebenbei hilft es tatsächlich, Geld zu sparen, und das ist gerade bei der Ernährung offensichtlich immer wichtiger. Lebensmittel können uns gar nicht billig genug sein.

Aber: Wie kann es sich rentieren, ein halbes Hähnchen für zwei, drei Euro zu verkaufen? Wie wenig darf da Futter, Stallung, Schlachtung und Transport eigentlich kosten, damit für diverse Beteiligte auf der Wertungskette immer noch Profit übrig bleibt? Vor 50 Jahren wurden in Deutschland rund 40 Prozent des Einkommens fürs Essen ausgegeben, heute sind es gerade mal zehn Prozent. Deshalb kostet Obst so wenig. Und es lohnt sich für einen Supermarkt gar nicht, einen Angestellten die Stiege durchsuchen zu lassen, um einzelne schlechte Exemplare auszusortieren.

So ist es auch in dem Netz, das wir finden: zwei gammelige, acht gute Mandarinen. Darüber freut sich auch der Besuch. Die sechsjährige Tochter einer Freundin steht vor dem Kühlschrank und meint: „Das soll alles Müll sein? Ist doch noch gut.“ Stimmt! Ich hatte versprochen, dass sie bei uns kein containeres Essen bekommt und extra für sie eingekauft. Aber das Obst lacht die Kleine an, und nach zwei Stück zum Nachttisch traut sie sich auch an die Müllriegel, die sowieso eigentlich nur aus Keksen und Schokolade bestehen. „Kann ich noch zwei Mandarinen mitnehmen, damit Mama auch sieht, was die alles wegwerfen?“, fragt sie zum Abschied. Kann sie.

## MITTWOCH, 26. OKTOBER

Ich kaue beim Frühstück auf mittlerweile doch reichlich trockenen Brötchen rum und hätte schon mal wieder Lust auf einen frischen „Weltmeister“. Aber es gibt ja reichlich Alternativen, und über eine warme Waffel mit Roter Grütze braucht man sich wirklich nicht zu beschweren. Man muss bei den eingeschweißten Gebäckteilen allerdings schon genau hinsehen: Bei zwei Packungen hat sich zwischen dem Puderzucker Schimmel gebildet. Sie sind weder für Mensch noch Tier mehr zu gebrauchen.

Aber mit offenen Augen und Nase lässt sich allemal feststellen, was genießbar ist und was nicht mehr. Das Mindesthaltbarkeitsdatum ist da bestenfalls eine grobe Orientierung. Allein dieses Wort ist ja ein Monster, und es bedeutet nichts anderes als: Bis zu diesem Tag ist die Ware garantiert in der bestmöglichen Verfassung. Die Engländer schreiben einfach „best before“ drauf, danach ist es immer noch gut und nicht etwa schlecht.

Wir reden immer von Verfallsdaten und dass danach etwas „abgelaufen“ sei. In Wirklichkeit denkt sich der Hersteller – und nicht eine Behörde, wie man meinen könnte – aus, wie lange etwas „haltbar“ sein soll. Kein Wunder also, dass die Fristen immer kürzer werden. Ob die Kunden das Produkt essen oder wegwerfen ist ja egal, solange sie sich wieder ein neues kaufen. Wer hat nicht im Kühlregal schon selber mal ganz hinten nach dem frischesten Joghurt gesucht?

Die niederländische Supermarktkette Jumbo versucht dieses Käuferverhalten umzukehren: Wer dort ein Produkt findet, das laut Aufdruck nur noch einen Tag haltbar ist, bekommt es billiger oder geschenkt. Während man hierzulande irgendwo in einer Ecke die reduzierten Artikel mit dem Schild „MHD abgelaufen“ wenig attraktiv anpreist, bekommt da die Suche nach den Ladenhütern einen echten Reiz.

## DONNERSTAG, 27. OKTOBER

Es ist garantiert keine gute Idee, mit knurrendem Magen morgens mal spontan das Frühstück containern zu wollen. Vielleicht haben wir einfach nur Pech, oder in Worpsswede ist nicht viel zu holen für Mülltaucher. Fünf Packungen frischer Oregano und eine mit Bohnenkraut helfen im Moment gar nicht weiter. Warum die in den Müll gewandert sind, lässt sich nur erahnen: Es sieht so aus, als ob die Etikettiermaschine falsch eingestellt war. Die Barcodes sind abgeschnitten, und das Haltbarkeitsdatum fehlt ganz. Am tadellosen Zustand der Kräuter besteht jedenfalls kein Zweifel.

Während der Geschäftszeit gucken wir bei einem Bäcker in den Müll und finden einen riesigen Klumpatsch aus ungebackenen Teiglingen, Sahnestücken und belegten Brötchen. Mehrere Mitarbeiter sehen uns, keiner sagt etwas, also fragen wir nach dem Chef. Wir wollen mit ihm über seinen Abfall reden. Der findet es allerdings gar nicht gut, dass Fremde auf seinem Grundstück nach Essbarem suchen, pocht auf das Hausrecht und ruft die Polizei. Da helfen alle Erklärungen nichts, der Bäckermeister verlangt, dass man sich im Laden anmeldet, wenn man bei ihm containern möchte.

Der Ordnungshüter erscheint, zieht aber nach kurzem Gespräch wieder ab. Strafanzeige wegen Hausfriedensbruch möchte der Geschäftsmann dann doch nicht stellen. Später stellt sich heraus, dass auf seinem Hof wohl schon häufiger randaliert wurde, und nachdem sich das Gemüt ein wenig beruhigt hat, erklärt er seine Müllwirtschaft: hier die Tonnen für das, was zu Paniermehl verarbeitet werden kann, dort alles, was ein Bauer sich täglich abholt. Der verfüttert es, nachdem er es abgekocht hat. Brot vom Vortag gehe an Altenheime, die es lieber als ganz frisches hätten, erklärt der Bäcker. Was dann noch übrig bleibe, das dürfe laut Lebensmittelrecht nicht weiter verwendet werden. Kommt Sahne ins Spiel, dürfe die Ware nur einen Tag lang angeboten werden, essen könnte man sie ohne weiteres noch länger.

Noch ganz anders geht es bei einem kleinen Bio-Mitgliederladen zu. Dort gibt es schlichtweg keine Mülltonne für Lebensmittel. Verpackungen werden recycelt, und Ware, die nicht mehr perfekt ist oder abläuft, wird direkt im Laden verschenkt. Statt in der Tonne zu tauchen, kann man sich eine Kiwi oder Paprika aus dem Korb mit dem Schild „Gratis“ vom Tresen nehmen. Ein kleiner Laden mit enger Kundenbindung, da lässt sich offensichtlich besser planen. Und warum können wir Satelliten und Roboter millimetergenau steuern, unzählige Flugzeuge durch Lufträume leiten, aber unsere Nahrungsproduktion nicht vernünftig planen? Jeder Einkäufer eines Industrieunternehmens, der für so viel

Ausschuss sorgt, würde umgehend gefeuert. Der Bioladen-Inhaber lädt zu Kaffee mit frischer Vollmilch ein – was für ein wunderbarer Luxus! Mittags gibt es dann die Kürbissuppe mit Croutons aus etwas hartem Graubrot, aber mit Kräutern obendrauf – lecker!

## FREITAG, 28. OKTOBER

Langsam kennen wir die Märkte zwischen Borgfeld und Tarmstedt, Lilienthal, Grasberg und Worpsswede gut genug, um zu wissen, wo was zu holen ist. Bei einem neuen Geschäft guckt man nicht mehr nach dem Eingang, sondern danach, wo die Rampe ist. Außerhalb der Geschäftszeit heißt für uns: Es ist geöffnet! Bei unserem Favoriten sind die Tonnen wieder gut gefüllt – drei Tage nach dem letzten Besuch schon wieder mit komplett anderen Waren. Kartoffeln, Bio-Möhren, Lauch, Zwiebeln, Brot. Das reicht locker übers Wochenende, sodass wir die Beutezüge einstellen können. Epilog: Ob ich weiter containern gehe?

Ich bin mir nicht sicher. Hier und dort einfach mal in die Tonnen zu schauen, das ist jedenfalls verlockend. Beim ersten Einkauf „danach“ stehe ich an der Kasse und suche das Portemonnaie. Taschenlampe, Gummihandschuhe und Draht habe ich in der Jackentasche, Geld nicht. Um am Konsum wieder teilnehmen zu können, muss man wohl umdenken. Sowieso. ■

► LEBENSMITTELVERSCHWENDUNG**WIE GROSS WAR DIE GEFAHR, BEIM CONTAINERN ERWISCHT ZU WERDEN, HERR FISCHER?**

Der Lokalreporter Lars Fischer verfolgt das, was ihn bewegt. Dem Thema Lebensmittelverschwendung nähert er sich mit einem Selbstversuch als Mülltaucher, den er in Tagebuchform protokolliert. Für diese Reportage wird er 2012 mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet.

Interview von KATY WALTHER

**Die Idee zum Beitrag stammt von Ihrer 16-jährigen Tochter Luca-Marie. Mussten Sie lange zum Containern überredet werden?**

Nein. Meine Tochter hatte mich gefragt, nachdem wir gemeinsam in einer Talkshow im Fernsehen eine Diskussion über das Thema Lebensmittelverschwendung gesehen hatten. Sie wollte ausprobieren, wie es sich vom Containern leben lässt, und ihre Erlebnisse für ein Schulprojekt an der Waldorfschule nutzen. So haben wir uns überlegt, das zusammen zu machen: sie für ihre Arbeit und ich für meine.

**Wie muss man sich das Vater-Tochter-Projekt vorstellen?**

Meine Tochter hatte anfangs ein mulmigeres Gefühl als ich. Wir haben unsere Streifzüge gemeinsam geplant und beide unabhängig voneinander Tagebuch darüber geführt. Im Vorfeld habe ich natürlich recherchiert und mit Menschen gesprochen, die selbst containern.

**Wie groß war die Gefahr aufzufliegen?**

Für uns relativ gering. Um keinem zu begegnen, sind wir meist außerhalb der Geschäftszeiten oder zumindest im Dunkeln losgezogen. Die einzige Konfrontation, die es gab und die auch im Text vorkommt, war provoziert. Ich wollte von einem Bäcker wissen, warum bei ihm die Lebensmittel im Müll landen. Insgesamt kann man von Seiten der Einzelhändler her sagen: Wer nicht will, dass bei ihm containert wird, der schließt seine Tonnen eben weg. Das spiegelt sich auch in den wenigen Prozessen, die geführt wurden, wider: In der Regel war der Auslöser gar nicht ein Einzelhändler, der Anzeige erstattet hätte, sondern eine Staatsanwaltschaft, die ein öffentliches Interesse an einer Strafverfolgung sah. Das wurde so bisher aber noch von keinem deutschen Gericht bestätigt; sämtliche Verfahren – sei es wegen Diebstahls oder Hausfriedensbruchs – endeten mit Freisprüchen. Dennoch bleibt eine juristische Grauzone.

**Ihr Selbstversuch hat eine Woche gedauert. Wie lange mussten sie täglich containern, um satt zu werden?**

Das war ganz unterschiedlich. Da zum Verbreitungsgebiet der „Wümme-Zeitung“ mehrere Gemeinden und ein Teil Bremens gehören, wollten wir diese Region möglichst komplett abdecken. Am Anfang waren wir um die zwei Stunden unterwegs, nach ein paar Tagen wussten wir dann, wo es was zu holen gibt, sodass es nicht mehr länger dauerte als ein ganz normaler Einkauf. Am Ende der Woche mussten wir dann gar nicht mehr los, weil wir an den Tagen zuvor Vorräte anlegen konnten.

**Was hat Sie bei Ihren Recherchen am meisten überrascht?**

Wie wenig ekelig es war, wobei man dazu sagen muss, dass wir Ende Oktober unterwegs und die Temperaturen entsprechend kühl waren. Ich weiß nicht, was einem im Sommer aus den Containern entgegenströmt, wenn den ganzen Tag die Sonne darauf geschienen hat.

**Warum benennen Sie die Märkte in Ihrer Reportage nicht und warum finden sich in ihrem Text keine Statements von Supermarkt-Betreibern zu den in Massen weggeworfenen Lebensmitteln?**

Ich habe bewusst darauf verzichtet, zu erzählen, was wir exakt bei welchen Geschäften fanden, um nicht im Nachhinein noch Anzeigen zu provozieren. Es ist auch nicht wichtig, denn die Erfahrungen sind überall nahezu deckungsgleich. Wäre ein bestimmter Konzern nicht vorgekommen, heißt es im Umkehrschluss nicht, dass dort grundsätzlich anders mit den Lebensmittel umgegangen würde. Man ist vielleicht nur bei der falschen Filiale oder zur falschen Zeit dort gewesen. Das Phänomen zieht sich durch den gesamten Einzelhandel, egal ob in der Stadt oder auf dem Land, billig oder teuer, bio oder konventionell. Die Statements des Handels dazu sind bekannt und liefern wenig Neues. Wir fanden es interessanter, in einer begleitenden Umfrage darauf einzugehen, wie unsere Leser selber mit dem Thema umgehen.

**Die Überschrift Ihrer Reportage ist so einfach wie genial. Hatten Sie die Idee?**

Da war die erste Idee, wie so oft, die beste. Ich bin trotzdem noch ein bisschen in Zweifel gekommen, weil es außer dem bekannten Film „Taste the Waste“ von Valentin Thurn auch eine Dokumentation namens „Gefundenes (Fr)essen – Mahlzeiten aus dem Müll“ gibt, aber dieser Titel drängte sich einfach auf.

**Containern ist eher ein Großstadt-Phänomen. Was interessiert die „Wümme-Zeitung“ an dem Thema, dass sie eine ganze Doppelseite für Ihre Reportage nebst ergänzenden Interviews, Umfrage und einem Buchtipps freiräumt?**

Wir sind immer auf der Suche nach globalen Themen, die sich regional herunterbrechen lassen. Für uns war es reizvoll herauszufinden, ob es in einer ländlichen Region, wo das Leben eben doch noch stärker von bäuerlichen Traditionen geprägt ist, eine andere Wertschätzung für Lebensmittel gibt. Dem ist nicht so. Man kann auf dem Land genauso gut containern wie in der Stadt, vielleicht sogar besser, weil weniger Mülltaucher unterwegs sind. Wir haben in dieser Woche und auch danach leider keine „Gleichgesinnten“ an den Tonnen getroffen, was ganz sicher nicht an zu wenig Angebot liegen kann.

**Gab es Leserreaktionen auf das Stück?**

Im privaten Umfeld bin ich schon angesprochen worden – von Leuten, die das spannend fanden oder auch sehr mutig, wobei gar nicht so viel Mut dazugehört. Es hat aber erstaunlicherweise keine Reaktionen in Form von Leserbriefen gegeben, was wohl dafür spricht, dass sich zumindest niemand über den Beitrag geärgert hat ...

**Könnten sie sich vorstellen, das Geld fürs Essen durch Containern einzusparen und dafür weniger zu arbeiten?**

Ja, ich habe auch nach dieser Woche ab und zu containert. Meistens zielgerichtet, wenn es um Vorträge ging, um Erfahrungen einfach greifbar zu machen. Wenn man dann schon einmal da ist, kann man auch ein bisschen mehr mitnehmen und beim nächsten Einkauf sparen. Was ich seither aber noch viel gezielter betriebe, ist der Einkauf reduzierter Waren kurz vor dem Verfallsdatum.

**Wissen Sie noch, wie viel Geld Sie für Ihren Beitrag bekommen haben?**

Das müsste ich tatsächlich nachsehen, darüber denke ich aber auch nicht nach, wenn ich mich an einem Thema festgebissen habe. Als freier Journalist braucht man natürlich eine Art Mischkalkulation aus Texten, die aufwändiger zu recherchieren sind, und anderen, sie eben schneller von der Hand gehen. Da kann

**TIPPS FÜR NACHWUCHSJOURNALISTEN**

SPEZIELL BEI DIESEM TEXT WAR DAS ENTSCHEIDENDE MOMENT DIE EIGENE ERFAHRUNG. ETWAS, DAS MAN SELBER MACHT, ERLEBT MAN DIREKTER ALS AUS ZWEITER HAND BERICHTET, UND KANN ES DEM LESER VIEL ANSCHAULICHER VERMITTELN. UND MAN MUSS NICHT IMMER VORHER SCHON EIN EXPERTE SEIN. ALS INTERESSIERTER LAIE STELLT MAN ANDERE FRAGEN, DIE HELFEN, DAS THEMA AUCH FÜR ANDERE ZU ERSCHLIESSEN. OHNE LEIDENSCHAFT FÜRS THEMA UND FÜRS SCHREIBEN UND DEN NÜCHTERNEN ZWEITEN BLICK AUFS ERLEBTE KANN ES KEINE TOLLE REPORTAGEN GEBEN.

Lars Fischer



ich nicht mit der Stoppuhr arbeiten. Wenn ich aber bei dieser Reportage mal die Zeit, die ich sonst auch zum Einkaufen gebraucht hätte, abziehe, dann war der Aufwand überschaubar. Ich habe in dieser Woche ja durchaus noch andere Dinge getan und andere Arbeiten erledigt, bevor ich mich abends an mein Tagebuch gesetzt habe. Sich in so ein Thema, das einen selber begeistert und gefangen nimmt, einzulesen oder entsprechende Filme zu schauen, ist natürlich auch ein Teil der Arbeit. Aber es ist eben auch der Grund, warum mir dieser Beruf so viel Spaß macht. Ich verfolge das, was mich bewegt, und kann meinen Teil dazu beitragen, weil mir die Redaktion den Platz dafür einräumt.

**Sind die niedrigen Tageszeitungshonorare schuld daran, dass Sie nicht nur als Journalist, sondern nebenbei auch noch in de Behindertenpflege arbeiten?**

Weniger die Bezahlung als vielmehr die prekären Arbeitsverhältnissen. Ich habe nach dem Zivildienst und während des Studiums weiter in einem Wohnheim gejobbt und hatte dort einen festen Arbeitsvertrag. Das war einfach beruhigender, insbesondere, wenn man nicht nur für sich allein Verantwortung trägt. Andererseits fand ich lange die Mischung der Arbeitsbereiche gut, gerade beim Schreiben hilft es immer wieder, etwas völlig anderes zu tun, um den Kopf frei zu bekommen.

**War das ein 50:50-Modell?**

Nein, das Schwergewicht lag schon im Journalismus. Mir ist allerdings jetzt eine halbe Stelle in der Redaktion der „Wümme-Zeitung“ angeboten worden, die ich gerne angenommen habe. Daneben werde ich nur noch als freier Journalist arbeiten.

Katy Walther arbeitet als freie Medienjournalistin im Rhein-Main-Gebiet.



**LARS FISCHER** lebt und arbeitet in der Nähe von Worpswede als Redakteur und freier Journalist. Veröffentlichungen in verschiedenen Musikmagazinen und seit 2006 in der „Wümme-Zeitung“ und dem „Weser-Kurier“. 2010 Buchveröffentlichung „Music Hall Worpswede“ zusammen mit Fritz Dressler. 2012 Theodor-Wolff-Preis – Journalistenpreis der deutschen Zeitungen für die Reportage „Ein gefundenes Fressen“.



## WENIGER IST MEHR DIE GRENZEN DES WACHSTUMS UND DAS BESSERE LEBEN

Dokumentation von KARIN DE MIGUEL WESSENDORF

Dienstag, 1. Oktober um 20.15 Uhr (53 Min.) auf ARTE



In einem Selbstversuch will die Journalistin KARIN DE MIGUEL WESSENDORF herausfinden, wie zukunftsfähig ihr eigener Lebensstil ist. In Deutschland, Frankreich, Spanien und England geht sie der Jahrhundertfrage nach: Wie können wir trotz begrenzter Ressourcen unseren Lebensstandard aufrechterhalten? Kann es Wohlstand ohne Wirtschaftswachstum geben? Die Dokumentation sucht nach Lebens- und Wirtschaftsmodellen, die den Weg in die Postwachstumsgesellschaft weisen. Die Filmemacherin Karin de Miguel Wessendorf unternimmt einen Selbstversuch und fragt: „Was muss ich ändern, damit mein Lebensstil zukunftsfähig ist? Und worauf kann ich verzichten ohne Verlust an Lebensqualität?“

Auf ihrer Reise durch Europa besucht sie Menschen, Initiativen und Unternehmen, die erkannt haben, dass Wirtschaftswachstum nicht das Maß aller Dinge sein kann.

Bisher lautet das Credo von Wirtschaft und Politik „kein Wohlstand ohne Wachstum“. Ein stetiges Wirtschaftswachstum gilt als Garantie für Arbeitsplätze und für die Lebensqualität der Bevölkerung. Wer an dem Wachstumsdogma zweifelt, wird als realitätsfremd belächelt. Doch Wirtschaftskrise und Klimawandel haben diesen Glauben erschüttert. Bevölkerungsexplosion, Energiekrise und Umweltbelastung sind Probleme, die sich nicht länger

verdrängen lassen. Immer mehr Menschen gelangen zu der Überzeugung: Grenzenloses Wachstum ist in einer Welt begrenzter Ressourcen nicht möglich. Trotz Steigerung des Bruttoinlandsproduktes ist die persönliche Lebenszufriedenheit in den Industrieländern seit den 70er-Jahren nicht mehr gewachsen. Kann es also sein, dass die Konsumgesellschaft das Versprechen vom Glück nicht hält? Was braucht man wirklich, um ein gutes Leben zu führen?

Der demografische Wandel, die begrenzten Ressourcen des Planeten und die aktuellen Wirtschaftskrisen sorgen derzeit ohnehin für eine Wachstumsbremse. Höchste Zeit, umzudenken und den Ausstieg aus dem zerstörerischen Wachstum selbst zu steuern. Eine Bewegung ist entstanden, die nach Alternativen sucht. Unternehmer, Politiker, Wissenschaftler und Aktivisten arbeiten in Theorie und Praxis am Aufbau einer „Postwachstums-gesellschaft“ – einer Gesellschaft, in der ein besseres Leben für Mensch und Umwelt auf lange Sicht möglich sein soll.

Auf ihrer Reise stellt Karin de Miguel Wessendorf fest, dass die Suche nach einem nachhaltigen Lebensstil nicht unbedingt Verzicht bedeuten muss, in vielen Fällen ist es sogar ein Gewinn an Lebensqualität. ■

Mehr Infos unter: »<http://www.arte.tv/guide/de/048214-000/weniger-ist-mehr>«

Zu sehen unter: »<https://www.youtube.com/watch?v=hr9dTAI75cc>«

## TIPP

ICH WÜRD NACHWUCHSJOURNALISTEN EMPFEHLEN, SICH FÜR THEMEN ZU ENTSCHEIDEN, DIE IHNEN PERSÖNLICH EIN ANLIEGEN SIND. NUR SO KANN MAN DIE HARTNÄCKIGKEIT UND DEN LANGEN ATEM AUFBRINGEN, DIE MAN BRAUCHT, UM EIN AUFWÄNDIGES PROJEKT ZU REALISIEREN.

Karin de Miguel Wessendorf

## „ICH STELLTE MEIN EIGENES KONSUMVERHALTEN IN FRAGE“

Die Degrowth-Bewegung zieht immer weitere Kreise. Doch was haben die Grenzen des Wachstums mit dem eigenen Leben zu tun? Die Dokumentarfilmerin Karin de Miguel Wessendorf machte sich auf die Suche nach dem guten Leben und stellte fest: Weniger ist mehr.

### Recherchebericht von KARIN DE MIGUEL WESSENDORF

Im Jahr 2009 habe ich im Rahmen der Recherchen für einen Film über Lebensmittelverschwendung Projekte in ganz Europa gesucht, die interessante Strategien zur Vermeidung von Lebensmittelabfällen und Ressourcenverschwendung im Allgemeinen hatten. Im Laufe dieser Recherchen bin ich auf Can Masdeu gestoßen, ein wachstumskritisches Wohnprojekt am Rande von Barcelona, das sich vorgenommen hat, den CO<sub>2</sub>-Ausstoß möglichst zu reduzieren und die Wege zwischen Produktion und Konsum maximal zu verkürzen. Das war mein erster Kontakt mit einem konkreten Degrowth-Projekt.

Im Jahr 2010 besuchte ich die internationale Degrowth Conference in Barcelona. Dort fasste ich den Entschluss, einen Film zu machen, in dem ich die Diskussion um eine „Wachstumsrücknahme“ aufgreife, die vor allem in den Ländern Südeuropas unter dem Namen „Decroissance“ oder „Decrecimiento“ und auch in England unter dem Namen „Degrowth“ geführt wurde. Mein Ziel war es, diese Diskussion, die zu dem Zeitpunkt hauptsächlich in akademischen oder aktivistischen Kreisen stattfand, einem größeren Publikum zu eröffnen.

Bis zur Realisierung des Films Anfang 2013 vergingen zweieinhalb Jahren, in denen ich zum einen versuchte, einen Sender zu finden, der Interesse an dem Dokumentarfilm hatte, und zum anderen konkrete Beispiele recherchierte und den Film konzipierte. Für die konkreten Recherchen fielen mehrere Reisen nach Frankreich, Spanien und Bayern an. Die Reisekosten beliefen sich auf ca. 2000 Euro. Einen Teil dieser Kosten trug ich selbst, ein anderer Teil wurde durch die Heinrich-Böll-Stiftung finanziert, für die ich eine Reihe von Online-Videos zum Thema realisierte. Die realen Kosten der Recherche lassen sich nicht in Geld messen, da ich mehrere Monate Arbeitszeit investierte, ohne dass klar war, ob das Projekt jemals realisiert würde.

Die Schwierigkeiten bestanden darin, die Recherche und die Stoffentwicklung für den Film voranzubringen, während ich mit anderen Projekten Geld verdienen musste. Dies führte dazu, dass sich die Realisation des Projektes immer weiter verschob. Hinzu kam, dass die Decroissance-Bewegung in Frankreich sehr kritisch mit den Medien (vor allem mit dem Fernsehen) ist, so dass ich mehrmals nach Lyon fahren musste, um das Vertrauen der zukünftigen Protagonisten des Films zu gewinnen. Während der langfristigen Arbeit an dem Thema bemerkte ich, dass ich

immer mehr meinen eigenen Lebensstil und mein eigenes Konsumverhalten in Frage stellte. Als Folge daraus entstand die Idee, diese Selbstreflexion in dem Film als zusätzliche Ebene einzubeziehen, indem ich der Frage nachgehe, was kann ich aus den Projekten und Initiativen lernen, die ich im Film besuche? Wie kann ich meinen Alltag nachhaltiger gestalten? Welche Schwierigkeiten und welche Vorteile ergeben sich daraus? Die Erkenntnis, die ich aus dem Projekt gewonnen habe, ist die, dass es in verschiedenen Ländern und Zusammenhängen immer mehr Menschen gibt, die auf der Suche nach einem nachhaltigeren Lebensstil und einer solidarischeren Gesellschaftsform sind, und dass ich selbst Teil dieser Suche bin.

Die Resonanz auf den Film war groß. Schon direkt nach der Ausstrahlung wurde der Film sehr viel in den sozialen Medien und im Internet diskutiert. Der Film lief auf vielen Festivals und bekam mehrere Preise. Bis heute werde ich oft zu Veranstaltungen eingeladen, in denen der Film in einem Diskussionszusammenhang besprochen wird. Veranstalter sind Umweltorganisationen, Schulen, Stiftungen, Volkshochschulen, Universitäten, kirchliche und gewerkschaftliche Einrichtungen.



**KARIN DE MIGUEL WESSENDORF** ist freiberufliche Dokumentarfilmerin und Journalistin in Köln. Seit 2008 arbeitet sie als Autorin von Dokumentarfilmen und Radio-Features zu sozialen und umweltpolitischen Themen für WDR, ZDF, ARTE, SWR, NDR und RBB sowie in der Recherche und Stoffentwicklung von dokumentarischen Stoffen für verschiedene Produktionsfirmen, u. a. für Valentin Thurn. Für ihren Film „Weniger ist mehr – die Grenzen des Wachstums und das bessere Leben“ (ARTE, 2013, 54 min.) erhielt sie den Alternativen Medienpreis 2014 sowie den Ekotopfilm 2014 – International Festival of Sustainable Development Films (Prize of the Ministry of Foreign and European Affairs of the Slovak Republic).

## VORBILDER

Für das Kapitel „Vorbilder“ haben wir fünf Arbeiten zusammengestellt, die zeigen, dass die klassische „Heldengeschichte“ aus der Filmdramaturgie nicht immer nur einen Helden haben muss, sondern dass es oft eine ganze Gruppe ist, die mit den herrschenden Zuständen nicht einverstanden ist. Aus diesen Gruppen entwickelt sich im besten Fall eine ganze Bewegung, die zum Nachahmen einlädt und gesellschaftliche Veränderung schafft.

**Annette Jensen** begibt sich dafür auf die Spuren der Deinvest-Aktivisten, die öffentliche Institutionen dazu bewegen wollen, ihr Geld aus Öl- und Kohleunternehmen abzuziehen; **Hanne Tügel** thematisiert, dass es an der Zeit ist, die Wachstumslogik aufzukündigen – und dass Modelle dafür schon längst auf lokaler Ebene existieren. Auch **Nora Bauer** beschäftigt sich mit dem Thema Postwachstum: Die Radiojournalistin beleuchtet ein Alternativmodell und besucht eine Gruppe junger Leute, die statt Besitz der Gemeinschaft den Vorzug geben. **Valentin Thurn** zeigt die Lebensmittelverschwendung in unserer westlichen Welt und gründet eine Gegenbewegung: die Lebensmittelretter. **Carl-A. Fechner** schließlich will nichts Geringeres, als mit seinem Film und der gesamten Kampagne dazu eine globale Energiewende zu initiieren. Die beiden Filmemacher werden letztlich selbst zu Aktivisten.

— „MEIN GELD? NICHT FÜR KOHLE!“ von **Annette Jensen**.

Erschienen in „zeo2“ 1/2015. [S. 100]

— „NEUE ÖKONOMIE. ES REICHT!“ von **Hanne Tügel**.

Erschienen in „Geo“, 7/2013. [S. 103]

— „REICH OHNE EIGENTUM“ von **Nora Bauer**.

Gesendet am 20.1.2015 im Deutschlandfunk. [S. 106]

— „TASTE THE WASTE“ von **Valentin Thurn**.

Erschien 2011 in den deutschen Kinos. [S. 108]

— „DIE 4. REVOLUTION – ENERGY AUTONOMY“ von **Carl-A. Fechner**.

Erschien 2010 in den deutschen Kinos. [S. 112]

# MEIN GELD? NICHT FÜR KOHLE!

**Die Deinvestbewegung wächst weltweit rasant: Sie will dem Geschäft mit Öl und anderen fossilen Energien das Kapital entziehen. In manchen Ländern machen mittlerweile Kirchen, Universitäten und Städte mit.**

Von ANNETTE JENSEN

Erschienen in: „**zeo2**“, Ausgabe 1/2015.

Ob Angela Merkel den schwarzen Fleck auf dem roten Teppich vorm Berliner Congress Center bemerkt hat, ist nicht überliefert. Den hatten Michalina Golinczak und Julian Genten mit einem ausgekippten Kohleimer verursacht, um ihrem Protest Ausdruck zu verleihen: Statt zum UN-Klimagipfel nach New York zu reisen, hatte es die Kanzlerin am 23. September 2014 vorgezogen, beim Tag der Deutschen Industrie aufzutreten. Einer der Sponsoren dieser Veranstaltung war ExxonMobil. Der US-Ölkonzern mit einem Börsenwert von 414 Milliarden Dollar ist der größte Klimakiller auf dem Globus.

Die beiden jungen Leute gehören zu einer der am rasantesten wachsenden Bewegungen weltweit: „Gofossilfree“. Neben mehr oder weniger spektakulären Aktionen geht es vor allem darum, öffentliche Institutionen dazu zu bewegen, ihr Geld aus Öl- und Kohlekonzernen abzuziehen. Das Stichwort lautet: Divestment. Michalina Golinczak und ihre bisher acht Mitstreiter in Berlin haben die drei Universitäten der Hauptstadt angeschrieben und Informationen darüber verlangt, wie und wo diese ihr Geld investiert haben. Manche Hochschulen arbeiten mit Sparkassen zusammen, wissen sie inzwischen – und die sind mit 400 Millionen an Konzernen beteiligt, die ihr Geld mit fossilen Energien verdienen. Da wollen sie nun ansetzen. „Endlich gibt es einen Hebel, der uns ermöglicht, konkret und vor Ort etwas zu tun gegen diejenigen, die den Klimawandel verursachen, sagt die 29-jährige Golinczak, die sich seit ihrer Jugend für das Thema engagiert.

In sechs deutschen Uni-Städten haben sich inzwischen Deinvest-Aktivisten zusammengetan: Freiburg, Konstanz, Stuttgart, Heidelberg, Münster und Berlin. Noch gibt es hierzulande keinen konkreten Erfolg zu vermelden. Doch das sei nur eine Frage der Zeit, ist Tine Langkamp überzeugt, die seit Anfang des Jahres für die Fossilfree-Kampagne in Deutschland arbeitet.

## ROCKEFELLER-STIFTUNG NUN KLIMAFREUNDLICH?

Schließlich haben in anderen Ländern bereits fast 200 Kirchen, Pensionsfonds, Universitäten, Stadtverwaltungen und Unternehmen rund 50 Milliarden Dollar aus Öl-, Gas und Kohleunternehmen abgezogen. Einen Tag, bevor Angela Merkel auf dem von Exxon finanzierten Kongress auftrat, kündigte die Rockefeller-Stiftung in New York an, die Finanzierung der fossilen Industrie aufzugeben. Ausgerechnet der Clan, dessen Name wie kein anderer mit dem schwarzen Gold verbunden ist, will sein 860-Millionen-Dollar-Vermögen künftig nur noch klimafreundlich anlegen. Und begründete das sowohl moralisch als auch wirtschaftlich.

Begonnen hat alles vor drei Jahren in den USA. Damals forderten ein paar Studierende ihre Hochschulleitungen auf, sich nicht mehr finanziell an Konzernen wie Exxon und BP zu beteiligen und auch die Kooperation mit Banken und Fonds daraufhin zu überprüfen. Schon ein Jahr später stieg die Klimaschutzorganisation 350.org ein und die Sache nahm rasant an Fahrt auf. Innerhalb nur eines Jahres gründeten sich 500 Initiativen.

Schließlich ist die Rechnung, die 350.org-Gründer Bill McKibben aufmacht, ebenso simpel wie einleuchtend: Will die Menschheit die Klimaerwärmung auf maximal zwei Grad beschränken, darf sie bis Mitte des Jahrhunderts nur noch 565 Gigatonnen Kohlendioxid in die Atmosphäre blasen. So haben es Wissenschaftler vor dem Klimagipfel 2009 in Kopenhagen ausgerechnet. Doch die bereits entdeckten, noch in der Erde lagernden Öl-, Gas- und Kohlevorräte mit einem derzeitigen Marktwert von 21 Billionen Euro, enthalten zusammen 2.795 Gigatonnen Kohlendioxid. Im Klartext heißt das: Entweder bleiben die Bodenschätze zu 80 Prozent unter der Erde. Dann müssen die 200 internationalen Kohle-, Öl- und Gasunternehmen etwa 17 Billionen Euro der in den Bilanzen längst einkalkulierten Gewinne abschreiben. Oder: Das Treibhaus Erde wird so stark angeheizt, dass der Lebensraum von Milliarden Menschen vernichtet wird. Der Name von 350.org basiert auf der

## NACHHALTIGKEIT:

DAS WORT IST INZWISCHEN LEIDER ZU EINER HÜLLE GEWORDEN, IN DIE VERSCHIEDENSTE LEUTE UND INSTITUTIONEN ALLES MÖGLICHE REINLEGEN. FÜR MICH IST ES EINE LEBENS- UND WIRTSCHAFTSWEISE, DIE ES ERMÖGLICHT, DASS DIE MENSCHHEIT AUCH LÄNGERFRISTIG AUF DEM GLOBUS LEBEN KANN.

Annette Jensen

Konzentration von Kohlendioxid in der Atmosphäre, die die Wissenschaft langfristig als akzeptabel für die Atmosphäre einschätzt: 350 von je einer Million Molekülen. McKibben und seine Organisation haben dieses Jahr den alternativen Nobelpreis bekommen. Vorbild für ihre Deinvest-Kampagne ist ein ähnliches Vorgehen gegen die Apartheid in Südafrika. Bei deren Abschaffung hatte der Abzug internationaler Gelder eine entscheidende Rolle gespielt. Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu aus Johannesburg ist denn auch einer der wichtigsten Unterstützer der aktuellen Klimaschutzkampagne.

## UNIFINANZIERUNG DURCH FOSSILE BETEILIGUNGEN

Zunächst standen vor allem Hochschulen im Fokus der Aktivitäten. Die sind in den USA zum Teil sehr reich und finanzieren sich zu einem erheblichen Teil aus Studiengebühren. Durchschnittlich zwei bis drei Prozent ihres Vermögens stecken in der Fossilindustrie, schätzt der Wirtschaftsinformationsdienst Blomberg, zusammengerechnet knapp zehn Milliarden Dollar.

Während sich das Management der Eliteuniversität Harvard bis-her noch weigert, das 30-Milliarden-Dollar-Vermögen nach klimaschädlichen Investitionen zu durchforsten, hat die ebenfalls sehr renommierte Stanford-Universität bereits damit angefangen. Im Oktober 2014 schloss sich auch die Uni Glasgow als erste europäische Hochschule an, nachdem sich über 1.300 Studierende an einer einjährigen Kampagne beteiligt hatten.

Die schwedische Kirche, die knapp 700 Millionen Dollar besitzt, hat inzwischen den Abschied von Ölkonzernaktien verkündet. Genauso das kalifornische San Francisco oder das holländische 30.000-Einwohner-Städtchen Bostel. Das gibt Auftrieb für Aktivistinnen an anderen Orten.

Die Stadtpolitiker in Kopenhagen sehen sich nun mit der Forderung konfrontiert, die Beteiligungen an Shell, Statoil, ExxonMobil, Gazprom und RWE zu veräußern – schließlich hat die dänische Hauptstadt vollmundig angekündigt, 2025 die weltweit erste CO<sub>2</sub>-freie Hauptstadt sein zu wollen. Etwa ein Prozent der Stadtfinanzen stecken heute in fossilen Beteiligungen. Die Daten hat die Organisation DanWatch recherchiert. In Deutschland erweist sich vor allem Urgewald als überaus kundig, wenn es um die Verflechtung von Banken, Kohlekonzernen und anderen fossilen Unternehmen geht.

## ESSEN VERLOR 680 MILLIONEN EURO

Die Konzentration sowohl in der Öl- und Gasindustrie als auch in dem wesentlich kleineren Kohlesektor ist enorm. Etwa 200 Firmen weltweit sind hier engagiert. Auch die Zahl der wichtigen Finanziers ist überschaubar. Mit Abstand der größte ist mit etwa 140 Milliarden Dollar der Vermögensverwalter BlackRock in New York. Die russische, kolumbianische und norwegische Regierung zählen ebenfalls zu den Top-5 beim Öl- und Gasinvestment.

Damit wird der finanzielle Einfluss der Fossilfree-Kampagne zwar absehbar erst einmal begrenzt bleiben. Doch wie es laufen kann, wenn man die Zeichen der Zeit verschläft, müssen der Stromkonzern RWE und seine Anteilseigner gerade schmerzhaft erfahren. Kostete die Aktie vor sechs Jahren noch 100 Euro, so dümpelt sie jetzt bei 29 Euro: Statt auf erneuerbare Energien zu setzen, hatte RWE immer neue Kohle- und Gaskraftwerke gebaut. Allein die Stadt Essen verlor dadurch 680 Millionen Euro. Wäre sie früher ausgestiegen, ginge es ihr heute deutlich besser. Bei der letzten RWE-Hauptversammlung gelang es Molina Gosch aus der Gofossilfree-Gruppe in Münster, einen Protestbanner in den Saal zu schmuggeln, obwohl der Sicherheitsdienst alle Besucher so intensiv wie am Flughafen gefilzt hatte. Sie hatte das bemalte Laken unter ihrem Kleid versteckt. „So was hatte ich noch nie getan – und es hat großen Spaß gemacht“, berichtet die 30-Jährige. Hunderttausende fühlen sich plötzlich nicht mehr ohnmächtig gegenüber den Energieriesen – und sie sind überzeugt, endlich eine Waffe gegen die klimazerstörenden Goliaths gefunden zu haben. Schon in 162 Ländern gibt es Unterstützer – und mit jeder Deinvest-Ankündigung einer Organisation werden es mehr. ■

## ► BEWEGUNG / POSTFOSSILE ENERGIE

## „EIN NETZWERK VON INFORMANTEN AUFBAUEN“

Eine typische David-gegen-Goliath-Geschichte: Die Deinvest-Aktivist\*innen wollen öffentliche Institutionen dazu zu bewegen, ihr Geld aus Öl- und Kohleunternehmen abzuziehen. In Amerika sind sie damit bereits sehr erfolgreich. Annette Jensen auf den Spuren einer neuen Bewegung.

## Protokoll von ANNETTE JENSEN

## Was gab den Anlass zu Ihrer Recherche?

Ich habe das Thema auf der „zeo2“-Redaktionskonferenz gestellt bekommen. Ich hatte schon mal davon gehört, hatte aber keine genaueren Infos.

## Wie sind Sie dann vorgegangen?

Ich habe Tine Langkamp über »<http://gofossilfree.org/de/contact-us/>« gefunden, sie hat erste Infos gegeben zur Lage in Deutschland und allgemein zur internationalen Situation. Drei junge Leute der Gruppe in Berlin habe ich zufällig ein paar Tage später bei einer Demo in Berlin getroffen, sie haben mir erste Infos zur Berliner Gruppe gegeben; ich habe mich dann mit ihnen später in einer Kneipe getroffen. Molina Gosch, die Frau aus Münster, war auch dort. Auf der Homepage von Fossilfree habe ich weiterrecherchiert. Über Bill McKibben hatte ich schon in anderem Zusammenhang recherchiert. Ebenso kenne ich die Kampagne von Urgewald zu Kohle. Zur Gegenrecherche: Im Internet bin ich auf die Studie der Oxford Universität und SAP gestoßen. Bloomberg habe ich mir im Original angeschaut; der Hinweis stammt von der Gofossilfree-Seite. Außerdem wollte ich die Relevanz für kommunale Haushalte aufzeigen. Ich habe dann in der Datenbank recherchiert, die mir durch die „taz“ zugänglich ist und die Infos zu Essen/RWE gefunden in einem „FAZ“-Artikel. Der Rechercheaufwand war letztlich gar nicht so groß.

## Welchen Erkenntnisgewinn hatte die Geschichte für Sie?

Dass es eine internationale Bewegung gibt, die in Deutschland gerade erst anfängt und hier noch weitgehend unbekannt ist. International dagegen ist sie schon wirklich bedeutend. Mich haben die Summen erstaunt, mit denen US-Universitäten umgehen. Und wichtig fand ich, dass es zwar potenziell um Milliardenbeträge beim Deinvestment geht, dass den größten Anteilseignern so aber nicht beizukommen ist, weil es sich um Staaten bzw. Staatskonzerne handelt.

## Welche Tipps würden Sie Nachwuchsjournalist\*innen mit auf den Weg geben?

— Selbst Fragen formulieren und sich vor der Recherche überlegen, was man herausfinden bzw. welche Fragen man beantworten will.

- Sich überlegen, wer welche Fragen beantworten kann bzw. wer welche Infos hat – und immer: Welche Interessen stehen jeweils dahinter?
- Oft ist es besser, eine kundige Person anzurufen und länger mit ihr zu telefonieren, als wild im Internet herumzurecherchieren. Dabei sollte man offen bleiben für Aspekte, an die man vorher gar nicht gedacht hat, und sie gegebenenfalls in die weitere Recherche einbinden.
- Sich nicht von der Materialflut mitreißen lassen, die eine Suchmaschine ausspuckt, stattdessen Herrin des eigenen Textes bleiben und den roten Faden nicht verlieren. Immer gucken, wer welche Infos veröffentlicht, und sich fragen: Warum wird hier veröffentlicht? Wer sind die Quellen? Wie seriös und glaubwürdig sind sie? Auch große, offizielle Institutionen sind nicht „objektiv“. Oft ist es auch sinnvoll, mal in die Langfassung einer Studie zu gucken. So hab ich z. B. bei der ILO zum Thema Kinderarbeit gesehen, dass dort Trends abgeleitet wurden, obwohl nur aus sehr wenigen Ländern Vergleichszahlen aus zwei verschiedenen Jahren vorlagen. Auch die WHO-Zahlen in einer Pressemitteilung zu Tschernobyl widersprachen den Aussagen von WHO-Langstudien; dahinter stehen politische Interessen und ein wenig bekanntes Abkommen zwischen WHO und IAEA zu Veröffentlichungen bezüglich Atomkraft. Um so etwas rauszufinden, braucht man oft Tipps von Informanten, die sich seit Längerem mit dem Thema beschäftigen.
- Es ist wichtig, ein Netz von Informanten aufzubauen, denen man vertrauen kann (auch da immer mitbedenken: Warum erzählt mir jemand etwas.)



ANNETTE JENSEN ist freie Journalistin und Buchautorin in Berlin und beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit Wirtschaft, Umwelt, Transformation der Gesellschaft. Zusammen mit Ute Scheub hat sie vor Kurzem das Buch veröffentlicht: „Glücksökonomie. Wer teilt, hat mehr vom Leben.“

## NEUE ÖKONOMIE. ES REICHT!

Ausgerechnet aus dem Wirtschaftswunderland China kam das Alarmsignal: Wer auf ungezügelttes Wachstum setzt, muss mit dem Kollaps rechnen. Dabei gibt es längst Modelle einer nachhaltigen Ökonomie – auf lokaler Ebene.

Von HANNE TÜGEL

Erschienen in „Geo“, Ausgabe 7/13.

Vielleicht wird der 12. Januar 2013 als der Tag in den Kalendern der Zukunft stehen, an dem der globale Wertewandel begann. Oder als Meilenstein in der Endzeit einer einst blühenden Kultur. Es war jener Samstag, an dem Beijing die Luft ausging. Apokalyptische TV-Bilder von Hochhaus-Silhouetten im Dunst vor einer verfinsterten Sonne flimmerten um die Welt. Feinstaubwerte unter 50 Mikrogramm pro Kubikmeter gelten als gute Luft, 150 Mikrogramm als problematisch für Kinder und Herzranke, 300 als so ungesund, dass man längere Aktivitäten im Freien vermeiden sollte. Einen Höchstwert von 522 hatte die US-Botschaft in Beijing im Vorjahr schon einmal gemessen. Nun aber waren es bis zu 993 Mikrogramm.

Die Ursache: keine Naturkatastrophe. Kein Chemieunfall. Nur das ganz normale Wirtschaften. Die Natur wies plakativ darauf hin, dass die „Grenzen des Wachstums“ real sind, auf die der Club of Rome 1972 aufmerksam gemacht hat. Über 20 Millionen Einwohner unter der Smoglocke hofften nur auf eines: Wind. Im Abgasnebel um Luft zu ringen, zermüht Reiche und Arme, Müllmänner wie Minister. Kurz darauf kündigte Beijings Bürgermeister Maßnahmen an, darunter den Plan, das „übermäßige Wachstum“ beim Autoabsatz stärker zu kontrollieren. In seiner Rede vor dem Volkskongress einige Wochen später übte der scheidende Premierminister Wen Jiabao Selbstkritik. Das chinesische Wirtschaftswachstum sei „unausgewogen, instabil und nicht nachhaltig“. Die Umweltverschmutzung zehrt nach Berechnungen chinesischer Umweltplaner inzwischen 3,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts auf. Saurer Regen aus Chinas Schwefelabgasen vergiftet dabei nicht nur das eigene Land; er regnet auch über Korea und Japan ab. Und giftige Quecksilberpartikel wehen bis in die USA.

## DIE FOLGEN DES „IMMER MEHR“

Ein Anlass, sehr grundsätzlich über Wirtschaft, Wachstum und Wertschöpfung nachzudenken. Über die Folgen des „Immer mehr“ bei Produktion und Konsum. Über die leise innere Stimme, die

sagt, dass es nicht ewig so weitergehen kann: Auf der einen Seite die Übersättigung in den Gesellschaften der Wohlhabenden; allein in Deutschland landen pro Jahr elf Millionen Tonnen Lebensmittel und 400 000 Tonnen Schuhe und Textilien auf dem Müll. Auf der anderen Seite die Not der Armen, bei denen etwas Wachstum ankommen müsste, damit sie sich wenigstens das Lebensnotwendigste leisten könnten. Und über allem der ökologische Imperativ: Schützt eure Lebensgrundlagen, oder ihr werdet es bereuen! Rohstoffvorkommen sind endlich; Umweltgüter wie Luft und Gewässer tolerieren Übernutzung und Verschmutzung eine Weile, aber nicht auf Dauer. Heute wissen wir ziemlich genau, wie weit wir jene Begrenzungen überschreiten, die uns die Natur vorgibt. Die Organisation „Global Footprint Network“ kalkuliert alljährlich den „ökologischen Fußabdruck“ der Menschheit. „2012 hat die Weltbevölkerung das 1,4-Fache dessen verbraucht, das die Biosphäre regenerieren kann“, schreibt ihr Präsident, der Schweizer Mathis Wackernagel. Das heißt: Wir zehren das Naturkapital auf: Wälder, Böden, Gewässer.

## WIR VERHALTEN UNS WIE TROTZIGE KINDER

Warum tun das eigentlich auch und gerade wir in den Industrienationen? Warum verhalten wir uns wie trotzig Kinder und opfern für kurzfristigen Genuss langfristige Lebensqualität? Warum ist es so attraktiv, zu kaufen und zu besitzen, auch Dinge, die man „eigentlich“ gar nicht braucht? Warum lieben wir das „Schneller, höher, weiter“ über den Wolken, auch wenn die Vernunft weiß, dass Fliegen besonders klimaschädlich ist? Die jährlichen Flugpassagierzahlen in Deutschland sind zwischen 2000 und 2011 von 143 Millionen auf 200 Millionen gestiegen, und die Luftfracht hat sich, mit Rosen aus Kenia und Hummer aus Kanada im Gepäck, im selben Zeitraum von 2,6 Millionen Tonnen auf 4,4 Millionen erhöht.

Eine nüchterne und bittere Erklärung gibt der Sozialpsychologe Harald Welzer. Er sagt: „Die Konzepte von Wachstum, Mobilität, Fortschritt sind in unserem emotionalen Haushalt verankert. Von

Appellen bleiben sie völlig unberührt, denn die erreichen nur die kognitive Ebene.“ Seine Folgerung: Gegen lieb gewonnene Gewohnheiten und Verlockungen der Konsumgesellschaft kämen „Es ist fünf nach zwölf“-Botschaften nicht an.

Und die Politik? Sie schürt die Wachstumseuphorie, statt sie zu bremsen. Zwar tönt auch in Politikerköpfen die zweifelnde innere Stimme. Doch den Auftrag, Lösungen zu finden, delegieren Regierungen – bisher folgenlos – an Expertengremien. Frankreich bot mit Joseph Stiglitz und Amartya Sen gleich zwei Wirtschaftsnobelpreisträger auf, um neue Maßzahlen für die Messung wahren Wohlstands zu suchen. In Deutschland debattierte eine Bundestags-Enquetekommission 31 Sitzungen lang über „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“. Und von den USA aus rechnete der Wirtschaftspräsident und ehemalige Weltbank-Ökonom Herman Daly vor, dass uns das Wirtschaftswachstum inzwischen „ärmer statt reicher“ macht.

## DAS BRUTTOINLANDSPRODUKT IST BLIND FÜR WERTBETRACHTUNGEN

Die Kritiker attackieren die herrschende Lehre der Makro-Ökonomie, weil deren Wachstumsbegriff auf „einer falschen volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung“ beruhe und Kosten und Nutzen nicht trenne. Das Bruttoinlandsprodukt (BIP), das die Wirtschaftsleistung eines Landes in Euro, Dollar oder Yen ausdrückt, ist blind für Wertbetrachtungen. Summiert wird alles, wofür Geld bezahlt wird – egal ob die Ausgaben für die Gesellschaft Katastrophe oder Segen bedeuten. Ein Tanker zerbricht, eine Ölplattform sinkt – die Sanierungsmilliarden steigern das BIP und das „Wachstum“ ebenso, wie es die Ausgaben für die medizinische Behandlung der Smog-Opfer in China tun.

Doch als wären sie taub, beschwören Angela Merkel, François Hollande und Barack Obama weiter unisono den Wachstumskurs, genau wie ihre jeweiligen Kontrahenten. Selbst grüne Politiker stimmen längst ein, wobei sie auch dem erhofften Wachstum das Adjektiv „grün“ voranstellen.

Der Grund für die seltene Eintracht: Die Wachstumslogik aufzukündigen, erscheint wie das Öffnen der Büchse der Pandora. Wären nicht bei Stillstand oder Schrumpfkurs Massenarbeitslosigkeit und Chaos vorprogrammiert? Vielleicht. Die Januartage in China zeigen allerdings, dass ein Zuviel auf Dauer mindestens ebenso schlimme Folgen haben kann. Und Pandoras Büchse in der griechischen Mythologie enthielt nicht nur Plagen, sondern auch Hoffnung.

## NATUR UND MENSCH SIND ERSCHÖPFT

Diese Hoffnung könnte heute paradoxerweise daher rühren, dass nicht nur die Natur unter zunehmender Erschöpfung leidet. Auch die Menschen sind erschöpft; psychische Erkrankungen zeigen besonders rasante Wachstumszahlen. Selbstheilung ist nah, wenn Patienten jenseits der Sehnsucht nach „schneller, höher, weiter“ ältere Werte entdecken, die unbezahlbar sind: Zeit zu haben für sich und andere; sich gegenseitig zu helfen. Diese Werte wieder in den Vordergrund zu rücken, eröffnet Spielräume für Postwachstums-Visionen. Wer Lust auf Gemeinsinn statt auf Konsum entwickelt, überlistet die mentalen Strukturen, die uns in der Wachstumsfalle halten.

Tim Jackson, Professor für Nachhaltige Entwicklung an der University of Surrey, Berater der britischen Regierung und Autor des Buchs „Wohlstand ohne Wachstum“, nennt den Lebensstil „alternativen Hedonismus“. Harald Welzer spricht von „dem zivilgesellschaftlichen Projekt des 21. Jahrhunderts, dessen Umsetzung man an niemanden delegieren kann.“

Welzer hat die Stiftung „Futurzwei“ gegründet. Sie stellt Beispiele von Unternehmen und Initiativen vor, die anders leben und wirtschaften, lokal, dezentral, experimentierfreudig. „Die Beteiligten erleben, wie viel Spaß es macht, Wirklichkeit zu verändern“, sagt Welzer. „Psychologen nennen diese Erfahrung ‚Selbstwirksamkeit‘, sie ist äußerst befriedigend.“

## VORDENKER LUDWIG ERHARD

Würde er noch leben, wäre vielleicht auch Ludwig Erhard alternativer Hedonist. Der „Vater“ der sozialen Marktwirtschaft prophezeite im Jahr 1957, irgendwann werde „mit Sicherheit“ und „zu Recht“ die Frage gestellt werden, „ob es noch immer richtig und nützlich ist, mehr Güter, mehr materiellen Wohlstand zu erzeugen, oder ob es nicht sinnvoller ist, unter Verzichtleistung auf diesen ‚Fortschritt‘ mehr Freizeit, mehr Besinnung, mehr Muße und mehr Erholung zu gewinnen.“ ■

## ► POSTWACHSTUM

# „WER ÜBER NACHHALTIGKEIT SCHREIBT, HAT EINE GRATWANDERUNG VOR SICH“

Die Wachstumslogik führt in die Sackgasse und unsere Politiker machen weiter wie bisher. Es ist an der Zeit, laut und deutlich „Es reicht!“ zu sagen. Und natürlich: Es begründen können. Für die Belege ihres Essays zum Postwachstum stand für „Geo“-Redakteurin Hanne Tügel vor allem eines an: Viel lesen.

### Anmerkungen von HANNE TÜGEL

Wir haben in der Redaktion viele Monate lang überlegt, wie man das große Thema Postwachstum zu einem Titel-Schwerpunkt bei „Geo“ machen kann. Ergebnis war die Titelgeschichte „Einfach besser leben. Eine Gesellschaft ohne Wirtschaftswachstum – möglich?“ Darin gab es vier Teile: 1. Das Einleitungs-Essay „Es reicht!“, von dem im Weiteren die Rede ist. 2. Den Artikel „Die große Illusion“ zum Rebound-Effekt, der besagt, dass höhere Effizienz oft nicht zu weniger, sondern zu mehr Rohstoff-Verbrauch führt. 3. „Betr.: Jetzt oder nie“ – eine E-Mail-Korrespondenz über einen Selbstversuch in Sachen Genügsamkeit zwischen „Geo“-Autorin Anke Sparmann und dem Ökonomen und Nachhaltigkeits-Coach Fred Luks. 4. Foto- und Textporträts von Pionier-Projekten, die für ein anderes, „gutes“ Wirtschaften stehen. Das Essay zu recherchieren, hieß vor allem: viel lesen – Studien, Bücher, Statistiken. Und gute Beispiele zu suchen, die plastisch zeigen, dass unsere Wirtschaft des „immer mehr, immer schneller“ an die Grenzen kommt bzw. sie schon überschritten hat. Zur Kritik am Wachstums-Dogma der traditionellen Ökonomie gibt es inzwischen viel Literatur. Dazu kamen z. B.: Daten zur Luftverschmutzung in China und ihren Folgen. Statistiken zum Müllaufkommen oder Zahlen zu der Flugpassagier-Entwicklung. Solche Daten zu finden, ist nicht schwierig. Die Schwierigkeit besteht darin, sie so zu präsentieren, dass Leser nicht im Datenwust ertrinken und sich nicht nur nüchtern-sachlich, sondern auch emotional angesprochen fühlen. Und Ansätze für Auswege zu zeigen, in diesem Fall einer Neudefinition von „Wohlstand“ und einem Plädoyer für Gemeinsinn.

**Aufwand?** Zehn Zentimeter Bücher mehr im Regal und ein Ordner mit Studien und anderen Papieren. Der Besuch einer Postwachstums-Veranstaltung in Hamburg mit Vorträgen, Theater, Kabarett. Finanziell gesehen also nicht teuer, von der Arbeitszeit her kann ich es nicht mehr einschätzen, weil im Redaktionsalltag immer mehrere Sachen parallel laufen. Bei einem Essay wie diesem hat man die Dinge, die man ausdrücken will, im Groben schon im Kopf; Nachhaltigkeitsthemen gehören schon sehr lange in das Feld, das ich journalistisch bearbeite. Der Erkenntnisgewinn bestand während der Recherche eher in Details. Und – einmal mehr – in Ernüchterung. Dass Politiker eigentlich genau wissen, dass die Wachstumslogik

in die Sackgasse führt, und sich von hochrangigen Kommissionen beraten lassen, aber keiner den Rat in Handlung umsetzt.

**Resonanz:** Zum gesamten Schwerpunkt gab es reichlich Leserbriefe – Ablehnung, Zustimmung, eigene Gedanken. Außerdem haben wir den ERM-Journalistenpreis für „Energie- und Ressourcenmanagement“ der Hochschule Nürtingen-Geislingen gewonnen.

**Tipps für Nachwuchsjournalisten:** Wer über Nachhaltigkeit schreibt, hat eine Gratwanderung vor sich. Leser und Leserinnen sollen einen Bezug zum eigenen Leben herstellen, sie sollen aber nicht abgeschreckt oder gelangweilt nach dem zweiten Absatz aufhören zu lesen. Die Gefahr ist relativ hoch, weil viele Nachhaltigkeitsthemen auch den eigenen Lebensstil infrage stellen und schlechtes Gewissen und schlechte Laune erzeugen können. Der Gedanke „Das weiß ich doch irgendwie schon alles“ heißt dann oft in Wahrheit „Das will ich so genau gar nicht wissen“. Die große Kunst ist es, den Finger trotzdem immer wieder auf verschiedenste Weise in die Wunde zu legen, um die Kluft zwischen Wissen und Handeln zu verringern.

**Die gute Nachricht:** Das Themenfeld ist unerschöpflich. Alles ist drin – ideelle und materielle Werte. Die großen Felder Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und der Alltag von inzwischen 7,3 Milliarden Menschen. Gefragt sind neue Stilformen, die Phlegma und Bequemlichkeit aufbrechen, auch mit Witz, Provokation. Und Beiträge, die Hoffnung machen: z. B. Porträts von Menschen und Initiativen, die sich dem Mainstream fröhlich entziehen.



**HANNE TÜGEL** ist gelernte Verlagskauffrau, studierte Pädagogin und begeisterte Journalistin. Stationen: Hamburger Journalistenschule von Gruner + Jahr (heute Henri-Nannen-Schule). Zehn Jahre freie Autorin mit den Schwerpunkten Umwelt, Wissenschaft und Gesellschaft. Zwei Jahre Redakteurin bei der Wochenzeitung „Die Woche“ in Hamburg. Seit 1995 Redakteurin beim Monatsmagazin „Geo“. Mitglied im Beirat von [gruener-journalismus.de](http://gruener-journalismus.de).



# REICH OHNE EIGENTUM ODER DER HOMO OECONOMICUS BRICHT AUS

Feature von NORA BAUER

Gesendet am 20. Januar 2015 im **Deutschlandfunk**.

Neun angehende Wissenschaftler beendeten ein Ökonomie-Studium in Bayreuth, um gemeinsam ein Projekt zu realisieren, das sie „Dranbleiben“ nennen. Gegen „den Zeitgeist von zunehmender Individualisierung, Flexibilisierung und Ökonomisierung aller Lebensbereiche“ setzen sie die Utopie gemeinsamen Lebens und Arbeitens. Ihr Reichtum entsteht nicht durch Besitz, sondern durch Gemeinsamkeit. Sie entwickelten den global vernetzten Arbeitskreis „Plurale Ökonomie“, der Alternativen zur klassischen Volkswirtschaftslehre erforscht, und sie fanden Anschluss an die Initiative „Freiraum Alfter“. Seit über 30 Jahren kauft der gemeinnützige Verein in der Eifel Häuser auf, um sie dann an junge Leute und Familien zu bezahlbaren Preisen zu vermieten. Die Mieter leisten die Renovierungsarbeit. Dabei wird kein Eigenkapital eingesetzt und dennoch die Finanzierung so kalkuliert, dass die Kredite allein durch die Mieteinnahmen getilgt werden. Die „Nutzergemeinschaft selbstverwalteter Häuser“ arbeitet dabei eng mit der „Gemeinschaftsbank für Leihen und Schenken“ (GLS) in Bochum zusammen. Die Genossenschaftsbank versteht sich als sozial und ökologisch verpflichtetes Geldinstitut und will vor allem „nachhaltige“ Projekte fördern. Ziel aller Projekte ist nicht Besitz, sondern Gemeinsamkeit, nicht Wachstum, sondern geteilte Verantwortung für Gemeingüter. Beinahe ganz nebenbei sichern sie auch die individuellen Existenzen. Vielleicht ist dies eine Geschichte von naiven Weltverbesserern, Versagern und Spinnern. Vielleicht aber auch nicht. ■

Auszug aus dem Sendemanuskript:

## ERZÄHLERIN

Das Erdgeschoss eines alten Bauernhauses im ländlichen Roisdorf bei Bonn. Die Räume sind nicht hoch, aber mit den großen Fenstern sehr hell. Ich rieche noch den frischen Putz. Überall steht Werkzeug herum, Kübel mit Mörtel, Leiter, Schmirgelpapier, Farbeimer mit Pinseln und Rolle. Zimmer und Flur haben noch etwas Unfertiges und Provisorisches, obwohl sie seit einem Jahr bewohnt werden. Eine Studentengruppe hat das Haus und den Ort zum gemeinsamen Lebensmittelpunkt gewählt. Von hier aus wollen sie ihre Vorstellungen von einem sinnvollen Leben gestalten, den Folgen der Globalisierung und der Aushöhlung des Sozialstaates trotzen.

Mehr unter:

»[http://www.deutschlandfunk.de/gesellschaft-reich-ohne-eigentum-oder-der-homo-oeconomicus.1247de.html?dram:article\\_id=304980](http://www.deutschlandfunk.de/gesellschaft-reich-ohne-eigentum-oder-der-homo-oeconomicus.1247de.html?dram:article_id=304980)

## ► POSTWACHSTUM / ALTERNATIVES WIRTSCHAFTEN

# „MENSCHEN GEHÖR VERSCHAFFEN, DIE SONST NICHT GEHÖRT WERDEN“

Unser derzeitiges Wirtschaftssystem ist auf Wachstum ausgelegt. Aber könnte es auch anders laufen? Die Radiojournalistin Nora Bauer beleuchtet ein Alternativmodell und besucht eine Gruppe junger Leute, die aus dem Wachstumsparadigma ausgebrochen sind und statt Besitz der Gemeinschaft den Vorzug geben: „Reich ohne Eigentum. Oder: Der Homo oeconomicus bricht aus“

## Recherchebericht von NORA BAUER

Anstoß zu meiner Geschichte über die „Dranbleiber“-Initiative war ein Zeitungsartikel, in dem eine Journalistin die gesetzlichen Altersvorsorgesysteme als „Verlustgeschäft“ beschrieb. Ihre Recherche hatte ergeben, dass die U30-Generation, die heute in der Ausbildung ist, zum Zeitpunkt der Fälligkeit wesentlich weniger Rente erhalten wird, als sie während ihrer Lebensarbeitszeit eingezahlt hat. Mich hat interessiert, ob junge Leute sich über ihre Altersabsicherung Sorgen machen, ob sie sparen für ihre Rente, wie stark der Gedanke an die wirtschaftliche Zukunft ihr Verhalten in der Gegenwart beeinflusst. Suchen sie nach Alternativen für das gesetzliche System?

Über einen ehemaligen Gesprächspartner, einen Jurastudenten aus Bonn, der mit Genossenschaftsprojekten zusammenarbeitet, habe ich die Kontaktdaten des Freiraum Alfter e.V. und der Dranbleiber-Initiative erhalten. Nach einigen E-Mails und Telefonaten haben wir uns im Haus in Roisdorf zur ersten Interview-Runde getroffen. Gleichzeitig hatte ich noch zwei weitere Initiativen angesprochen, eine Initiative „Soziale Landwirtschaft“ und ein Transition-Town-Projekt. Nach Vorgesprächen habe ich diese beiden Initiativen für meine Sendung verworfen, weil das emotionale Umfeld für mich nicht gestimmt hat. Es war mir wichtig, dass die Menschen, über die ich hier berichten wollte, glaubwürdig in ihrem Miteinander waren und nicht nur eine lose Nutzergemeinschaft bildeten. Deshalb fiel meine Wahl auf die Dranbleiber-Gruppe in Roisdorf.

Ich habe diese Gruppe Studierender erst in den Gesprächen kennengelernt und meine weitere Recherche ihren Erzählungen und Berichten angepasst. Außer einem interessierten Allgemeinwissen hatte ich auch über Wirtschaftswissenschaften oder ein VWL-Studium keine spezielle Kenntnis. Texte und Bücher zu Positionen der klassischen Ökonomie und zur Pluralen Ökonomik habe ich dann gelesen, um den Inhalten meiner GesprächspartnerInnen in weiteren Interviews begegnen zu können. Darin liegt auch der Erkenntnisgewinn

## NACHHALTIGKEIT ...

... BEDEUTET FÜR MICH DIE IMPLIZITE MÖGLICHKEIT ZUR DAUER IN ALLEM TUN, DIE KONZENTRATION UND RÜCKSICHT AUF DAS MITEINANDER MIT ALLEN LEBENSFORMEN UND DEN VERZICHT AUF ALLES, WAS MIR NICHT FREIWILLIG ZUTEILWIRD. ICH FINDE, NICHTS LÄSST SICH HEUTE SCHWERER UMSETZEN.

Nora Bauer

dieser Geschichte für mich begründet. Die weiteren Gesprächspartner ergaben sich aus den Interviews mit den Dranbleibern. Sie wurden dramaturgisch relevant, um das Lebensprojekt der Dranbleiber in der Realität zu verankern.

Die Dauer der Recherche war mit circa vier Wochen tatsächlich kurz, im Vergleich zu für mich üblichen Recherche-Phasen von bis zu acht Monaten. Die Kosten trage ich normalerweise selbst, nur Reisekosten werden vom Sender übernommen.

Die Resonanz bei Hörern, soweit sie sich im Sender über den Hörerservice gemeldet haben und mir bekannt sind, fiel zu 99 % positiv aus – nur ein Ökonomie-Professor glaubte mich als Autorin und die Dranbleiber belehren zu müssen.

Mein Rat für Nachwuchsjournalisten ist, dass die Recherche tatsächlich lange vor dem eigentlichen Thema beginnt. Ein tiefes Wissen erleichtert das Gespräch und verhindert verfälschende Verkürzungen in der Produktion. Ins Gespräch kommen – dem Gegenüber die Gelegenheit zu geben, zu formulieren, worauf es ihm tatsächlich ankommt, und Menschen Gehör zu verschaffen, die vielleicht sonst nicht gehört werden – ist für mich das A und O meines Berufs.

**NORA BAUER** ist 1960 geboren, Studium Pädagogik, Theaterwissenschaften, Psychologie, Schauspiel- und Opern-Regie seit 1985, Radio-Autorin und -Regisseurin seit 1994 für WDR, DLF + DLR, SWR, BR und NDR.

61<sup>te</sup> Internationale  
Filmfestspiele  
Berlin  
Generation

Kulinarisches  
Kino



# TASTE THE WASTE

Die globale Lebensmittelverschwendung. Wohlstand oder Wahnsinn?

Ein Film von Valentin Thurn

**AB 8. SEPTEMBER IM KINO**

[www.taste-the-waste.de](http://www.taste-the-waste.de)

DAS BUCH  
ZUM FILM:  
„DIE ESSENS-  
VERNICHTER“



## TASTE THE WASTE – DIE GLOBALE LEBENSMITTELVERSCHWENDUNG

Film von VALENTIN THURN, 90 Min., 2010, 35 mm

deutscher Kinostart am 8. September 2011

50 Prozent aller Lebensmittel werden weggeworfen: Jeder zweite Kopfsalat, jede zweite Kartoffel und jedes fünfte Brot. Das meiste davon endet im Müll, bevor es überhaupt den Verbraucher erreicht. Und fast niemand kennt das Ausmaß der Verschwendung. Wer macht aus Essen Müll? Welche Folgen hat die globale Nahrungsmittel-Vernichtung für das Klima? Und für die Ernährung von sieben Milliarden Menschen?

Der Film „Taste the Waste“ findet Antworten bei Bauern, Supermarkt-Direktoren, Müllarbeitern und Köchen. In Deutschland, Österreich, Japan, Frankreich, Kamerun, Italien und den Vereinigten Staaten. Und er findet Menschen, die unserem Essen mehr Wertschätzung entgegenbringen und Alternativen entwickelt haben, um die Verschwendung zu stoppen.

Essen wegzuwerfen findet niemand gut – „weil andere nichts zu essen haben“, sagen die Jüngeren, und die Älteren erinnern sich noch an den Hunger im Krieg: „Da waren wir um jeden Kanten Brot froh.“ Aber wir alle machen mit beim großen Ex und Hopp! Valentin Thurn hat die Wirklichkeit in unseren Mülltonnen aufgespürt. In den Abfall-Containern der Großmärkte, der Supermärkte und denen vor unserer Haustür. Sie enthalten Massen einwandfreier Lebensmittel, teilweise noch originalverpackt, oft ist nicht einmal das Haltbarkeitsdatum abgelaufen. Über zehn Millionen Tonnen Lebensmittel pro Jahr werden allein in Deutschland weggeworfen. Und es werden immer mehr! Warum werfen wir so viel weg? Auf der Suche nach Erklärungen spricht Valentin Thurn mit Supermarkt-Verkäufern und Supermarkt-Managern, Bäckern, Großmarkt-Inspektoren, Ministern, Psychologen, Bauern und EU-Bürokraten.

Was er findet, ist ein System, an dem wir uns alle beteiligen: Supermärkte bieten durchgehend die ganze Warenpalette an. Bis spät in den Abend muss das Brot in den Regalen frisch sein, zu jeder Jahreszeit gibt es Erdbeeren. Und alles muss perfekt aussehen: Ein welkes Salatblatt, ein Riss in der Kartoffel oder eine Delle im Apfel, und sofort wird die Ware aussortiert. Joghurtbecher schon zwei Tage vor Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums.

Dass wir die Hälfte unseres Essens verschwenden, wirkt sich verheerend auf das Weltklima aus. Die Landwirtschaft verschlingt riesige Mengen an Energie, Wasser, Dünger und Pestiziden; Regenwald wird für Weideflächen gerodet. Mehr als ein Drittel der Treibhausgase entsteht durch die Landwirtschaft. Nicht unbedeutend sind auch die auf den Müllkippen vergärenden Lebensmittelabfälle, denn die entstehenden Klimagase haben entscheidenden Einfluss auf die Erderwärmung.

„Taste the Waste“ zeigt, dass ein weltweites Umdenken stattfindet und dass es Menschen gibt, die mit Ideenreichtum und Engagement diesem Irrsinn entgegentreten.

Kleine Schritte, die eine große Chance bedeuten. ■

Eine Co-Produktion von Thurn Film und Schnittstelle. Unterstützt von MEDIA (EU-Kommission), Evangelischer Entwicklungsdienst (EED), KOCCA (koreanische Filmförderung).

Entwickelt mit Unterstützung der Documentary Campus Master-school

Taste the Waste – internationale Kampagne gegen Lebensmittel-Müll



## ► LEBENSMITTELVERSCHWENDUNG

# „MICH PACKTE DER ZORN AN DEN MÜLLTONNEN“

„Taste the Waste“ (Probier den Müll) – ein Titel mit Appellcharakter, der verstört, schockiert, empört und zum Handeln auffordert. Genau diese Emotionen durchlief der Filmemacher Valentin Thurn selbst – und handelte.

Interview von ANJA ACHENBACH

### Herr Thurn, was gab den Anstoß zu dieser Recherche?

Die Vorgeschichte zu Taste the Waste war eine halbstündige Sozialreportage, die ich für das öffentlich-rechtliche Fernsehen gemacht habe (Gefundenes Fressen, WDR, 2008). Bei dem Dreh zu dieser Reportage haben die Mülltaucher mir regelrecht die Augen geöffnet, mich hat wirklich der Zorn an den Mülltonnen gepackt. Aus dem Publikum gab es dann ganz ähnliche emotionale Reaktionen, es gab bergeweise E-Mails und Leserbriefe. Das hat mir klargemacht, dass es hier etwas gab, das bislang vernachlässigt wurde.

### Wie ist dann die weitere Recherche für den Kinofilm verlaufen?

Die gesamte Entwicklungsphase hat sich insgesamt über ein Jahr hingezogen. In Deutschland gab es noch nichts zu diesem Thema, aber in Großbritannien gab es schon erste Studien. Die nächste Frage war: Wie erzähle ich das überhaupt? Glücklicherweise gab es die Möglichkeit, dieses Thema in einen Inkubator mit Filmemachern aus ganz Europa einzubringen. Die angelsächsischen Kollegen haben mich auf den möglichen Kampagnencharakter bei einem solchen Thema aufmerksam gemacht.

### War es aufwändig, Protagonisten zu finden?

Damals für die Reportage war es sehr schwierig, denn die Containerer waren noch sehr scheu. Es war sehr schwer, jemanden zu finden, denn wir wollten nicht anonymisiert drehen. Dementsprechend war es eine sehr mühsame Recherche mit viel Telefoniererei und viel Überzeugungsarbeit. Inzwischen ist das Containern salonfähiger geworden, doch zu der Zeit war es noch so, dass diese Fälle vor Gericht landeten. Heute werden die Verfahren meist wegen Geringfügigkeit eingestellt.

### Gab es noch weitere Hindernisse?

Es gab die Schwierigkeit, dass die Supermärkte sagten, ihr könnt gerne filmen, wie wir hier aussortieren, aber ab der Rampe ist Cut. Sie wollten nicht, dass wir drehen, wie sie die Lebensmittel massenweise in die Tonne schmeißen. Bei den Landwirten war

## WAS VERSTEHEN SIE UNTER NACHHALTIGKEIT?

DIE LEBENSMITTELPREISE HEUTZUTAGE SIND UNEHRLICH: DER WAHRE PREIS IST NICHT EINGE- PREIST. EIN WIRTSCHAFTSBOSS HAT MAL GESAGT: „NACHHALTIGKEIT IST, WENN ICH MORGEN NOCH AM MARKT BIN.“ DAS IST DIE ÖKONOMISCHE NACHHALTIGKEIT, ABER DIE SCHWINGT SOWIESO ÜBERALL MIT.

DIE ANDERE NACHHALTIGKEIT ABER, DER VER- ANTWORTUNGSVOLLE UMGANG MIT RESSOURCEN UND DASS DIE FELDER FÜR UNSERE ENKELKINDER IMMER NOCH SO FRUCHTBAR SIND WIE HEUTE, IST DAS, WAS LANGFRISTIG ZÄHLT. DAS SOLLTE BEI DER PREISGESTALTUNG BERÜCKSICHTIGT WERDEN. DANN WÜRDEN DIE LEUTE AUCH NICHT MEHR SO VIEL WEGSCHMEISSEN.

Valentin Thurn

es ähnlich, bis wir dann einen gefunden hatten, der sagte, ja ich mache das, aber ich finde es schlimm. Es ist gut, dass man das zeigt. Das hat ein Weilchen gedauert.

### Wie schwierig war es, die Finanzierung zu stemmen?

In den meisten Fällen ist eine Ausstrahlung im Fernsehen das Ende der Kinoauswertung. Wir waren auf dem Documentary Campus bei einem internationalen Pitching. Es gab es sehr starkes

Interesse an unserem Projekt und die ARD hat uns ein sehr gutes Angebot gemacht, das wir nicht ausschlagen konnten, denn es war nicht klar, ob wir jemals Filmförderung bekommen würden. Wir waren ein No-Name im Kinobereich und da herrscht immer große Skepsis. Wer Fernsehen kann, kann noch lange nicht Kino, heißt es, da gibt es eine sehr klare Trennung. Wir starteten also mit einer Fernsehausstrahlung, drehten dann nach und schnitten noch einmal komplett neu. Mit der Fernsehausstrahlung 2010 haben wir eine Kampagne gestartet, die den Kinostart unterstützen sollte. Kaum einer hat vorab geglaubt, dass das klappen würde, aber wir haben es trotzdem gewagt, auch weil wir gar keine Wahl hatten. Und es hat geklappt: Der Film war ein außergewöhnlicher Erfolg.

### Wie groß war der Aufwand insgesamt – zeitlich und monetär?

Es hat insgesamt drei Jahre gedauert, ein Jahr für die Entwicklung, ein Jahr für den Dreh – natürlich nicht komplett – und ein Jahr für den Schnitt in verschiedenen Versionen und die Vorbereitung der Kinokampagne. Eine Mitarbeiterin hat sich ausschließlich darum gekümmert und mit unseren Partnern Slow Food und Brot für die Welt Aktionen geplant und koordiniert. Wir haben mit einer anderen Firma mit drei Mitarbeitern kooperiert, außerdem waren natürlich viele Freiberufler am Werk.

Für den Film gab es ein Produktionsbudget von knapp 350.000 Euro (für den TV- und den Kinofilm), am Schluss außerdem noch Filmförderung für die Postproduktion. Im ersten Jahr der Entwicklung floss noch kein Geld und ich war gezwungen, noch andere Projekte zu machen. Danach war ich komplett mit dem Projekt beschäftigt. Das größte Loch in die Kasse hat die Vorbereitung der Kinokampagne gerissen, das zahlte keiner der Partner so richtig. Das ist jetzt gerade wieder der Fall: Das sind ja gesellschaftliche Debatten, die man anstoßen will. Das kann man natürlich mit einer gemeinnützigen Organisation sehr viel besser, also haben wir beide Male einen Verein gegründet (damals: Foodsharing e.V., aktuell: Taste of Heimat e.V.), aber bei solchen Vorhaben winken die Co-Produktionsfirmen oder die Kinoverleiher ab.

### Wann sind Sie auf die Idee gekommen, daraus auch eine Bewegung zu machen?

Eigentlich war das schon in der Entwicklungsphase angelegt. Das ist ein Kampagnenfilm, wir wollten ein Thema setzen. Das braucht erst einmal eine Online-Plattform. Schnell stellte sich heraus, dass gleichzeitig fünf andere an der gleichen Idee bastelten und so haben wir dann recht schnell gesagt: Gründen wir doch gleich einen Verein. Das hat dann allerdings noch etwa ein Jahr gedauert.

### Was ist Ihr größter Erkenntnisgewinn aus diesem Filmprojekt?

Mit einem Film allein kann man heute nicht mehr die Aufmerksamkeit erregen, man muss schon ein ganzes Kampagnenpaket schnüren und sich über andere Medien Gedanken machen, aber

es hängt auch vom Thema ab. Und: Es war Wahnsinn, das zu finanzieren, und trotzdem hat es funktioniert. Erst einmal sind wir ja nur mit dem Engagement der Leute gestartet.

### Mit diesem Film sind Sie erstmals über die Rolle als Filmemacher hinausgegangen und zum Aktivist geworden.

Das kann man so sagen. Das wird in journalistischen Kreisen natürlich durchaus auch kritisch gesehen. Obwohl ich schon immer der Meinung war: Das mit der Objektivität ist ein Selbstbetrug. Dadurch allein, dass wir schon unsere Ausschnitte wählen, setzen wir schon unsere Meinung. Aber es gibt auch noch so etwas wie Fairness und journalistischen Ethos, ich will in erster Linie informieren, da gibt es einige, die wollen mehr unterhalten. Ich zeige dem Zuschauer aber lieber meine Haltung, die darf durchaus spürbar und sichtbar sein, und dann kann der Zuschauer sich ja selbst davon abgrenzen oder auch nicht. Diese Art des Advocacy Journalism ist übrigens im angelsächsischen Raum sehr viel verbreiteter.

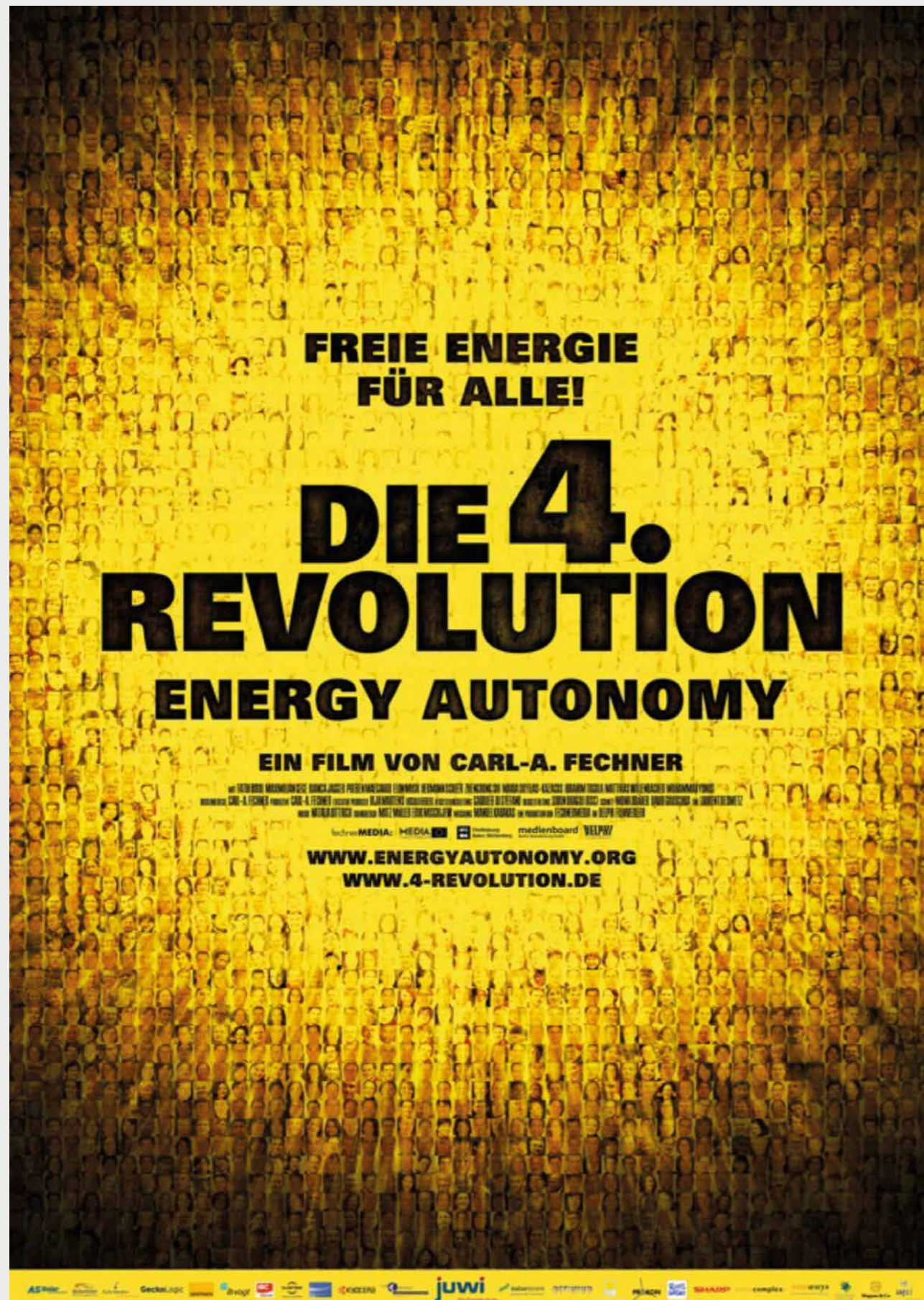
### Welche Tipps würden Sie Nachwuchsjournalisten mit auf den Weg geben?

Mein Tipp wäre: „Bleib bei dir!“ Bleib bei deinem Stil, bleib bei deiner Haltung. Bei mir ist Haltung ein Grundbedürfnis, ich könnte es gar nicht anders. Bei „Taste the Waste“ waren viele andere beispielsweise der Meinung, ich bräuchte einen Bösewicht im Film. Ich wollte aber keinen. Ich wollte, dass man – statt einen Bösen auszumachen – sich selbst ertappt und das eigene Verhalten hinterfragt. Und viele haben das nach dem Kinobesuch offenbar auch getan, denn wir hatten viel Resonanz in dieser Richtung.



Der Filmemacher **VALENTIN THURN** drehte über 40 Dokumentationen für das Fernsehen, vor allem für ARD, ZDF und ARTE, darunter viele preisgekrönte: So wurde sein Film „Ich bin Al Kaida“ 2006 für den Deutschen Fernsehpreis nominiert.

„Taste the Waste“ war einer der erfolgreichsten Dokumentarfilme in den deutschen Kinos 2011. Er gewann den Umwelt-Medienpreis der Deutschen Umwelthilfe und weitere 15 Preise im In- und Ausland. Zum Thema Lebensmittelverschwendung hat er 2011 das Buch „Die Essensvernichter“ geschrieben, 2012 das „Taste the Waste“-Kochbuch sowie 2013 den Nachfolgefilm „Die Essensretter“ gedreht, der ebenfalls zahlreiche internationale Preise gewann, darunter den Econsense Journalistenpreis. 2003 gründete er die Produktionsfirma Thurn Film, die neben seinen eigenen Werken auch Dokumentationen anderer Autoren produziert. Valentin Thurn gründete 1993 mit Journalisten aus über 50 Ländern die „International Federation of Environmental Journalists“ und ist Vorsitzender des „Foodsharing e.V.“ sowie des „Taste of Heimat e.V.“



## DIE 4. REVOLUTION – ENERGY AUTONOMY

Dokumentarfilm von CARL-A. FECHNER

Kinostart 2010

Der Dokumentarfilm „Die 4. Revolution – Energy Autonomy“ von Carl-A. Fechner steht für eine mitreißende Vision: Eine Weltgemeinschaft, deren Energieversorgung zu 100 Prozent aus erneuerbaren Quellen gespeist ist – für jeden erreichbar, bezahlbar und sauber. Eine globale Umstrukturierung, die Machtverhältnisse neu ordnet und Kapital gerechter verteilt, könnte jetzt beginnen. Wir müssen es nur tun!

Wie – das zeigt Fechners Film anhand beispielhafter Projekte und ihrer Vorkämpfer in zehn Ländern: Das energieeffizienteste Bürogebäude der Welt steht in Deutschland und produziert mehr Energie, als es verbraucht. Erneuerbare Energien sichern Familien in Mali und Bangladesch über hautnahe Finanzierungsmodelle die Existenz. Alternative Energiekonzepte revolutionieren die Autoindustrie und fördern neue Wege der Mobilität.

In vierjähriger Produktionszeit begleiteten Carl-A. Fechner und sein Team engagierte Prominente, sprachen mit Topmanagern, afrikanischen Müttern, Bankern und ambitionierten Aktivisten auf der ganzen Welt. Am Ende des hochaktuellen Films kann für alle ein neuer Anfang stehen: die 4. Revolution – Energieautonomie.

Der Film „Die 4. Revolution – Energy Autonomy“ ist ein kraftvolles Plädoyer für den sofortigen Umstieg auf erneuerbare Energien. Er entwickelt kein Schreckensszenario – etwa über die Folgen des Klimawandels –, sondern zeigt mithilfe Mut machender Beispiele und engagierter Persönlichkeiten aus aller Welt, wie der vollständige Wechsel von Erdöl, Gas, Kohle und Atomkraft zu Wind-, Wasser- und Solarkraft gelingen kann – gegen die Widerstände mächtiger Konzerne.

Dabei geht es nicht nur darum, die Energiequellen auszutauschen, sondern um einen radikalen Strukturwandel: Strom und Wärme werden nicht mehr von Großkonzernen in riesigen Raffinerien und Kraftwerken produziert, sondern dezentral für einzelne Familien, Dörfer oder Regionen. Gehandelt wird nicht mehr mit Rohstoffen, sondern mit Technologie, denn im Gegensatz zu den fossilen Brennstoffen sind Wind, Sonne und Wasser für alle kostenlos zugänglich. Ihre Energie muss aber mit modernster Technik verfügbar gemacht werden.

„Das jetzige Energiesystem ist am Ende“, sagt Hermann Scheer, Vorstand des Weltrats für erneuerbare Energien, Träger des alternativen Nobelpreises, Mitglied des Bundestages und einer der Hauptprotagonisten des Films. „Das neue System der Energieautonomie steht vor dem Durchbruch.“ Es wird die Energieversorgung unabhängiger machen und demokratisieren und der Weltbevölkerung mehr Gerechtigkeit bringen. Die Wirtschaft wird sich darauf einstellen (müssen). Scheer: „Wir stehen vor dem größten Strukturwandel der Wirtschaft seit Beginn des Industriezeitalters.“ Das ist die 4. Revolution. Nach der landwirtschaftlichen, der industriellen und der Informationsrevolution. ■

## ► ENERGIEWENDE

## „EIN THEMA, DAS DIE WELT UMSPANNT“

**Mit „Die 4. Revolution – Energy Autonomy“ gab Carl-A. Fechner 2010 sein Kinodebüt. Der Film und die Kampagne um das gesamte Medienprojekt wollen eine globale Energiewende initiieren. Der Film war der meistgesehene Kino-Dokumentarfilm des Jahres 2010, wurde in 28 Sprachen übersetzt und gewann mehrere Filmpreise. Inzwischen dreht Fechner mit „Change: Die Revolution geht weiter“ an der Fortsetzung.**

## Interview von ANJA ACHENBACH

**Herr Fechner, was gab den Anstoß zur diesem Film – wollten Sie eine Revolution anzetteln?**

„Die 4. Revolution – Energy Autonomy“ war von Beginn an mehr als ein Film für mich. Ich wusste: Der Film könnte eine Revolution starten. Er ist visionär und zeigt Alternativen und Lösungen auf. Mit Sicherheit war er bewusstseinsverändernd für viele Menschen. Weltweit 10 Millionen Zuschauer sprechen für sich.

Meine beruflichen Grundlagen liegen im Fernsbereich. Ich habe jahrelang für Kontraste, Report und ähnliche Formate gearbeitet und später für eine Vielzahl engagierter Sendeplätze TV-Reportagen gemacht. Drei Filme thematisierten zum Beispiel den Irakkrieg 1990/1991. Viel wichtiger ist es mir jedoch, Chancen und Perspektiven darzustellen. Die größte Chance liegt im Bereich der Ökologie – konkret im Themenbereich der Energie. Hier liegt das größte Potenzial für Veränderungen. Die Umgestaltung der Welt hin zu einem gerechten und nachhaltigen Lebensumfeld kann hier ansetzen. Filmisch bedeutet das für uns, wissenschaftliche Grundlagen mit einer guten Geschichte zu verbinden und möglichst weit zu verbreiten.

**In Ihrem Leitbild heißt es sogar ganz explizit, fechnerMEDIA sei „aktiver Teil des gesellschaftlichen Veränderungsprozesses“.**

Wir wollen Bilder schaffen zum nachhaltigen Handeln und können uns dabei auf eine lange Autorentradition berufen. Auch zum Beispiel Rainer Werner Fassbinder wollte durch seine Filme politische Veränderungen bewirken. Es geht um Aktionsrelevanz, um Vorbilder zum Handeln. Der Film „Die 4. Revolution“ will zeigen, dass die Umstellung der Weltenergieversorgung auf 100 Prozent erneuerbare Energien notwendig und machbar ist. Dies bedingt allerdings erst einmal eine professionelle, umfassende Recherche und präzise journalistische Arbeit.

**Inhaltlich klingt das aber gar nicht so neutral. „Aus der Bewegung für die Bewegung“ ist ein anderes Motto, das Sie ausgehen.**

Die 4. Revolution“ ist absolut unabhängig gemacht. Das legte uns tiefgreifende journalistische Ansprüche auf, erlaubte uns aber gleichzeitig die höchste Form filmischer Selbstbestimmung. Deshalb kann ich mich trotzdem als Filmemacher einer basispolitischen Bewegung zuordnen und für eine gesellschaftspolitische Revolution kämpfen.

**Warum kam Hermann Scheer ausgerechnet auf Sie zu?**

Ich kannte Hermann Scheer schon seit über 15 Jahren, habe ihn diverse Male interviewt und eine ganze Reihe von TV-Beiträgen mit ihm gemacht. Irgendwann rief er mich an und erzählte mir dann lange von seinem neuen Sachbuch „Energieautonomie“. Mir war sofort klar, dass dies das Thema war, nach dem ich lange gesucht hatte. Ein Stoff, der weltumspannend viele Menschen berührt und Grundlage für einen anspruchsvollen Kinofilm bietet. Uns verband eine wunderschöne Freundschaft. Ich bin sehr traurig, dass er so früh gestorben ist. Scheer war erfüllt von seinem Thema. Energieautonomie beinhaltet eine revolutionäre Dimension, die die Welt umspannt – und so ist der Film ja auch angelegt. Sein Sachbuch ist übrigens komplett anders als unser Film.

**Wie ging es dann weiter?**

Zunächst haben wir das Thema etwa ein Jahr lang recherchiert und dabei viel Aufwand betrieben. Es stimmte alles, was Hermann Scheer schrieb. Das ist bei Sachbüchern nicht immer selbstverständlich. Danach folgte ein etwa einjähriger Prozess mit Autoren-Workshops und externer Expertise, um das Thema filmisch anzugehen. Bei Kino müssen Sie sich sehr viel über die Dramaturgie Gedanken machen. Letztlich haben wir das Konzept so entwickelt, dass die Geschichten der einzelnen Protagonisten sich durch den ganzen Film ziehen konnten. Der Fokus des Films zielt auf Lösungen ab, nicht auf Probleme. Es geht um die Demokratisierung der Energiewirtschaft und den Mut, selbst aktiv zu werden.

**Parallel haben Sie den Finanzierungsprozess angeschoben.**

Wir sind hier natürlich finanziell in Vorleistung getreten. Damals dachten wir noch, dass der Film öffentlich gefördert würde. Das ist aber letztlich nicht der Fall gewesen, bis auf 10.000 Euro im Nachhinein. Wir haben den Film letztendlich innerhalb von zwei Jahren komplett selbstständig durch Sponsoren und Investoren finanziert.

**Sie haben sozusagen symbolische Filmbausteine verkauft. Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?**

Die Grundidee des Films beinhaltet die Dezentralisierung von Prozessen und Entscheidungen. Unser Finanzierungskonzept schließt sich dieser Kraft aus der Region, wie wir es empfinden, an. Eine breite gesellschaftliche Bewegung einzuladen, uns mit Geld und Know-how zu helfen, diesen Film zu machen, war letztendlich der Schlüssel. Außerdem gab es weltweit große Unterstützung bei der Recherche – wir haben Hunderte von Beispielen bekommen.

**Das ist aber auch ein sehr aufwändiger Prozess.**

Ja, weit über eine Million einzusammeln, bedarf schon eines hohen Aufwandes. Dafür haben drei Kolleginnen über zwei Jahre lang gearbeitet.

**Der Film hat insgesamt 1,5 Millionen Euro an Produktionskosten verschlungen, 5 Mitarbeiter beschäftigt und eine 6-monatige Drehreise mit 60 Drehtagen erfordert.**

Ja, und die Crew hat sicher noch 10 weitere Freiberufler beschäftigt. An dem Schnitt und der Postproduktion inklusive der Musikkomposition und -aufnahme haben wir ein Jahr lang gearbeitet. Aber das ist bei solchen Kino-Dokumentarfilmen ein durchaus üblicher Zeitaufwand.

**Die Verbreitungskampagne hat ja auch eine Eigendynamik gewonnen. Wie ist es zu dieser Idee gekommen?**

Ich hab vor vielen Jahren ein politisches Theater gemanagt: die Berliner Compagnie; außerdem bin ich seit den 80er-Jahren aktiv in der Friedensbewegung. Daher kannte ich die Idee dieses Engagements aus der Kraft des Dezentralen. Die Verbreitung dieses Films kam aus einer breiten gesellschaftlichen Kraft, einer Bottom-up-Bewegung. Die Eventpartner haben in ihren Kommunen die wichtigsten gesellschaftlichen Basisorganisationen aktiviert und gut vorbereitet die Filmvorführungen zu einem gesellschaftlichen Event gemacht. Dabei waren sie weitestgehend selbstständig. Dieses ist für unseren neuen Film „Change: Die Revolution geht weiter“, so der Arbeitstitel, jetzt auch wieder möglich und gefragt.

## WAS BEDEUTET FÜR SIE NACHHALTIGKEIT?

ES GIBT ZWEI EBENEN. ZUM EINEN TECHNISCH GESEHEN: WIR DÜRFEN AUS EINEM SYSTEM NICHT MEHR AN RESSOURCEN USW. HERAUSZIEHEN, ALS WIR DEM SYSTEM ZURÜCKGEBEN.

DIE ZWEITE EBENE HAT MIT DER EIGENEN LEBENSGESTALTUNG ZU TUN, MIT DER BALANCE ZWISCHEN INPUT UND OUTPUT – DAMIT, WIE VIEL SEELISCHE ENERGIE ICH GEBEN KANN UND BENÖTIGE. ES IST WICHTIG, EINE SENSIBILITÄT DAFÜR ZU ENTWICKELN, WAS WIR WIRKLICH BRAUCHEN. DANN WERDEN WIR AUCH ANDERS KONSUMIEREN, ANDERS ESSEN, UNS ANDERS BEWEGEN, ANDERS ARBEITEN.

FLEISCH AUS MASSENTIERHALTUNG ZU ESSEN, IST ZUM BEISPIEL QUATSCH. ES ZERSTÖRT ZU VIEL POTENZIAL AUF DER ERDE. VIELE MENSCHEN SPÜREN DAS, ABER SIE RICHTEN IHR VERHALTEN NICHT NACH DIESEM GEFÜHL.

WENN ICH MIR DER AUSWIRKUNGEN MEINES HANDELNS AUF DIE UMWELT IN DER TIEFE MEINER SEELE BEWUSST BIN, WENN ES HIER EINE BALANCE GIBT, DANN LEBE ICH NACHHALTIG.

DER PSYCHISCHE BEREICH DER NACHHALTIGKEIT IST BEDEUTUNGSVOLL. EINE SENSIBILITÄT DAFÜR ZU ENTWICKELN: WAS IST WICHTIG – FÜR MEIN UMFELD, MEINE PARTNERSCHAFT, MEINE FAMILIE, MICH SELBST? UND DANN MEIN LEBEN DANACH AUSZURICHTEN. DARUM GEHT ES.



[www.energyautonomy.org](http://www.energyautonomy.org)  
[www.4-revolution.de](http://www.4-revolution.de)

#### Wie viele Aktionen sind damals gelaufen?

Hunderte, eine regelrechte Grassroot-Kampagne. Wir waren in 180 Orten vertreten, aber es gab wesentlich mehr Aktionen. Dieser Film hat viel ausgelöst. Er wurde in hunderten von Kinos gezeigt und auch in Werkshallen, auf Schiffen, in Universitäten. Wir sind richtig überrollt worden, es war fantastisch. Ich bin in 14 Länder eingeladen worden, viermal allein nach Japan. Es war eine Phase der Euphorie in meinem Leben. Allerdings sind wir auch ein existenzielles Risiko eingegangen und hatten unglaublich viel Arbeit. Eine sechsmonatige Drehreise in 11 verschiedene Länder hat sicherlich bei der ganzen Crew ihre Spuren hinterlassen.

#### Was war für Sie letztlich der größte Erkenntnisgewinn?

Geh über Grenzen, versuche das ganz Große anzugehen, verwirkliche deine Träume. Gib den Menschen etwas ganz Persönliches von dir mit. Ich bin sehr glücklich, dass dieser Film so viele Menschen bewegt und beglückt hat.

#### Welche Tipps haben Sie für den journalistischen Nachwuchs?

Ich bin ja öfter in Workshops für Nachwuchsjournalisten eingeladen und immer gibt es zuerst nur die Frage nach der Finanzierung. Ich würde ganz klar sagen: Richtet euch nicht nach dem Mainstream. Wählt ein Thema, das die Menschen weiterbringt. Habt Selbstbewusstsein. Ihr habt die Chance, den Menschen eine Botschaft mitzugeben. Es sollte eine positive Botschaft sein. Wählt eure Themen danach, was ihr den Menschen damit geben könnt, was sie brauchen, damit wir alle gemeinsam die anspruchsvollen Aufgaben dieser Phase der Menschheit lösen können.



**CARL-A. FECHNER** ist Diplom-Pädagoge, Journalist, Filmemacher und Produzent. Als Geschäftsführer der fechnerMEDIA GmbH ist er verantwortlich für den Inhalt und die künstlerische Gestaltung der fechnerMEDIA-Filme und -Medienkampagnen. Seit bald 25 Jahren zeigt Fechners

Unternehmen Vorbilder zu nachhaltigem Handeln – in einer Vielzahl von international preisgekrönten Dokumentarfilmen, Öffentlichkeitskampagnen und crossmedialen Medienprojekten. Nach über 50 Fernseh-Dokumentarfilmen gab er 2010 mit „Die 4. Revolution – Energy Autonomy“ sein Kino-Debüt. Sein zweiter Kino-Dokumentarfilm „Change: Die Revolution geht weiter“ ist derzeit in Produktion.

# STOFFSTRÖME

Für das Kapitel „Stoffströme“, eine noch recht junge Erzählform, haben wir zwei Arbeiten zusammengestellt. Ähnlich wie bei den Produktgeschichten wird hier die Spur eines Stoffes verfolgt.

**Ute Scheub** recherchiert, inwieweit es einen Zusammenhang zwischen dem Pflanzengift Glyphosat und einer Krankheit gibt, die im bäuerlichen Milieu sowohl bei Menschen als auch Tieren auftritt. **Fritz Vorholz** folgt für seine Geschichte der Gülle und ihrem Nitratgehalt bis ins Grundwasser. Die Erzählform „Stoffströme“ bietet viel Potenzial zu weiteren organisch-dramaturgischen Experimenten.

— „CHRONISCH VERGIFTET“ von **Ute Scheub**.

Erschienen in „Oya“ 26/2014. [S. 120]

— „VERDAMMTER DÜNGER“ und „DAS WASSER WIRD SCHLECHT“ von **Fritz Vorholz**.

Erschienen am 4. und 18.9.2014 in der „Zeit“. [S. 126]

# CHRONISCH VERGIFTET

**Fast alle Menschen auf dem Land und in der Stadt haben inzwischen das Ackergift Glyphosat im Körper.**

Von UTE SCHEUB

Erschienen in „Oya“, 26/2014

Küchengerüche liegen in der Luft des „Idinger Hofes“ in Bad Fallingbommel, aber auch Schwaden aus Zorn, Verzweiflung und Wut. Alle paar Monate treffen sich dort Landwirte und Viehhalterinnen aus ganz Deutschland. Es geht um eine unheimliche Krankheit, die ihre Existenz ruiniert hat, aber nach Meinung der Behörden gar nicht existiert: um „chronischen Botulismus“.

Ulrich Kuder, Bauer aus Thoßfeld im sächsischen Vogtland, hat zusammen mit seinem Bruder Mario rund 300 Kühe verloren. Die Geschwister hatten dieselben Symptome wie ihre Rinder: Muskellähmungen, Bewegungsprobleme und Gelenkschmerzen. Hermann Bormann, Milchbauer im niedersächsischen Ubbendorf, war stolz auf die überdurchschnittliche Leistung seiner Kühe. Bis 400 Tiere starben. Niels Bratschovsky aus dem mecklenburgischen Groß Stieten verlor 850 Tiere, auch Hofhund und Hofkatze; die Familie erkrankte.

Heinrich Strohsahl aus einem Dorf bei Itzehoe in Schleswig-Holstein musste ohnmächtig zusehen, wie innerhalb von gut zwei Jahren mehr als 1000 seiner Hochleistungskühe verendeten. Er erkrankte selbst schwer, hatte Muskel-, Schluck- und Augenprobleme, war ständig müde, und wenn er im Bett lag, fingen „alle Muskeln an zu vibrieren“. Der Hof, den er mit seinen Brüdern geerbt hatte, sollte sein Lebenswerk werden. Nun ist er ruiniert. Einen zweistelligen Millionenschaden hätten die in der „Interessengemeinschaft Botulismus“ ([www.ig-botulismus.de](http://www.ig-botulismus.de)) organisierten Landwirte erlitten, schätzt ihr Vorsitzender Klaus Wohldmann aus Demen in Mecklenburg. Er selbst musste nach dem Tod von 300 Tieren seinen Hof aufgeben, die ganze Familie wurde krank, sein jüngster Sohn ist schwerstbehindert. Der vom Schicksal schwer getroffene Mann hat den Eindruck, dass die Behörden ihn als Querulanten sehen und immer wieder schikanieren, statt ihm zu helfen.

„Das kann niemand nachvollziehen, der kein Bauer ist, wie einem zumute ist, wenn täglich Tiere sterben“, sagt Ulrich Kuder. Chronischer Botulismus breitet sich seit Mitte der 1990er-Jahre aus. Nach Schätzungen verschiedener Experten sind 2000 bis

9000 Höfe betroffen, mit Schwerpunkt in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern. Die Dunkelziffer ist extrem hoch, weil Betroffene aus ökonomischen Gründen schweigen. „Landwirte sehen sich gezwungen, Fleisch und Milch von kranken Tieren zu vermarkten“, sagt einer von ihnen. Welche Folgen das für Konsumenten hat, ist völlig ungeklärt. Das Problem geht weit über Deutschland hinaus. In den USA und Kanada sterben immer mehr Jungtiere. Der dänische Tierarzt Jörn Erri berichtet in Fallingbommel von erkrankten Herden und ruinierten Höfen in Dänemark und Schweden, andere wissen von Fällen in Belgien und den Niederlanden.

## BEHÖRDEN: DIE BAUERN SIND SELBST SCHULD

Wenn eine Krankheit von Tier zu Tier oder gar zu Menschen überspringt, ist die Definition einer „Tierseuche“ erfüllt. Doch Bundes- und Landesministerien stufen diese neue Form des Botulismus nicht als solche ein – wohl aus Furcht vor einem Lebensmittelskandal.

Obwohl das Bundesagrarministerium seit über einem Jahrzehnt von dem seuchenhaften Geschehen weiß, gab es erst 2012 eine Studie dazu in Auftrag – deren Methodik umstritten ist. Ergebnisse sind, wenn überhaupt, erst ab Mai zu erwarten. Eine Entschädigung der Betroffenen lehnte das Bundeslandwirtschaftsministerium noch unter Ilse Aigner ab. Für das Ministerium und das ihm unterstehende Bundesinstitut für Risikobewertung ist chronischer Botulismus nur eine „Hypothese zur Erklärung eines unspezifischen Krankheitsbildes“. Die Krankheit sei auf Fütterungsfehler der Landwirte und schlechte Hofhaltung zurückzuführen. Mit anderen Worten: Die ruinierten Bauern seien selbst schuld. „Seltsam“, merkt Niels Bratschovsky sarkastisch an, „dass sich in bestimmten Regionen die dummen Bauern so häufen.“

Also, was sind die Ursachen? Bei Familie Bratschovsky sind Fäulnisbakterien durch DDR-Altlasten auf den Hof gelangt, bei den Wohldmanns durch eine Fluss-Überschwemmung. In vielen Fällen

aber gibt es einen anderen Verdacht: Glyphosat. Chronischer Botulismus trat parallel zum Einsatz von glyphosathaltigem Kraftfutter seit 1996 und verstärkt seit 2005 auf.

„Nervengift für Rinder“ nennt der Zoologieprofessor Sievert Lorenzen das meistverkaufte Pflanzenvernichtungsmittel der Welt in einem Aufsatz. Und weiter: „Praktisch wie bei der Entstehung jeder Krankheit sind auch bei der Entstehung von chronischem Botulismus verschiedene Faktoren beteiligt: Einer von ihnen, das Bakterium *Clostridium botulinum*, vollzieht den Ausbruch der Krankheit, die anderen Faktoren, vor allem Glyphosat, begünstigen ihn.“ Der Professor spricht deshalb von einem „Glyphosat-Vergiftungs-Syndrom“.

## GIFT ALS UMWELTFREUNDLICHE ALTERNATIVE?

*Clostridium botulinum*, das mit Botulinumneurotoxin eines der stärksten Gifte überhaupt produziert, ist in sehr geringem Umfang natürlicherweise im Boden vorhanden. Solange sich in einer lebendigen Erde viele seiner mikrobiotischen Gegenspieler tummeln, stellt es keine Gefahr dar. In ihrer „Göttinger Erklärung“ äußerten Tiermediziner jedoch schon im März 2010 den Verdacht, es könnte sich in Biogasanlagen rapide vermehren und dann über das Ausbringen von Gärresten auf Äcker und Grasflächen den Boden kontaminieren und in den Futterkreislauf geraten. Glyphosat wiederum verändert die Zusammensetzung des Bodenlebens, so dass sich dort pathogene Keime schneller ausbreiten können.

In etlichen betroffenen Betrieben wurde inzwischen Glyphosat nachgewiesen. Die Brüder Strohsahl und andere Bauern hatten ihre Kühe mit glyphosathaltigem Kraftfutter gefüttert. Hermann Bormanns Hof liegt in der Abluftfahne eines Kraftfutterwerks, in dem Gen-Soja verarbeitet wird. Im Urin des kranken Bauern Kuder stellte die Leipziger Professorin Monika Krüger 2,29 Mikrogramm Glyphosat pro Liter fest. Das ist das 229-Fache des Grundwasser-Grenzwerts für das Agrogift, der 0,01 Mikrogramm pro Liter beträgt! Wie viel Gift der Landwirt in seinem Körper hat, darüber sagt der Wert indes nicht viel aus, denn mit Trinken lässt er sich „verdünnen“. Zudem scheiden erkrankte Menschen oder Tiere weniger Gift aus, wenn ihre Nieren bereits geschädigt sind.

Da Monsanto Glyphosat als „umweltfreundliche“ Alternative zum bodenschädigenden Pflügen anpreist, setzen Landwirte es unmittelbar vor und nach der Ernte ein, schwerpunktmäßig in den Großbetrieben Norddeutschlands. Auch so gerät es ins Stroh, Vieh- und Menschenfutter. Im bayerischen Chiemgau, wo die Rinderdichte genauso hoch ist wie im Norden, die Bauern aber fast kein

Gen-Soja verfüttern oder es im Rahmen der „Aktion Zivilcourage“ ([www.zivilcourage.ro](http://www.zivilcourage.ro)) sogar explizit boykottieren, gibt es dagegen kaum chronischen Botulismus. Und laut einer Studie der Tiermedizinerin Monika Krüger – gerade erst im „Journal of Environmental & Analytical Toxicology“ publiziert – haben Kühe aus dem gentechnikfreien Chiemgau auch fast kein Glyphosat im Urin.

Glyphosat ist ein sogenannter Chelator, der lebenswichtige Spurenelemente wie Mangan und Selen für den Organismus unverfügbar macht. Das löst Mangelerkrankungen aus sowie eine „Kaskade von Wirkungen“, so der Tierarzt Achim Gerlach aus Dithmarschen. „Wenn wir uns dieses Problems nicht annehmen, wird es in Deutschland bald keine Hochleistungs-Milchproduktion mehr geben“, warnt er. Weil Tiere Spurenelemente kaum mehr aufnehmen können, stehen sie mangelernährt, abgemagert und unfähig zu trinken vor ihren „Kraft“füttertrögen, bis sie sterben.

Monika Krüger sieht Glyphosat zumindest als „Mitverursacher“. Nach aktuellen Studien aus Leipzig und Übersee hat das Gift im Verdauungssystem von Hühnern, Kühen und wohl auch Menschen fatale Folgen: Probiotische Bakterien sterben ab, Clostridien, Salmonellen und andere Krankheitserreger nehmen rasant zu. Weil Glyphosat zudem Darmschleimhäute angreift, werden die Tiere mit den Erregern nicht mehr fertig. Bei Kühen aus konventionellen dänischen Ställen diagnostizierte das Leipziger Team Glyphosat im Urin und gleichzeitig Mangan- und Kobaltmangel sowie Leber- und Nierenschäden. Das Bundesinstitut für Risikobewertung wiegelte ab: Ein „kausaler Zusammenhang“ lasse sich durch die Studie nicht belegen. Das hatten die Forscher auch nicht behauptet, weil es wissenschaftlich unhaltbar wäre.

## FAST ALLE MENSCHEN HABEN GLYPHOSAT IM URIN

Das Leipziger Wissenschaftsteam testete auch mehrere hundert Land- und Stadtbewohner, Fleischesser und überwiegend Bio-Kost verzehrende Personen – fast niemand war glyphosattfrei. Die Werte schwankten zwischen 0,5 und 2,0 Mikrogramm pro Liter Urin, wobei Menschen mit konventionellen Ernährungsgewohnheiten ungefähr dreimal so hohe Werte wie Bio-Essende aufwiesen. Auch der Bremer Mediziner Hans Wolfgang Hoppe fand bei rund zwei Dritteln der Testpersonen das Gift im Harn. In einer „Peer-Review“-Studie fanden die Leipziger zudem heraus, dass chronisch kranke Menschen signifikant höhere Werte des Agrogifts aufwiesen als gesunde. Möglicherweise führen glyphosatverursachte Mangelerkrankungen auch bei Menschen zu chronischen Krankheiten oder verstärken diese.

## WAS IST GLYPHOSAT?

Der US-Konzern Monsanto ließ Glyphosat in den 1970er-Jahren patentieren. Es kommt in Form eines Salzes zum Einsatz und behindert den Stoffwechsel der Pflanze, so dass sie abstirbt. Glyphosat ist Hauptbestandteil von „Roundup“, dem meistverkauften Herbizid der Welt. Weil das Patent inzwischen abgelaufen ist, stellen auch Syngenta, Bayer oder chinesische Konzerne das Agrogift her. In Deutschland landen jährlich 7000 bis 15000 Tonnen auf rund 40 Prozent aller Ackerflächen.

Zur Superprofitquelle für Monsanto wurde Glyphosat durch die Erfindung der Gentechnik: Sprüht man ein Feld mit „Roundup“ ein, sterben alle Pflanzen – außer den genmanipulierten. Deutschland ist derzeit zwar noch frei davon, aber Gen-Soja aus Amerika ist auch hier seit 1996 als Kraftfutter für Tiere zugelassen. Monsanto-Lobbyisten drängen darauf, den EU-Markt im Rahmen des derzeit zwischen den USA und der EU verhandelten TTIP-Freihandelsabkommens noch weiter für Gentechnik zu öffnen – und bei Nichtzulassung Schadensersatzklagen zu ermöglichen!

Millionen Deutsche nehmen Glyphosat auf – in konventionellem Fleisch, Milch, Milchprodukten, Eiern, Sojaprodukten, Brot und anderen Getreideprodukten. Tiere werden mit Gen-Soja-„Kraftfutter“ aus Argentinien, Brasilien, Paraguay und den USA gefüttert. Jeder Bundesbürger konsumiert laut einer Studie des NABU im Schnitt jährlich 60 Kilogramm genverändertes Soja. Studien darüber, wie viel Agrogift er damit aufnimmt, gibt es nicht.

Bei Menschen, die sich biologisch ernähren, müsste die Giftdosis eigentlich bei Null liegen. Aber vermutlich über Feldverwehungen oder Gülle-Einträge ins Grundwasser haben auch sie Spuren im Harn. In meinem Urin betrug die Belastung 1,77 Mikrogramm pro Liter, bei meinem Mann 1,96 und bei meinem Sohn 0,88. Wir essen seit Jahren Bio-Kost.

Gentechfutter wird beim Import zudem fast nie kontrolliert. 2010 zogen die Behörden laut Antwort auf eine Anfrage der Bundestags-Grünen exakt sieben Glyphosat-Proben. Die NGO Testbiotech stellte 2013 auf Sojafeldern in Argentinien Überschreitungen des ohnehin hohen Grenzwerts in 7 von 11 Proben fest; der höchste Wert lag bei fast 100 Milligramm pro Maßeinheit.

Im Herbst 2012 fand „Ökotest“ das Pflanzengift in 14 von 20 getesteten konventionellen Getreideprodukten wie Mehl, Brötchen und Haferflocken. Wahrscheinliche Ursache: Seit 2006 erlaubt die EU die Vorerntetrocknung („Sikkation“) von konventionellem Getreide, Kartoffeln, Raps und Hülsenfrüchten durch Glyphosat. Den Grenzwert für dessen Gehalt in Getreide und Soja ließ die EU-Kommission 2012 klammheimlich heraufsetzen, für Soja beträgt er nun stolze 20 Milligramm pro Kilo.

Eine BUND-Studie vom Juni 2013 bestätigte: Fast die Hälfte aller Stadtbewohner in Europa hat Glyphosat im Körper. In Staaten mit intensiver Landwirtschaft – etwa Deutschland, Großbritannien und Polen – waren 70 Prozent der Menschen belastet. Das zuständige Bundesinstitut für Risikobewertung wiegelt ab: Dass immer mehr Glyphosat gefunden werde, sei „erwartbar“ und kein Grund zur Sorge. Im Gegenteil: Die täglich duldbare Aufnahmemenge könne sogar von 0,3 auf 0,5 Milligramm je Kilogramm Körpergewicht heraufgesetzt werden, verkündete es nach Auswertung neuer Studien bei einem Symposium Anfang 2014. Die Betroffenen haben also ein Problem: Sie müssen eine Kausalwirkung beweisen – was ihnen niemals gelingen kann. „In diesem Niedrigdosisbereich sind praktisch nie eindeutige Ursachen beweisbar. Deshalb können sich die Ämter aufs Nichtstun verlegen, solange es keine breite politische Bewegung dagegen gibt“, sagt ein Wissenschaftler, der namentlich nicht genannt werden will.

## UMWELTVERSEUCHER MONSANTO

In seiner Werbeschrift „Agrardialog“ behauptet Monsanto, Glyphosat sei „der am besten untersuchte Herbizidwirkstoff überhaupt“. Es blockiere wachstumsfördernde Enzyme bei Pflanzen, die bei Mensch und Tier nicht vorkämen; seine geringe toxische Wirkung sei hundertfach belegt. Die investigative Journalistin Marie-Monique Robin deckt jedoch in ihrem Buch „Mit Gift und Genen“ auf, dass unzählige Studien von Monsanto bezahlt und manipuliert wurden – auch jene, auf die sich das Bundesinstitut für Risikobewertung bezog.

Am Anfang der Gentechnik stand eine politische Entscheidung der US-Regierung unter Bush senior: Gentech ist gut, die Risiken sind wegzudefinieren. Genmanipulierte Pflanzen seien „artgleich“ mit ihren konventionellen Verwandten. Und weil Soja harmlos sei, müsse die Wirkung von Gen-Soja nicht untersucht werden („substanzielle Äquivalenz“). Dennoch waren manche Testergebnisse so katastrophal, dass Studien verfälscht wurden, etwa durch Bildung falscher Kontrollgruppen oder Unterdrückung von Todesfällen. Monsanto wurde deswegen zigfach gerichtlich verurteilt.

Wiederholt sich das Muster dieser Geschichte? Eine Manipulation der Tests besteht darin, dass sie meist mit reinem Glyphosat und nicht mit den noch viel giftigeren Beistoffen durchgeführt wurden. Besonders Zusatzstoffe wie Tallowamine und der Abbaustoff AMPA stehen im Verdacht, schwere Störungen bei der Zell- und Embryonalentwicklung sowie im Hormonsystem von Tieren und Menschen zu verursachen. Unabhängige Forscher weisen auf den starken Anstieg von Brust- und Prostatakrebs in den USA, seit Monsanto in den 1970er-Jahren mit dem Glyphosat-Verkauf begonnen hat.

Weil das Agrogift Störungen der Darmflora, der Enzymaktivitäten und des Sulfattransports verursache, sei es mitverantwortlich für den alarmierenden Anstieg von Depressionen, Herzkrankheiten, Fettleibigkeit, Autismus und Alzheimer. Andere Untersuchungen machen Glyphosat und AMPA für das weltweite Amphibiensterben verantwortlich. Wie viel Gift sich in hiesigen Gewässern befindet, weiß niemand, weil es nicht gemessen wird. In einer US-Studie war es in 70 Prozent aller Proben des Regenwassers, in 50 Prozent der Bäche und in 20 Prozent der Seen nachweisbar.

In der ZDF-Sendung „Das stille Gift“ gab ein Mitarbeiter des Bundesinstituts für Risikobewertung zu: „Wir haben keine eigenen Studien, nur die der Antragsteller.“ Da beißt sich die Schlange in den Schwanz: Weil es kaum unabhängige Untersuchungen gibt, behaupten Behörden, es gebe keinen Schadensbeweis, ergo kein Problem. Und deshalb wird nun die tägliche duldbare Aufnahmemenge noch weiter hochgesetzt. Die EU-Zulassung von Glyphosat läuft 2015 aus. Der Bundesrat hat sich im November 2013 auf Druck mehrerer rot-grüner Landesregierungen bereits für ein Verbot seiner Anwendung in Haus- und Kleingärten sowie bei der Vorerntetrocknung von Getreide ausgesprochen. Wenn genug öffentlicher Druck entsteht, bestehen Chancen, dass das Gift verboten wird – trotz der verharmlosenden Haltung der Behörden. Diesem Ziel verschreibt sich die Kampagne „Ackergifte? Nein danke!“, die vor kurzem ihre Arbeit aufgenommen hat.

Damit ist den in Fallingbommel versammelten, schwer getroffenen Landwirten allerdings noch nicht geholfen. Sie fordern ein Vermarktungsverbot für kranke Tiere, eine gewissenhafte Verbraucheraufklärung sowie einen Entschädigungsfonds. ■

## ► ENTHÜLLUNG / ACKERGIFT

# „KEIN NORMALES HONORAR HÄTTE DEN AUFWAND VERGÜTEN KÖNNEN“

**Die industrielle Landwirtschaft vergiftet unsere Böden – und damit auch unsere Nahrung. Ute Scheub recherchierte, ob es dabei einen Zusammenhang zwischen dem Pflanzengift Glyphosat und immer häufiger auftretenden Fällen einer chronischen Erkrankung unter Landwirten gibt. Sie hatte dabei wenig Freude.**

## Recherchebericht von UTE SCHEUB

In meiner ganzen Journalistenkarriere von jetzt immerhin 35 Jahren hat mir kein anderer Text so viel Aufwand und Ärger bereitet wie dieser Artikel zu den bedrohlichen Folgen des Masseneinsatzes von Glyphosat. Nein, stimmt nicht ganz, meine investigative Recherche über rechtsradikale Netze in Norddeutschland war von einer ähnlichen Größenordnung, er war aber bereits 1983 erschienen.

Den Anstoß für die Geschichte lieferte die Entdeckung eines Teams der Universität Leipzig, dass immer mehr Menschen – auch Bioesser, und, wie sich dann herausstellen sollte, auch meine Familie und ich selbst – das Pflanzengift Glyphosat im Urin haben. Gleichzeitig wurden immer mehr Fälle von chronischem Botulismus in Tierherden und Bauernfamilien beobachtet. Gab es da einen Zusammenhang? Das interessierte mich. Zudem wollte ich auf das Leid der Betroffenen aufmerksam machen, die vor den Ruinen ihrer Existenz standen und von den Behörden als Spinner und Versager abgestempelt wurden.

### DAS THEMA WAR HOCHGRADIG KOMPLEX

Ich bot dieses Thema der „taz“ bereits Ende 2012 als Dossier an. Den Text fertigzustellen, dauerte länger, als ich selbst gedacht hatte, denn das Thema erwies sich als wissenschaftlich kaum ausgeleuchtet und als hochgradig komplex. In der Redaktion fühlte sich niemand richtig zuständig, der Artikel wurde mit spitzen Fingern angefasst und von Ressort zu Ressort weitergereicht. Weil jede Redaktion andere Schwerpunkte setzen wollte, musste ich die Geschichte immer wieder umschreiben, und weil die Geschehnisse forteilten, musste ich sie immer wieder aktualisieren. Es war ein unglaublicher Aufwand. Um zu verhindern, dass ich die fünfte oder sechste oder siebte Aktualisierung vornehmen müsste, womöglich sogar wieder vergeblich, zog ich es schließlich vor, „Oya“ den Artikel zu schenken.

Der Rechercheaufwand für eine „Freie“ wie mich war so groß, dass kein normales Honorar ihn hätte einfangen können. Deshalb fand ich es am Ende für mich selbst besser, den Text zu verschenken, obwohl mir „Oya“ ein kleines Honorar dafür angeboten hatte. „Schrot & Korn“ hat mir schließlich eine kleine Summe für den Nachdruck bezahlt. Und ich konnte die Story in meinem neuesten Buch „Ackergifte – nein danke“ nochmals veröffentlichen.

### WISSENSCHAFTLICHES NEULAND

Der Aufwand war auch deshalb so riesig, weil es sich bei chronischem Botulismus selbst für die Wissenschaft um Neuland handelt – erst recht natürlich für fachliche Laien wie mich. Ich habe etliche Hängeordner voll Material gesammelt und mich mit zahlreichen Behörden, Ämtern, Wissenschaftlern und Betroffenen herumgeschlagen. Allein der extrem komplizierte Nachweis von akutem und chronischem Botulismus ist ein Kapitel für sich, zumal die zuständigen Behörden bestreiten, dass es chronischen Botulismus überhaupt gibt. Ich habe die umstrittenen Details dieser wissenschaftlichen Hintergründe schließlich allesamt im Text weggelassen, weil sie sowieso niemand verstanden hätte. Aber wenn man darüber schreibt, muss man sie trotzdem vorher begriffen haben, weil man sonst gefährliche Fehler macht.

Auch das war Teil des enormen Aufwandes: Ich musste dafür Sorge tragen, dass der Artikel keine justiziablen Folgen zeitigt und die Redaktion sich keine Gegendarstellung einfängt oder von den Agrarkonzernen verklagt wird.

Bei solchen Themen ist das gleich in mehrfacher Hinsicht schwierig: Man darf in der Darstellung wissenschaftlich hochumstrittener Hintergründe keine Fehler machen und muss dabei gleichzeitig eine verständliche Sprache pflegen. Und schließlich muss man dafür sorgen, dass man vor der Veröffentlichung einen Probeausdruck zugesandt bekommt, um mögliche von der Redaktion getätigte Fehler im Titel, in den Bildunterschriften oder in Textkürzungen zu korrigieren.

Weil mir – anders als den geschätzten Kollegen im „Spiegel“ oder „Geo“ – keine Dokumentationsabteilung zur Seite stand, ist mir trotz aller Mühe und trotz zigfachen Durcharbeitens ein Fehler immer wieder durchgeflutscht: Ich habe den Namen des im Text genannten Tagungshotels falsch geschrieben. Bitte besondere Vorsicht bei Namen und Zahlen! Hier sind Falschangaben am schwersten zu erkennen.

### DAS ECHO WAR GEWALTIG

Die Resonanz auf die Veröffentlichung in „Schrot & Korn“ war größer als die in der kleinen „Oya“. Allerdings erlebte „Oya-Online“ auch einen plötzlichen unerklärlichen Massenansturm auf die Onlineversion von Tausenden unbekannter User. Offenbar war meine Geschichte einer Gruppe von Verschwörungstheoretikern aufgefallen, die den Link über soziale Medien verbreitet hatten. Man kann sich das eigene Publikum nicht immer aussuchen.

Nachwuchsjournalisten und Jungautorinnen kann ich als Rat nur auf den Weg geben, sich anfangs nicht ein Thema mit so hohem Schwierigkeitsgrad auszusuchen. Sie laufen sonst Gefahr, ihre Motivation zu verlieren. Eigentlich schreibe ich auch selbst viel lieber „Geschichten des Gelingens“, die Menschen motivieren und Mut zur Veränderung machen.

**MIT DEM WORT „NACHHALTIGKEITS-JOURNALISMUS“ KANN ICH NICHTS ANFANGEN.**

DAS WORT ERZEUGT IN MIR KEINE INNERE RESONANZ. MIT „NACHHALTIGKEIT“ IST ZUDEM VON INTERESSIERTER SEITE SCHON SO VIEL GREENWASHING BETRIEBEN WORDEN, DASS DER BEGRIFF IN MEINEN AUGEN JEDE FARBE VERLOREN HAT. ZUDEM BEDEUTET „NACHHALTIG“ IM ALLTAGSGEBRAUCH EINFACH NUR „LANG ANDAUERND“, UND AUCH SCHLECHTES – WIE ETWA DIE WIRKUNG VON ACKERGIFTEN IM BODEN – KANN SICH BEKANNTLICH SEHR LANGE HALTEN.

ICH VERWENDE DESHALB LIEBER DIE BEGRIFFE „ZUKUNFTSFÄHIGKEIT“ ODER „NACHWÜCHSIGKEIT“. LETZTERER STEHT FÜR MICH BILDHAFT DAFÜR, DIE NACHWUCHS-FÄHIGKEIT ÖKO-SOZIALER SYSTEME ZU ERHALTEN.

Ute Scheub



**UTE SCHEUB**, freie Publizistin und promovierte Politikwissenschaftlerin, lebt in Berlin. Die mehrfach ausgezeichnete Autorin hat die „taz“ mitgegründet sowie insgesamt 15 Bücher und unzählige Texte veröffentlicht.



## VERDAMMTER DÜNGER

Wie Stickstoff aus der Gülle in den Alpen landet – und in Todeszonen im Meer.

Von FRITZ VORHOLZ

Erschienen in der „Zeit“ am 4.9.2014. Dieser Artikel entstand als „Beistück“ zum nachfolgenden Hauptartikel.

Stickstoffverbindungen stecken nicht nur in der Gülle. Sie bedrohen auf vielfältige Weise die menschliche Gesundheit, heizen den Treibhauseffekt an und sind eine der wichtigsten Ursachen für den Artenschwund. Zwar ist die Landwirtschaft mit fast zwei Dritteln die Hauptquelle der Belastung, erhebliche Stickstoffmengen kommen aber auch aus Industrie und Kraftwerksschornsteinen sowie aus den Auspuffrohren von Autos.

Stickstoffdioxid (NO<sub>2</sub>) entsteht bei Verbrennungsprozessen. Da die Substanz die Atemwege reizt, stellt sie vor allem für Asthmatiker und Allergiker ein Gesundheitsrisiko dar. Katalysator- und Filtertechnik haben die umherfliegenden Mengen seit 1990 zwar deutlich reduziert; seit dem Jahr 2000 ist laut Umweltbundesamt (UBA) allerdings kein Rückgang mehr festzustellen. Mit neueren Katalysatoren seien teilweise sogar höhere Stickstoffdioxid-Emissionen festzustellen, heißt es im aktuellen UBA-Jahresbericht.

Immer noch sind deshalb knapp 30 Millionen Bürger hohen Schadstoffbelastungen ausgesetzt. Die NO<sub>2</sub>-Konzentration übersteige an rund zwei Drittel aller verkehrsnahen Messstationen den Grenzwert der EU, laut UBA „zum Teil deutlich“.

Unter Einwirkung von Sonnenlicht kann aus Stickstoffdioxid Ozon gebildet werden. Erhöhte Ozonwerte kommen vor allem am Stadtrand und auf dem Land vor. Sie können entzündliche Reaktionen in den Atemwegen auslösen. Mikrobiologische Prozesse im Boden sorgen derweil dafür, dass erhebliche Anteile des von Landwirten ausgebrachten Düngers als Nitrat und Ammonium in Gewässern landen; in Flüssen und im Meer wird dadurch das Algenwachstum gefördert. Die Pflanzenreste werden von Bakterien zersetzt, die dabei Sauerstoff verbrauchen. Sauerstoffmangel kann am Ende sogenannte Todeszonen im Meer entstehen lassen. Weltweit gibt es einige Hundert davon. Teile der Ostsee gehören dazu.

Als Ammoniak und Lachgas gerät Stickstoff auch in die Luft. Lachgas ist ein Treibhausgas, das deutlich klimawirksamer ist als Kohlendioxid. Auf diese Weise trägt Stickstoff zur Erderwärmung bei. Ammoniak wird vom Wind verfrachtet und vor allem mit

Niederschlägen anderswo wieder am Boden deponiert – auch an Standorten, die weit weg von den gedüngten Äckern liegen: in Wäldern, in Naturschutzgebieten, womöglich sogar in den Hochalpen, das wird gerade genau erforscht. Die naturnahen Ökosysteme werden auf diese Weise gedüngt. Die bisher dort wachsenden, an stickstoffarme Böden angepassten Pflanzen, fast die Hälfte aller heimischen Farn- und Blütenpflanzen, geraten unter Konkurrenzdruck – und auf die Rote Liste. ■

## DAS WASSER WIRD SCHLECHT

160 Millionen Kubikmeter Gülle: In Deutschland verdrückt die Massentierhaltung das Grundwasser. Weil Berlin nichts dagegen tut, droht Brüssel mit Konsequenzen.

Von FRITZ VORHOLZ

Erschienen in der „Zeit“ am 18.9.2014.

Wie oft haben Wasserversorger ihren Kunden das schon erzählt: Trinkwasser ist das am strengsten kontrollierte Lebensmittel. Jeder Tropfen ist unbedenklich. Gleichgültig, ob er zum Kochen oder Trinken, zum Duschen oder Blumengießen bestimmt ist. Was aus dem Hahn kommt, ist immer „rein“ und „genusstauglich“, so wie es das Gesetz verlangt.

Und nun das.

Millionen Kubikmeter Gülle landen auf Feldern, sickern durch Böden und rinnen ins Grundwasser – in den Rohstoff also, aus dem zwei Drittel des Trinkwassers gewonnen werden. In Niedersachsen, aber auch in Baden-Württemberg und in Nordrhein-Westfalen haben Wasserversorger bereits Brunnen dichtmachen müssen; andere haben selbst Land gekauft, um es vor Gülle schützen zu können.

Teilweise könnten die Menschen nur noch durch „Notlösungen“ mit Wasser versorgt werden, sagt Martin Weyand vom Branchenverband der Wasserwerke. Die stinkende Flut aus der Massentierhaltung, sie bedroht nicht nur die Gesundheit der Wasserverbraucher, sondern ist auch ein Politikum. Die Europäische Kommission droht damit, Deutschland wegen des schlechten Wassers vor dem Europäischen Gerichtshof zu verklagen. Ausgerechnet Deutschland, den vermeintlichen Öko-Vorreiter.

Schuld an all dem ist Nitrat, eine Stickstoffverbindung, die im Kot und Urin von Schweinen, Rindern und Hühnern steckt – neben viel Wasser und allerhand übel riechenden Stoffen. Die unappetitliche Mixtur, die auch im Amtsdeutsch Gülle heißt, fördert als „Wirtschaftsdünger“ das Pflanzenwachstum, maßvoll und fachkundig auf Äckern verteilt. Doch in den Hochburgen der Fleischproduktion wird die massenhaft anfallende Gülle auf den Feldern regelrecht entsorgt. Was die Pflanzen nicht aufnehmen, landet im Wasser – in Bächen, Seen, am Ende im Meer, wo sich Algen bilden –, aber eben auch im deutschen Grundwasser.

Es geht um eine immense Menge der stinkenden Brühe, mehr als 160 Millionen Kubikmeter im Jahr. Würde man sie in Eisenbahnwaggons verladen, der Zug wäre mehr als 45.000 Kilometer lang, länger als der Äquator.

Die Brunnenverschmutzung wird von den deutschen Behörden bisher stillschweigend geduldet. Das will die EU-Kommission nicht länger hinnehmen. Sie hat bereits ein Verfahren gegen die deutsche Regierung eingeleitet. Und in einem geheimen Schreiben zur „Vertragsverletzung Nr. 2013/2199“ kündigt sie ihre Entschlossenheit an, bis zum Äußersten zu gehen, bis zur Klage.

Der Brüsseler Vorwurf: Deutschland verletze die Nitrat-Richtlinie der EU. Die Richtlinie soll sicherstellen, dass Landwirte die Gewässer nicht mehr so stark verschmutzen – oder, am besten, durch Vorbeugung erst gar nicht damit anfangen. Es ist ein Deutscher, der das Verfahren gegen sein Heimatland vorantreibt. Karl Falkenberg, Generaldirektor der Generaldirektion Umwelt, erzeugt nun auch Zeitdruck. Der großen Koalition bleiben nur noch wenige Tage, ihn zu besänftigen und kein saftiges Strafgeld zu riskieren.

Doch Streit tobt nicht nur zwischen Brüssel und Berlin. Auch die Berliner Minister sind sich in dieser Sache nicht grün. Für das Tun und Lassen der Bauern ist Christian Schmidt (CSU) zuständig, dessen Landwirtschaftsministerium oft die Wünsche des Landvolks vertritt – während Umweltministerin Barbara Hendricks (SPD) sich zwar um Gewässer zu kümmern hat, aber ausgerechnet bei der Gestaltung des Regelwerks, das den Bauern Einhaltung gebieten soll, nicht federführend ist.

Herr über die Düngeverordnung ist Schmidt, mit Hendricks muss er nur „Einvernehmen“ herstellen. Klamheimlich freuen sich deren Mitarbeiter bereits über die Hilfestellung, die nun aus Brüssel kommt. „Wenn die EU hart bleibt, ist es mir recht“, sagt ein leitender Beamter des Umweltressorts.

Hendricks gegen Schmidt, Brüssel gegen Berlin, Wasser- gegen Landwirtschaft: Die Angelegenheit hat es in sich – und es ist nicht auszuschließen, dass die Scheiße auf Deutschlands Feldern die große Koalition demnächst sogar zu Krisensitzungen zwingt. Nitrat ist eigentlich ungiftig, kann aber im Magensaft zu Nitrit werden. Das wiederum kann bei Säuglingen dafür sorgen, dass weniger Sauerstoff im Blut transportiert wird und die Kleinen dadurch ersticken. Im Körper Erwachsener droht Krebs. Zu diesem Risiko gibt es bisher zwar nur Tierstudien, trotzdem empfiehlt das Bundesinstitut für Risikobewertung, die Nitratzufuhr „so weit wie möglich“ zu reduzieren.

Deutschland handelt sich durch den laxen Umgang mit dem Nitratproblem nicht nur Streit mit Brüssel ein. Es zeigt sich einmal mehr, welche Gefahren die Massentierhaltung birgt. Die Güllewirtschaft ist eine Folge davon – und gehört zu den bizarrsten Erscheinungsformen des modernen Landbaus.

## ES RÄCHT SICH, DASS DIE DEUTSCHEN SEHR BILLIGES FLEISCH WOLLEN

Volkswirtschaftlich spielt es fast gar keine Rolle mehr, was Bauern und landwirtschaftliche Gewerbebetriebe auf Feldern und in Viehställen treiben; zur Bruttowertschöpfung tragen sie nur noch 0,8 Prozent bei, also fast nichts. Dennoch dürfen landwirtschaftliche Betriebe ihr Abwasser aus der Viehhaltung ein paar Mal im Jahr ungereinigt auf die Äcker niederregnen lassen. Verglichen mit dem Aufwand, der getrieben wird, um menschliche Abwässer zu sammeln und zu reinigen, ist das grotesk.

Die Zentren der Massentierhaltung liegen unter anderem im westlichen Niedersachsen, im nördlichen Nordrhein-Westfalen und im südöstlichen Bayern. Es sind die gleichen Regionen, die sich vor Gülle kaum retten können – und in denen ein Wassernotstand droht.

Um zu verstehen, wie es dazu kommt, muss man die Gesetze und die Chemie kennen. Die Europäer haben sich schon lange Grenzwerte für Nitrat verordnet: Mehr als 50 Milligramm pro Liter dürfen im Trinkwasser nicht enthalten sein. Der gleiche Wert gilt seit mehr als 20 Jahren auch für das Grundwasser. 50 Milligramm der Verbindung von Sauerstoff und Stickstoff entsprechen 11 Milligramm reinem Stickstoff.

Der ist eigentlich kein Schadstoff, sondern ein Grundbaustein des Lebens, der im Boden und in der Luft, in Pflanzen, Tieren und im menschlichen Körper vorkommt. Stickstoff steckt zum Beispiel im

Gras, das Weiderinder fressen; das meiste davon scheiden sie wieder aus und sorgen auf diese Weise dafür, dass neues Gras wachsen kann. Erst wenn dieser Kreislauf gestört wird, entstehen Probleme, beispielsweise im Grundwasser, aber nicht nur da.

Gestört wurde er vor gut hundert Jahren mit der Erfindung des Kunstdüngers. Das 1910 von BASF patentierte Haber-Bosch-Verfahren ermöglichte es, den in der Luft reichlich vorhandenen Stickstoff chemisch so umzubauen, dass er als Nährstoff für Pflanzen verfügbar wurde. Das ließ zwar die Ernteerträge enorm steigen; aber fortan war es eben auch möglich, Ackerbau und Viehzucht räumlich zu trennen: Die Gülle blieb bei den Tieren, die Industrie lieferte den Dünger für Spargel- und Roggenfelder. All das beschert den auf Tierhaltung spezialisierten Gebieten heute das Gülleproblem.

Die deutsche Düngeverordnung von 1996 soll es in Schach halten. Das heute aus zwölf Paragrafen und acht Anlagen bestehende Dekret listet penibel auf, wie viel Kot und Urin ein Mastbulle, ein Ferkel oder ein Schwein jährlich ausscheidet, wie viel Stickstoff im Durchschnitt darin enthalten ist – und was die Bauern damit tun dürfen. Die wenigsten Schnitzeesser ahnen wohl, was alles geschehen muss, bevor das Fleisch auf dem Teller ist.

Die Bauern müssen zum Beispiel die im Boden verfügbaren Nährstoffmengen ermitteln oder nach einem anerkannten Verfahren schätzen, dürfen zwischen dem 1. November und dem 31. Januar nicht düngen und insgesamt sowieso nicht mehr als jährlich 170 Kilogramm Stickstoff pro Hektar in Form von Gülle verteilen. Doch die Umweltziele würden damit „weitgehend verfehlt“, stellten in einer gemeinsamen Stellungnahme drei wissenschaftliche Beratungsgremien der Bundesregierung schon vor einem Jahr fest. Die Vorschriften seien zu lasch, ihre Einhaltung werde nicht streng genug kontrolliert, und die Sanktionen seien zu harmlos, heißt es in der Expertise.

2006 verschärfte die damals regierende schwarz-rote Koalition zuletzt die Regeln und beschränkte den Nährstoffüberschuss, also die erlaubte Differenz zwischen dem auf die Felder verteilten Stickstoff und der von den Pflanzen aufgenommenen Menge, auf 60 Kilogramm pro Hektar. Wird die Grenze überschritten, geschieht allerdings nichts. Anders als Falschparken wird der Verstoß nicht einmal als Ordnungswidrigkeit geahndet.

Tatsächlich liegt der Überschuss im Mittel der Betriebe bei etwa 70 Kilogramm. Dabei sind laut Umweltbundesamt schon die gesetzlich vorgeschriebenen 60 Kilogramm zu viel; allenfalls die Hälfte wäre laut der Behörde erträglich, sollen die Gewässer sauber bleiben.

Dort, wo die Gefahr hoch ist, gibt es seit Längerem gut 160 Messstellen. Die Hälfte von ihnen weist eine überhöhte Belastung aus. Die Regierung bestreitet das nicht, hat bisher aber nichts unternommen, um den Missstand zu beseitigen. Deshalb geht Brüssel gegen Berlin vor.

Die Kommission attackiert aber nicht nur die Wasserverschmutzung. Sie nennt auch die Ursache dafür: „Große Viehbestände, die sich in einer Region konzentrieren, weil ein Ungleichgewicht zwischen der Gülleerzeugung und dem Bedarf der angebauten Kulturen besteht“. Es rächt sich also, dass die Deutschen so stark auf Massentierhaltung und billiges Fleisch setzen und sogar noch stolz darauf sind, zum Nettoexporteur von Schweine- und Geflügelfleisch geworden zu sein.

Wasserwerker können ein Lied davon singen. Zum Beispiel Johann Hans, der seit mehr als einem Vierteljahrhundert Geschäftsführer des Wasser- und Abwasser-Zweckverbandes Niedergrafschaft ist. Das liegt in einem der viehreichsten Landkreise Deutschlands. In den Ställen dort stehen 113.000 Rinder und 477.000 Schweine; hinzu kommen fast zehn Millionen Stück Federvieh. Die Fleisch-erzeuger im Südwesten Niedersachsens, nahe der holländischen Grenze, halten dermaßen viele Tiere, dass Hans ständig improvisieren muss.

Johann Hans fördert Wasser aus 16 Brunnen. Jeder Tropfen, der bei der Kundschaft ankommt, enthält nach wie vor nicht mehr als 25 bis 30 Milligramm Nitrat pro Liter. Das Kunststück gelingt allerdings nur, weil Hans das Wasser mischt, solches mit überhöhtem Nitratgehalt mit solchem, das unter dem Grenzwert liegt. Außerdem hat er fünf neue Brunnen bohren lassen, um den Nitratwert stabil unter 50 Milligramm pro Liter zu halten. Dennoch steigt die Konzentration im oberflächennahen Grundwasser schon wieder an, „Vorfeldmessungen“ hätten das gezeigt – und irgendwann werde das Nitrat auch seine Förderbrunnen erreichen, schwant Hans: „Trotz der Kooperation, die wir seit 30 Jahren mit der Landwirtschaft haben.“

Er spricht tatsächlich von Kooperation: Weil die gesetzlichen Vorschriften nicht ausreichen oder nicht ausreichend umgesetzt werden, suchen die Wasserwerker ihr Heil in der Zusammenarbeit mit denen, die das Grundwasser verschmutzen. So pervers das ist – den Versorgern bleibt gar nichts anderes übrig. In der Regel ist es billiger, Bauern dafür zu entschädigen, dass sie weniger düngen und weniger einnehmen, als Nitrat nachträglich aus dem Rohwasser zu entfernen.

Die Gelsenwasser AG zum Beispiel, mehrheitlich im Besitz der Stadtwerke Dortmund und Bochum, finanziert drei Berater bei der

Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen und bezahlt zudem allerhand Schutzmaßnahmen – alles in der Hoffnung, Bauern in der Nähe der Stevertalsperre zur Mäßigung zu bewegen. Mehr als 600.000 Euro lässt sich Gelsenwasser das jährlich kosten.

Der Landwirt Anton Holz leitet die Kooperation mit Gelsenwasser im südlichen Münsterland und erklärt staatsmännisch, man sei „zum Erfolg verpflichtet“. Doch bei dem Wasserversorger weiß man nur zu gut, dass der Konflikt zwischen gutem Wasser und lukrativer Massentierhaltung dadurch nicht verschwindet. „Nicht grundlegend lösbar“, nennt das Ulrich Peterwitz, der bei Gelsenwasser für den Ressourcenschutz zuständig ist und an der „Nitratfront“ kämpft. Das Unternehmen liefert Trinkwasser an 2,7 Millionen Menschen.

Und doch wird in weiten Teilen Deutschlands um Besserung gerungen. Die 1,4 Millionen Münchner bekommen das Gros ihres Trinkwassers aus dem Mangfalltal. Dort haben die Stadtwerke München sogar Flächen gekauft, um sie an Landwirte zu verpachten – mit der Auflage, die Gewässer dabei zu schonen. Auf diese Weise sei das größte, ökologisch bewirtschaftete Gebiet Deutschlands entstanden, so die Auskunft des Münchner Wasserversorgers. Er hilft den Bauern sogar bei der Vermarktung ihrer Produkte und organisiert Bauernmärkte in der eigenen Zentrale.

In Brake an der Unterweser, dem Stammsitz des Oldenburgisch-Ostfriesischen Wasserverbandes, kämpft Egon Harms gegen zu viel Nitrat, mehr schlecht als recht gemeinsam mit den Bauern. Es gab Zeiten, da glaubte der Bereichsleiter für Gewässerschutz, die Zusammenarbeit mit den Landwirten sei erfolgreich; doch inzwischen zeigen seine Messungen im oberflächennahen Grundwasser, dass die Nitratwerte wieder so hoch sind wie vor 15 Jahren, als man anfang zu kooperieren. Harms fürchtet, es sei nur eine Frage der Zeit, bis das belastete Wasser nach unten „durchbricht“, bis zu den Förderbrunnen, 150 Meter tief. Das Wasser, das er momentan von dort fördert, ist bis zu 50 Jahre alt und noch unbelastet.

Landauf, landab kämpfen die Wasserversorger gegen das Nitrat. Mancherorts, wie in Aschaffenburg, wird es mittlerweile technisch aus dem Wasser entfernt; der Wasserpreis für die Endverbraucher hat sich deshalb verdoppelt.

Es gibt gleich mehrere Gründe zu glauben, das Gülleproblem werde nur größer. So kann Nitrat, das von den Pflanzen nicht aufgenommen wird, eine Zeit lang noch auf natürliche Weise im Boden abgebaut werden; es gelangt dann nicht ins Grundwasser. Doch das natürliche Potenzial ist mancherorts schon bald

erschöpft. Das Nitrat sickert dann ungehindert aufs Grundwasser zu, wo es mit teils jahrelanger Verzögerung ankommt. „Das dicke Ende kommt erst noch“, prophezeit Ulrich Peterwitz von Gelsenwasser.

Außerdem bekommen die hochgezüchteten Tiere heute mehr und mehr Importfutter, vor allem billiges Soja aus Brasilien. In jedem Kilogramm davon stecke fast 30-mal mehr Stickstoff als in heimischem Mais, sagt Friedhelm Taube, Agrarwissenschaftler an der Kieler Universität. Deutschland importiert also mit dem Futter große Mengen Stickstoff. Das meiste davon wird von den Tieren wieder ausgeschieden und bedroht in Form von Gülle das Wasser. Als wäre das nicht genug, begann vor etwa zehn Jahren der staatlich geförderte Boom der Biogasanlagen, die meisten stehen in den Tierzucht-Regionen. Auf 800.000 Hektar, das sind knapp sieben Prozent der Ackerfläche, wächst inzwischen die subtropische Pflanze, nur um Nachschub für die Biogasanlagen zu erzeugen. Die Gärreste enthalten aber – wie die Abfälle aus den Viehställen – große Mengen Stickstoff. Das Gülleproblem wird auf diese Weise noch größer.

### EU: AGRARMINISTER CHRISTIAN SCHMIDT IST „NICHT AMBITIONIERT GENUG“

Es verschwände natürlich, wenn Ackerbau und Viehzucht in Deutschland wieder zusammenrückten. Doch das ist politisch tabu. Stattdessen wird die Gülle selbst bewegt. Der Lieferant muss dafür bezahlen, dass er sie loswird. Wie viel, das wird inzwischen an speziellen Börsen ausgehandelt. Dann wird das Zeug in Lastern quer durchs Land gefahren, aus den Zentren der Tierhaltung heraus, hinein in die Ackerbauregionen, zum Beispiel in den Osten Niedersachsens.

Das kann teuer werden. Mehr als zehn Euro pro Kubikmeter koste es den abgebenden Betrieb, sagt Ludger Feldhaus von der Nährstoffverwertung Oldenburger Münsterland. Die Firma führt jeden Tag solche Transporte durch. Je nach Tagespreis kann das mehr sein, als der Landwirt mit einem ganzen Mastschwein verdient.

Noch müssen nur hoch spezialisierte Massenbetriebe ihre Gülle auf den Weg bringen. Geht es nach dem Bauernverband, sollen die Normalbauern davon unberührt bleiben. Auch deshalb wehrt er sich gegen jede Verschärfung des Düngerechts. Die bestehende Verordnung „hat sich bewährt“, behauptet der Präsident der Lobby, Joachim Rukwied.

Mehrere Gelegenheiten, das Grundwasser besser zu schützen, hat die Bundesregierung bereits verstreichen lassen. Sie hätte bei der Umsetzung der EU-Agrarreform dafür sorgen können, bestimmte Subventionen an den Verzicht auf Düngemittel zu binden. Sie hätte den Wunsch des Bundesrates akzeptieren können, wenigstens die Güllebehälter strengeren Auflagen zu unterwerfen. Sie hätte sich auch längst auf neue Regularien fürs Düngen selbst verständigen können. Doch alles, wozu Christian Schmidt bisher bereit ist, um das Wasser zu schützen, sei „nicht ambitioniert genug“, wie Brüssel kritisiert. Auch der jüngste, 106-seitige Entwurf einer neuen Düngeverordnung ändert nichts an dieser Einschätzung.

Im Koalitionsvertrag versprochen Union und SPD noch eine andere Düngewelt. Da wollten sie Düngemittel nur noch so eingesetzt sehen, „dass Risiken für Mensch, Tier und Naturhaushalt minimiert werden“.

Die Stunde der Wahrheit naht. ■

## ► LANDWIRTSCHAFT

### „DAS THEMA WAR KOMPLEXER, ALS ICH ANFANGS DACHTE“

**Gülletransporte quer durch die Republik und eine EU-Richtlinie, die nicht eingehalten wird: Die Landwirtschaft bietet Stoff für viele Geschichten – und Streitigkeiten. Um sich als Laie in die Grundwasserproblematik einzuarbeiten, braucht es viel Recherche. Aber die Mühe lohnt.**

#### Recherchebericht von FRITZ VORHOLZ

##### Was gab den Anstoß zu dieser Geschichte?

Ich hatte in den Monaten zuvor vor allem über die Reform des Erneuerbare Energien Gesetzes (EEG) geschrieben und war nach der Verabschiedung des Gesetzes froh, mich mit einem ganz anderen Thema beschäftigen zu können – jenseits der Energiefragen, die zwar wichtig sind, aber im Rahmen der Energiewende eine immer mehr ins Detail gehende Beschreibung verlangen. Ob die Zeitungsläser es so genau wissen wollten, war zumindest eine Frage, die ich mir stellte.

Es traf sich gut, dass ich aus regelmäßigen Gesprächen mit Vertretern des Sachverständigenrates für Umweltfragen (SRU) wusste, dass dieses Gremium ein größeres Gutachten zum Thema Stickstoff plant, in dem auch die Grundwasserproblematik eine Rolle spielen sollte. Gleichzeitig erfuhr ich, dass die EU-Kommission ein Vertragsverletzungsverfahren gegen Deutschland vorbereitete, wegen unzureichender Umsetzung der EU-Nitrat-Richtlinie. Letzten Endes war dies auch der aktuelle Aufhänger, mit dem ich das Thema redaktionsintern „verkaufte“.

##### Welche Schwierigkeiten gab es bei der Recherche?

Es gab im Grunde nur die üblichen Schwierigkeiten: Das Thema erwies sich als komplexer, als ich anfangs dachte. Da ich naturwissenschaftlicher Laie bin, fiel es mir schwer, die Chemie des aus dem Ruder laufenden Stickstoffkreislaufs zu begreifen. Auch die vielfältigen Auswirkungen der Stickstoffanreicherung jenseits der Grundwasserproblematik zu erfassen, erwies sich als schwierig, gleichwohl als besonders interessant. Ich musste mich am Ende dafür entscheiden, diese Aspekte aus der Hauptgeschichte in ein Beistück auszulagern, für das am Ende leider viel zu wenig Platz war.

Dabei ist die Stickstoffanreicherung in Gebieten abseits von Stickstoffquellen die vielleicht interessanteste Facette des Themas. Dass beispielsweise seltene und besonders schön blühende Blumen meist ausgerechnet auf den immer rarer werdenden nährstoffarmen Standorten zu finden sind, wissen selbst viele Naturliebhaber nicht – eben so wenig ist bekannt, dass die Stick-

stoffanreicherung ein Hauptgrund für den Artenschwund ist. Die Kollegen interessierte dieser Aspekt allerdings nicht so sehr. Auf das größte Interesse im Kollegenkreis stieß meine Mitteilung, dass Gülle aus den Regionen der Intensivtierhaltung mittlerweile mit Lastwagen hunderte Kilometer durch Deutschland transportiert wird.

##### Welchen Rechercheaufwand hat es gebraucht?

Ich habe – immer wieder unterbrochen durch andere, kleinere Aufträge – rund sechs Wochen für die Recherche benötigt. Die fertige Geschichte blieb dann noch einige Wochen ungedruckt, weil der Platz für aktuellere Geschichten benötigt wurde.

Teil der Recherche war eine eintägige Dienstreise von Berlin nach Dessau zum Umweltbundesamt (UBA) sowie eine zweitägige Dienstreise zur Gelsenwasser AG nach Gelsenkirchen. Den finanziellen Aufwand für beide Reisen schätze ich auf rund 300 Euro. Darüber hinaus habe ich viel telefoniert, auch um „Kleinigkeiten“ zu erfahren, zum Beispiel die Produktionskosten und Marktpreise von einem Kilogramm Schweinefleisch.

Ich habe zwecks Informationsbeschaffung gesprochen:

- mit Experten des Umweltbundesamtes
- mit Vertretern des Sachverständigenrates für Umweltfragen
- mit Beamten des Bundesministeriums für Landwirtschaft über die Novellierung der Düngeverordnung
- mit Vertretern diverser Umweltverbände
- mit Vertretern des Deutschen Bauernverbandes
- mit Vertretern von Landwirtschaftskammern
- mit Vertretern des Nationalparks Berchtesgaden
- mit Forstwissenschaftlern (weil die Stickstoffanreicherung auch Einfluss auf die Anfälligkeit von Wäldern für Windbruch hat)
- mit Agrarwissenschaftlern
- mit einem Biologieprofessor
- mit dem Bundesverband der Energie- und Wasserwirtschaft
- mit Vertretern diverser Wasserversorgungsunternehmen aus Gebieten der Intensivtierhaltung

- mit dem Statistischen Bundesamt
- mit Vertretern der EU-Kommission.

Darüber hinaus habe ich viel gelesen. Die gesammelten Papiere und Unterlagen stapelten sich am Ende auf rund 40 Zentimeter. Natürlich schlug sich nur ein Bruchteil der Informationen in der Geschichte nieder. Diese Erfahrung mache ich allerdings bei fast jeder Recherche.

Welchen Erkenntnisgewinn hatte die Geschichte für Sie?

Dass von dem, was umgangssprachlich intensive Landwirtschaft genannt wird, nach wie vor große Gefahren für Umwelt und Natur ausgehen. Ich drücke mich so gewunden aus, weil die moderne Landwirtschaft, genau besehen, eigentlich nicht „intensiv“ genannt werden kann – zumindest was den Nährstoffhaushalt angeht; sie laugt die Böden ja gerade nicht aus, das ist ja das Problem.

Darüber hinaus zeigt sich an dem Beispiel, wie aktuell die Forderung ist, Produktionsweisen und Konsumgewohnheiten zu ändern; schließlich zeigt die Stickstoffanreicherung, dass Kosten der landwirtschaftlichen Produktion nach wie vor externalisiert werden. Auf freiwillige Verhaltensänderungen der Fleischkonsumenten zu hoffen, halte ich allerdings für einen frommen Wunsch.

#### Wie war die Resonanz auf die Publikation?

Sie wurde von einigen Kollegen gelobt, als Beispiel für eine „Zeit“-typische Geschichte: überraschend, latent aktuell, viel Hintergrund. Darüber hinaus gab es ein paar böse Leserbriefe aus der Bauernschaft, aber keine offizielle „Beschwerde“ vom Bauernverband oder vom Landwirtschaftsministerium.

#### Welche Tipps würden Sie Nachwuchsjournalisten mit auf den Weg geben?

- Lassen Sie sich nicht zu „Schnellschüssen“ hinreißen.
- Recherchieren Sie lieber zu viel als zu wenig.
- Gehen Sie auch scheinbar unwichtigeren Aspekten nach – sie erweisen sich oft als überraschend und können einer Geschichte einen interessanten Dreh geben.

Mir ist bewusst, dass sich all das im Redaktionsalltag immer schwieriger umsetzen lässt.

### ÜBER NACHHALTIGKEIT ...

... SIND SCHON VIELE BÜCHER GESCHRIEBEN WORDEN UND ES LÄSST SICH TREFFLICH DARÜBER STREITEN – MIT ÜBERSCHAUBAREM ERKENNTNISGEWINN, JEDENFALLS AUS JOURNALISTISCHER SICHT. ICH EMPFEHLE EINEN BLICK IN DIE AGENDA 21, AUF DIE MAN SICH 1992 BEI DER UN-KONFERENZ ÜBER UMWELT UND ENTWICKLUNG GEEINIGT HAT. SIE HAT 40 KAPITEL UND JEDES DAVON IST EINE FACETTE VON NACHHALTIGKEIT.

Fritz Vorholz



**FRITZ VORHOLZ**, hat an der Uni Köln Wirtschafts- und Sozialwissenschaften studiert und eine Ausbildung an der Kölner Journalistenschule absolviert. Nach seinem Studium arbeitete er am finanzwissenschaftlichen Forschungsinstitut der Kölner Universität und promovierte über ein umweltökonomisches Thema. Nach seiner Promotion war er jeweils zwei Jahre bei einem Wirtschaftsverband und bei einer monatlich erscheinenden Wirtschaftszeitschrift beschäftigt. 1988 ging er zur „Zeit“.

NACHWORT

## NACHHALTIGKEIT IM JOURNALISTISCHEN FOKUS. Ein Ausblick.

Von ANJA ACHENBACH

Vielleicht sind Ihnen beim Lesen dieses Good Practice Readers besonders die farblich unterlegten Kästen aufgefallen: Alle Autoren sind gebeten worden, zu definieren, was sie unter dem Begriff „Nachhaltigkeit“ verstehen. Wie sich zeigte, gibt es unter Journalisten kein einheitliches Nachhaltigkeitsverständnis – Meinungen und Ideen gehen weit auseinander. Die Bitte aber löste in jedem Fall Emotionen aus – Positionierung und Reflexion der eigenen Rolle war gefragt.

Vier Autoren lehnten den Begriff für sich ab, weil sie das Wort zu abgenutzt und durch die Wirtschaft missbraucht fanden. Dennoch wurde Nachhaltigkeit selbst immer als positive Vision wahrgenommen. Einige Autoren beantworteten die Frage auch im Hinblick darauf, was guter Nachhaltigkeitsjournalismus bewirken könne. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse der quantitativen und qualitativen Medien- und Literaturanalysen der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus zeigen, dass der Begriff „nachhaltig“ in den Medien zunehmend verwendet wird. Weiterhin dominiert seine alltagssprachliche Verwendung, jedoch nehmen sowohl ein vernetztes Verständnis von Nachhaltigkeit wie auch ein Verständnis, das auf eine der drei Dimensionen abzielt (Ökologie, Soziales, Ökonomie), in journalistischen Texten zu. Dies lässt darauf schließen, dass der Begriff „nachhaltig“ eine zunehmende Schärfung in der gesellschaftlichen Debatte erfährt. Allerdings: Quantitativ gesehen ist der Nachhaltigkeitsbegriff insgesamt ein Nischenwort, das sich lediglich in ein bis zwei Prozent aller untersuchten Medienbeiträge finden lässt.<sup>1</sup>

Daraus resultieren zwei Aufgaben: Zum einen, den Begriff aus der Nische zu holen; zum anderen, ihn weiter zu schärfen und ihn gleichzeitig gegenüber jeglichem Greenwashing abzugrenzen. Es geht dabei nicht nur um einen Begriff, sondern um die öffentliche Auseinandersetzung mit der Frage, wie die Zukunft gut und fair gestaltet werden kann. Engagierten Journalisten kommt dabei eine besondere Rolle zu: Sie haben die Chance, etwas zu bewegen, zu inspirieren und die Gesellschaft zu transformieren.

Ein erstes Signal des Aufbruchs gibt es bereits: Initiiert und unterstützt von der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus

gründete sich das „Netzwerk Weitblick, der Verband für Nachhaltigkeit und Journalismus e.V.“. Im Mission Statement des jungen Vereins heißt es:

„Wir wollen Medienschaffende aller Ressorts zum Querschnittsthema Nachhaltigkeit informieren und bei Ihrer Arbeit unterstützen. Unser Ziel ist es, Qualität und Quantität in der Berichterstattung zu nachhaltigen Themen zu fördern.“

Auch auf diese Weise trägt die Arbeit der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus Früchte und wird fortgeführt – im Sinne eines besseren Nachhaltigkeitsjournalismus.

<sup>1</sup> Zur vollständigen Ergebnispräsentation der Medien- und Literaturanalysen: »<http://myshare.leuphana.de/8e1fdd4541d1304bfd4b36f3d5684caf>





## **WAS IST QUALITÄT IM NACHHALTIGKEITSJOURNALISMUS?**

Lange Zeit war Nachhaltigkeitsjournalismus ein Nischenthema, weit weg vom Mainstream und von den gewachsenen Strukturen unserer Medienkultur. Inzwischen gibt es erste Anzeichen, dass sich das ändert. Bis Nachhaltigkeit aber im journalistischen Alltag als Trend- und Zukunftsthema erkannt wird, das alle Bereiche des Lebens betrifft und als Matrixthema alle Ressorts durchzieht, braucht es offenbar immer noch Zeit. Trotzdem gibt es bereits Journalisten, die den Weg weisen.

Was aber ist „guter“ Nachhaltigkeitsjournalismus, was macht ihn aus? Wie lässt sich seine Qualität bestimmen, wie ließe sie sich steigern und was bräuchte es dafür? Diese Fragen trieben uns in der Initiative „Nachhaltigkeit und Journalismus“ am UNESCO Chair für „Hochschulbildung für nachhaltige Entwicklung“ an der Leuphana Universität Lüneburg drei Jahre lang an. Antworten aus der Praxis möchten wir Ihnen mit diesem Reader präsentieren.